

Badische Heimat

September

3/ 1995

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Ehs
 Sch ~~st~~ BW
 Hh
 bitte streichen
 da eigenes Ec.



Geldanlage – gezielt und systematisch



Wer seine Ersparnisse planvoll anlegen will, braucht Klarheit über die Anlagemöglichkeiten. Möchten Sie für eine größere Anschaffung sparen? Geht es um die Gründung einer eigenen Existenz oder um die Vorsorge für die Wechselfälle des Lebens? Zu jedem Ziel gibt es die richtige Geldanlage. Wir beraten Sie gern – kompetent und individuell. Sprechen Sie mit uns.

Wir machen den Weg frei

 **Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**


**Badische
Beamtensbank**

Unser FinanzVerbund:


SGZ-Bank
AKTIEGESELLSCHAFT
Karlsruhe,
Frankfurt


Bausparkasse
Schwäbisch Hall


R+V
Versicherung


Süddeutsche
Krankenversicherung


Deutsche
Genossenschafts-
Hypothekenbank


Münchener
Hypothekenbank


DIFA
Deutsche
Immobilien Fonds


Union
Investment


VR-Leasing

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00–18.00 Uhr,
Di. 8.00–12.00 Uhr,
Do. 8.00–12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg,
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:

G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG
Anzeigenverwaltung:
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG
G. Braun Verleger Services
Karl-Friedrich-Str. 14–18, 76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 65-2 33
Telefax (07 21) 1 65-73 76
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen: G. Braun GmbH

Inhalt

<i>Editorial</i>		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	341	
I. Pforzheim		
<i>Zum Stadtjubiläum</i>		
Dr. Joachim Becker; Pforzheim	343	
<i>Signale aus dem Mittelalter</i>		
Mina Roller, Pforzheim	345	
<i>Hexeneinmaleins</i>		
Gerhard Brändle, Pforzheim	355	
„Ein Acker, auf den allerlei Samen geweht“		
Wir aus Italien sind schon immer		
PforzheimerInnen		
Gerhard Brändle, Pforzheim	363	
<i>Die Flößerei in Pforzheim</i>		
Horst Frisch, Pforzheim	375	
<i>Johann Georg Friedrich Pflüger und die Erziehung der höheren Töchter in Pforzheim</i>		
Dr. Heide Hammel, Pforzheim	383	
<i>Pforzheim – eine Verlagsstadt?</i>		
Der Verlag Dennig, Finck u. Comp.		
Heinrich Fischer, Pforzheim	393	
„Die Schwaben wurden stark und die Ängstlichen mutig“		
<i>Pforzheim im Jahre 1945</i>		
Bärbel Rudin, Pforzheim	403	
<i>Planspiele, Theorien, Bomben Fußnoten zum alliierten Luftkrieg im Frühjahr 1945</i>		
Renate Schostack, Pforzheim	419	
<i>Baudenkmale der Nachkriegsepoche in Pforzheim und ihre Probleme</i>		
Christoph Timm, Pforzheim	421	
<i>Fenster zur Pforzheimer Stadtgeschichte: Der archäologische Schauplatz Kappelhof</i>		
Heike Kronenwett/Christoph Timm, Pforzheim	441	
II. Hockenheim		
<i>Hockenheim wurde vor 100 Jahren zur Stadt erhoben</i>		
Bürgermeister Gustav Schrank, Hockenheim	471	
<i>Maßnahmen zum Umwelt- und Naturschutz am Hockenheimring</i>		
Hartmut Tesseraux, Hockenheim	481	
<i>Denkmalpflege und Stadtsanierung in Hockenheim</i>		
Josef Hauck, Hockenheim	485	
III. Literatur		
<i>Gedenkblatt für Ernst Niefentaler (1894-1970)</i>		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	495	
<i>Spiegelbilder</i>		
<i>Auf Umwegen zu Wilhelm Hausenstein</i>		
Dr. Johannes Werner, Elchesheim	503	
IV. Freiburg		
<i>1920: „Tiefenste Zeit“</i>		
<i>Das Programm der 800-Jahrfeier in Freiburg</i>		
Adolf Schmid, Freiburg	511	
„Die Stunde des Todes bleibt unbekannter als x“		
<i>Ein Gang durch den Alten Friedhof in Freiburg</i>		
Adolf Schmid, Freiburg	517	
<i>Rot und weiß – Freiburg und Innsbruck Zur Begründung der Partnerschaft der beiden geschichtlich verwandten Städte</i>		
Gernot Umminger, Emmendingen	529	
V. Buchbesprechungen		542

Editorial

COUNTDOWN FÜR BADISCHE KUNSTSCHÄTZE

Es geht um Unwiederbringliches

Am 28. August 1995 berichteten die Badischen Neuesten Nachrichten, daß der Direktor des Badischen Landesmuseums, Dr. Harald Siebenmorgen, die „halbe Einrichtung des ehemaligen Schlosses von 1918“ im Auktionskatalog des Hauses Sotheby's gefunden habe. „Ich hoffe, daß jetzt vielen Leuten die Augen aufgehen, um welche Schätze es sich da überhaupt handelt“.

Natürlich kann man von einer Landesregierung nicht verlangen, daß sie ein von Spezialisten bearbeitetes Inventar in Auftrag gibt, um die Schätze des markgräflichen Hauses in ihrem endgültigen Wert taxieren zu können. Aber man darf erwarten, daß das Kabinett von den vielfältigen Informationsmöglichkeiten Gebrauch macht, um zu einem sachgerechten Urteil zu kommen. Stattdessen bewegte sich die Behandlung des markgräflichen Verkaufersuchens am Anfang auf dem Niveau der Stammtischpolitik: „Fürsten-Nippes“ und „Keine Mark dem Markgrafen“. Statt alte sozialdemokratische Aversionen gegen Fürstenhäuser zu pflegen, hätten sich die Verantwortlichen in Baden-Baden ein Bild von den zum Verkauf anstehenden Kunstschatzen machen sollen. Dies ist unglaublicherweise nicht geschehen.

Politisch unverantwortlich sind diese Versäumnisse auch deshalb, weil es sich ja nicht nur um „badische Kulturgüter“ und „badische Empfindlichkeiten“ handelt, sondern um Kulturgüter des Landes Baden-Württemberg. Es besteht nach dem jetzigen Informationsstand kein Zweifel daran, daß das Land Baden-Württemberg das beschämende Spektakel des „Ausverkaufs badischer Kulturgüter“ sich hätte ersparen können, wenn das Angebot des Markgrafen von Anfang an ernstgenommen worden wäre. Aber auch von Seiten des Markgrafen hätte man erwarten dürfen, daß er geschicktere und diskretere Verhandlungswege wählt.



25 000 OBJEKTE

15 TAGE AUKTION



Das Tor zum Neuen Schloß in Baden-Baden

SOTHEBY'S

LEONARD BLOOM

AUKTION DER "SAMMLUNG DER MARKGRAFEN UND GROSSHERZÖGE VON BADEN" VOM 5. BIS 21. OKTOBER 1995 IM NEUEN SCHLOSS IN BADEN-BADEN. VORBESICHTIGUNG: 30. SEPTEMBER BIS 3. OKTOBER 1995

Bestellen Sie den siebenbändigen Katalog telefonisch unter: 089/ 29 09 51 50 oder per Fax: 089/ 29 92 71 oder per Brief (unter Beilegung eines Verrechnungsschecks über 100 DM) bei Sotheby's, Odeonsplatz 16. 80539 München

Wenn erst Ende August mit Verteilung des Auktionskataloges Politikern, Fachleuten und der Öffentlichkeit klar wird, welche Werte zum Verkauf anstehen, muß der Handlungsspielraum gering bleiben und die Aktionen geraten unter Druck. 42 Millionen Mark hat das Land inzwischen für den Erwerb wichtiger Objekte bereitgestellt, genauso viel wäre nochmals als Spenden aufzubringen, um weitere wichtige Objekte zu erwerben.

Was bleibt für die kurze Zeit bis zu der Eröffnung der Auktion am 5. Oktober?

Hoffnung auf Großsponsoren und Spenden der Bürger. Die Rega Kongreß- und Ausstellungsorganisation hat am 18. September eine „Last Minute-Aktion“ unter dem Motto „Badische Kunstschatze bleiben im Land“ anlaufen lassen.

Das Spendenkonto lautet:

Badische Beamtenbank Karlsruhe

Kto.-Nr. 5 100 000

Bankleitzahl 660 908 00

Spendenbescheinigungen ab DM 100,00 können bei Rega Kultur-Dialog Waldstraße 71, 76133 Karlsruhe angefordert werden.

Die Spenden werden für koordinierte Anläufe von Objekten bei der Auktion in Baden-Baden verwendet, wie für das Badische Landesmuseum, die Badische Landesbibliothek, das Generallandesarchiv, die Staatliche Kunsthalle in Karlsruhe sowie für andere Museen badischer Städte und für die Schlösser- und Gartenverwaltung. Über die Aufteilung der Mittel bestimmt ein Experten-Kuratorium mit Prof. Dr.

Harald Siebenmorgen, Dr. Johannes Gut, Hansjörg Wahl und Vertretern der anderen oben genannten Einrichtungen.

Auch jede kleine Spende trägt dazu bei, weitere Kunstschatze zu retten. Spenden sind möglich bis zum 20. Oktober 1995!

Nach der nun unvermeidlich gewordenen Versteigerung eines Teiles der markgräflichen Sammlungen, werden wir uns fragen müssen, was die Vorgänge für die politische Mentalität des badischen Landesteiles bedeuten. Wie ist es möglich, daß dem da und dort sporadisch verbal geäußerte Protest nicht die Formierung eines politischen Willens folgte? Gibt es tatsächlich nur noch Heidelberger, Mannheimer, Karlsruher, Pforzheimer, Rastatter, Offenburger und Konstanzer und keine gemeinsamen Interessen des badischen Landesteiles? Ist dieses Baden so sehr ins Kulinarisch-Unpolitische abgedrängt, daß es in liberaler Gelassenheit auch noch seine eigene Geschichte unter den Hammer gibt? Das Ansinnen, badische Kulturgüter versteigern zu lassen, hätte den vehementen Widerstand von Abgeordneten, Landräten, Oberbürgermeistern und Bürgermeistern und Bürgern in einer gemeinsamen Aktion hervorrufen müssen. Daß sich ein solcher konzertierter politischer Wille nicht gebildet hat, scheint mir das Bedenklichste an der ganzen Sache. Wann wird der badische Landesteil endlich begreifen, daß er „Wirklichkeiten zu vertreten hat“, um ein schönes Wort Wilhelm Hausensteins aufzugreifen?

Heinrich Hauß
Schriftleiter

Umseitig: Anzeige „Sotheby's“ in der Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16. September 1995, Nr. 216, Seite 41



Zum Stadtjubiläum



Das Landesverein der „Badischen Heimat“ hat das Stadtjubiläum Pforzheims in den Mittelpunkt dieser Ausgabe gestellt. Ich freue mich über diese Bereitschaft, sich auf die histori-

schen Spuren unserer Stadt zu begeben. Im Zeitalter eines sich immer schneller vollziehenden gesellschaftlichen Wandels kommt der Besinnung auf die eigenen Wurzeln immer größere Bedeutung zu. Unsere Aufgabe ist es, die Erinnerung gegen die Ströme des Zeitgeschehens zu wahren und zu schützen.

Mit der Vielfältigkeit städtischen Lebens, aus dessen Fülle und Reichtum können die Bürgerinnen und Bürger reichlich schöpfen. Es liegt in unserer Verantwortung, das, was unserer Stadt als Schicksal zugebracht oder durch die Kräfte von Natur oder Menschen in Gang gesetzt worden ist, der Erinnerung zu erhalten, damit wir uns nicht selbst fremd werden.

Die „Badische Heimat“ hat sich zusammen mit den Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe der Herausforderung dieser Erinnerungsarbeit unter vielfältigen Aspekten gestellt. Es ist eine Suche nach Wahrheit – eine der ehrenhaftesten Aufgaben des Menschen überhaupt. Dafür danke ich dem Verein, dem ich auch für seine zukünftige Arbeit Beharrlichkeit und Erfolg bei der Festigung des humanen Wertes des Begriffs „Heimat“ wünsche.

Dr. Joachim Becker,
Oberbürgermeister

Die Schriftleitung dankt Herrn Dieter Essig von der Ortsgruppe Pforzheim der Badischen Heimat für seine tatkräftige und umsichtige Hilfe bei Erstellung des „Pforzheim-Schwerpunktes“ dieses Heftes.



Pforzheim: Drei-Flüsse-Brunnen. Im Hintergrund Bezirksamtsturm.

Foto: Günter Beck, Pforzheim, vermittelt durch Stadtinformation Pforzheim

Signale aus dem Mittelalter:

Ängste – Hoffnung – Glaube – Rettung

Pforzheim hat nur wenige Überreste aus seiner mittelalterlichen Geschichte bewahren können. Dazu gehört ein steinernes Bilderrätzel von ganz besonderer Faszination. Es ist das Relief auf dem Torbogen des Westportals der Altstadtkirche, das romanische Tympanon aus der Zeit gegen Mitte des 12. Jahrhunderts. Seine Geheimsprache lockt zur Entschlüsselung, noch oder gerade heute, obwohl sich auch die neuesten Versuche auf einen Gewährsmann der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert beziehen.

Zugegeben, es ist schwer, sich ohne jede Hilfe von Buchstaben in die Vorstellungswelt der Menschen vor fast 1000 Jahren zu versetzen, auch nur annähernd begreifen zu wollen, welchen Eindruck es auf den von Arbeit, Armut und Ängsten geplagten Ackerbürger der Marktsiedlung „Phorzheim“ (so der Name in einer Urkunde von 1067) machte, wenn er vor dem Tor seiner Kirche stand und hinauf sah zu dem merkwürdigen Bild. Weiterhin schwer ist es für uns, ohne zusätzliche bildlichen Darstellungen an Ort und Stelle (etwa am übrigen Portal)



Pforzheim, Altstadtkirche St. Martin – Tympanon Mitte 12. Jahrhundert

gewissermaßen einen aus dem Zusammenhang gerissenen Text zu lesen.

Aber es gibt hilfreiche Methoden. Da die romanische Kunst eine feste, traditionsgebundene Formensprache hat, läßt sich durch Vergleiche an anderen Baudenkmalern derselben Zeit vieles deuten. Man kann zeitgenössische Beispiele der Wandmalerei, der Buchmalerei, Texte der Zeit zu Hilfe nehmen, um zur Dekodierung des Geheimnisvollen zu kommen.

Gehen wir vom Gesicherten aus, so wissen wir, daß die Altstadtkirche eine der Martinskirchen ist, die meist auf Gründungen der Franken im frühen Mittelalter zurückgehen, daß sie seit dem 11. Jahrhundert dem Patronat des Klosters Hirsau unterstand, und man darf vermuten, daß Handwerker aus der Hirsauer Bauerschule am Bau der Pforzheimer Basilika maßgebend beteiligt waren. Fest steht auch, daß das Relief Teil des Kircheneingangs war (und ist) und daß der Aufbau und die Komposition eines romanischen Portals seit dem 8. Jahrhundert streng geregelt war: der Schwellenbereich, oft von Löwen bewacht, hatte Abwehr- und Verteidigungsfunktion, das Halbbrund über der Kirchentür war verlangt und galt als Sinnbild des Himmels. Das Tympanon als Krönung des Portals verhieß ewiges Heil. Sein Thema war die Macht und Herrlichkeit Christi. Der Bezug auf Christus fehlte nie in der Torwölbung, er wurde als Herr der Welt und der Zeit, auch als Weltenrichter im Zentrum des Tympanon dargestellt.

Betrachten wir nun das Relief in Pforzheim zunächst mit den Augen des 20. Jahrhunderts, so glauben wir, ein Durcheinander von Ornamenten und Tieren und eine menschliche Halbfigur zu sehen, säuberlich gefaßt in einen ornamentalen Rahmen. Aber um etwas vom Bildinhalt zu verstehen, müssen wir versuchen, mit den Augen des 12. Jahrhunderts zu sehen. Man muß sich dazu in diesen verwirrenden Formen- und Zeichenwald begeben und sich dabei von den erwähnten Helfern der damaligen Zeit durch ihre überkommenen Zeugnisse führen lassen. Dann kann es einem schließlich ergehen wie Umberto Eco, dem Mittelalterkenner und Autor eines berühmten Mittelalterkrimis: die Gegenwart kennt man nur aus dem Fernsehen, also in fremder Aufbereitung, über das Mittelalter kann man sich Kenntnis aus erster

Hand verschaffen. So beginnen wir, uns auf dem Relief zurechtzufinden. Dabei ist für die Deutung alles wichtig, das Symbol selbst ebenso wie die Stelle, an der es vorkommt, ob links oder rechts, unten oder oben, zentral oder am Rand, das Ornament oder die Anzahl der Zeichen.

Das ganze Halbbrund, Symbol des Himmels, ist, wie erwähnt, gerahmt. Es ist abgegrenzt gegen andere Architekturteile. Auf dem Türsturz liegt ein Streifen von 14 Feldern mit gekreuzten Stäben, von denen 13 als 8-strahlige Sterne angesehen werden können. Sie könnten, wie es auch in der Buchmalerei des Apokalypsenkommentars des Beatus Liebanensis (10. Jh.) der Fall ist, den himmlischen vom darunter liegenden irdischen Bereich trennen. Der Himmel selbst wird in einen unteren Teil, das mit Sternen besetzte firmamentum, und in einen oberen Teil, den „feurigen“ Himmel, geschieden, in dessen Licht Gott lebt. Der Stern ist in der Bibel Hinweis auf den Messias, der achtzackige ist Christi Zeichen. Er dient oft als Grundlage von Ornamentmustern. Zwischen dem 9. und 11. Stern befindet sich ein (Andreas-)Kreuz, das Zeichen X (der griechische Anfangsbuchstabe des Wortes Christus). Am rechten Ende (vom Betrachter aus) folgt ein Kreuz im Kreis, Sinnbild der Herrschaft Christi. Das in einen Kreis eingeschriebene Kreuz ist auch symbolisch für die Verbindung von Himmel und Erde, und daher ist es gerade hier an dieser Nahtstelle zum himmlischen Raum besonders verständlich. Wie ein Regenbogen steigt von links eine Wellenranke mit Blättern auf, in der Bogenmitte ist die Welle dreifach, sie endet oberhalb des Kreuzes im Kreis (rechter Rand).

Wenn gleich, wie betont, nichts unwichtig ist, – so könnte das umrahmende Ornament das Auf und Ab alles Lebens, Bewegung symbolisieren, – ist doch das Bildfeld natürlich viel spannender. Da für die Funktion der Zeichen ihr Platz ganz bedeutsam ist, wollen wir im folgenden die Seitenangaben so machen, wie es in der christlichen Kunst üblich ist, d. h. vom Bild, nicht vom Betrachter aus.

Unten links und rechts fallen zwei Flechtwerke, nicht ganz identische vierfach geschlungene Knoten, auf, Zeichen, die genau so auf einer Platte eines Lesepultes aus St. Aurelius



Abb. 1 Flechtwerkplatte aus St. Aurelius, Hirsau um 830

Wolfig. Urban, Wilhelm von Hirsau, Schwabenverlag Ostfildern 1991

in Hirsau oder auf Chorschrankenplatten der Reichenau (Niederzell, St. Peter und Paul) vorkommen [Abb. 1 und 2]. Diese Platten stammen aus karolingischer Zeit (9. Jahrh.), und das Flechtwerk ist eine Eigentümlichkeit lombardischer Kunst. Knoten spielen seit alters eine große Rolle in der Magie vieler Völker, und auch das Christentum glaubte an eine Bindung widergöttlicher Kräfte im Knoten, (obwohl Bonifatius im 8. Jahrhundert ein Verbot der heidnischen Flechtbandmuster erlassen hatte). Durch Christus wird der vierfache Knoten, d. h. die Weltgebundenheit, gelöst. Auch übelabwehrende Bedeutung wird dem Knoten zugeschrieben (apotropäisch).

Die zentrale Achse des Reliefs (von unten nach oben) wird beherrscht von einer Halbfigur eines Mannes mit mächtigem Schnurrbart und auffallender Frisur. Darüber kreist förmlich eine große Flechtkomposition, bestehend aus einem Kreis mit vier nach außen geöffneten Halbkreisen, die zwickelartig zu Dreiecken verbunden sind; oben auf dem Kreis sitzen drei zungenartige Flammen. Erinnern wir uns, daß in der Tympanonmitte die Verherrlichung Christi darzustellen ist. Christus kann dabei unter einem Regenbogen oder in einer Mandorla, einem mandelförmigen Oval, sitzen oder von einem Strahlenkranz, einem Nimbus, umgeben sein.

Meiner Überzeugung nach gehört auf unserem Relief die menschliche Figur und die Flechtkomposition eng zusammen, es gibt

auch am Kopf Berührungspunkte. Man mag auch ein Relief aus Rozier-Cotes-D'Aurec (Loire) vergleichen [Abb. 3], das „der Erlöste“ genannt wird, ein knieender Mann mit Schnurrbart und dem gleichen Halsausschnitt am Gewand wie unsere Figur, dessen Kopf umgeben ist von Spiralförmigen und Sonnenzeichen und der in seiner Rechten eine Kugel hält. Der Mann der Altstadtkirche, der so sehr einem Kelten der Antike ähnelt, dessen Barttracht aber auch von Franken oder Langobarden getragen wurde, muß der in den „feurigen“ Himmel Gottes aufsteigende Christus sein, „Mensch und Gott, der eine Person ist, aus und in zwei Naturen, der als Mensch seine Aufgabe erfüllt und gelitten hat, gestorben, auferstanden und gen Himmel aufgefahren ist“ (Auszug aus dem Glaubensbekenntnis des bekannten mittelalterlichen Theologen Peter Abaelard von 1130). Er hat den Kampf gegen die Finsternis überstanden und ist im Licht. Das „Lichtrad“ berührt seinen Kopf.

Licht, dessen Wirken vertraut, dessen Wesen unfaßbar ist, dieses Unstoffliche, Gott und Leben, muß im Bild dargestellt werden. Dazu kann das Kraftfeld des Nimbus dienen, das vierspeichige Rad als Sonnensymbol oder der Goldgrund in der Malerei. Berührung des Kraftfeldes überträgt göttliche Funken. Auf dem Pforzheimer Relief hat der Bildhauer diese mächtige Kreiskomposition verwandt, die angelsächsischen Einfluß verrät, vielleicht durch St. Gallen vermittelt, ein Symbol des

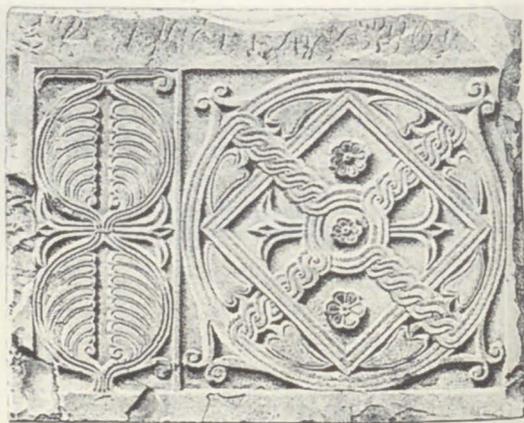
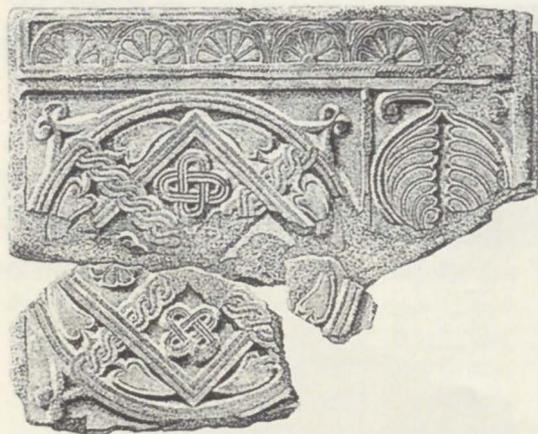


Abb. 2 Chorschrankenplatten aus St. Peter und Paul, Niederzell/Reichenau um 800



Abb. 3 Relief „Der Erlöste“ aus Rozier-Côtes-d'Aurec (Loire)

Ingeb. Tetzlaff, Romanische Kapitelle, Du Mont Köln, 6. Aufl. 1988

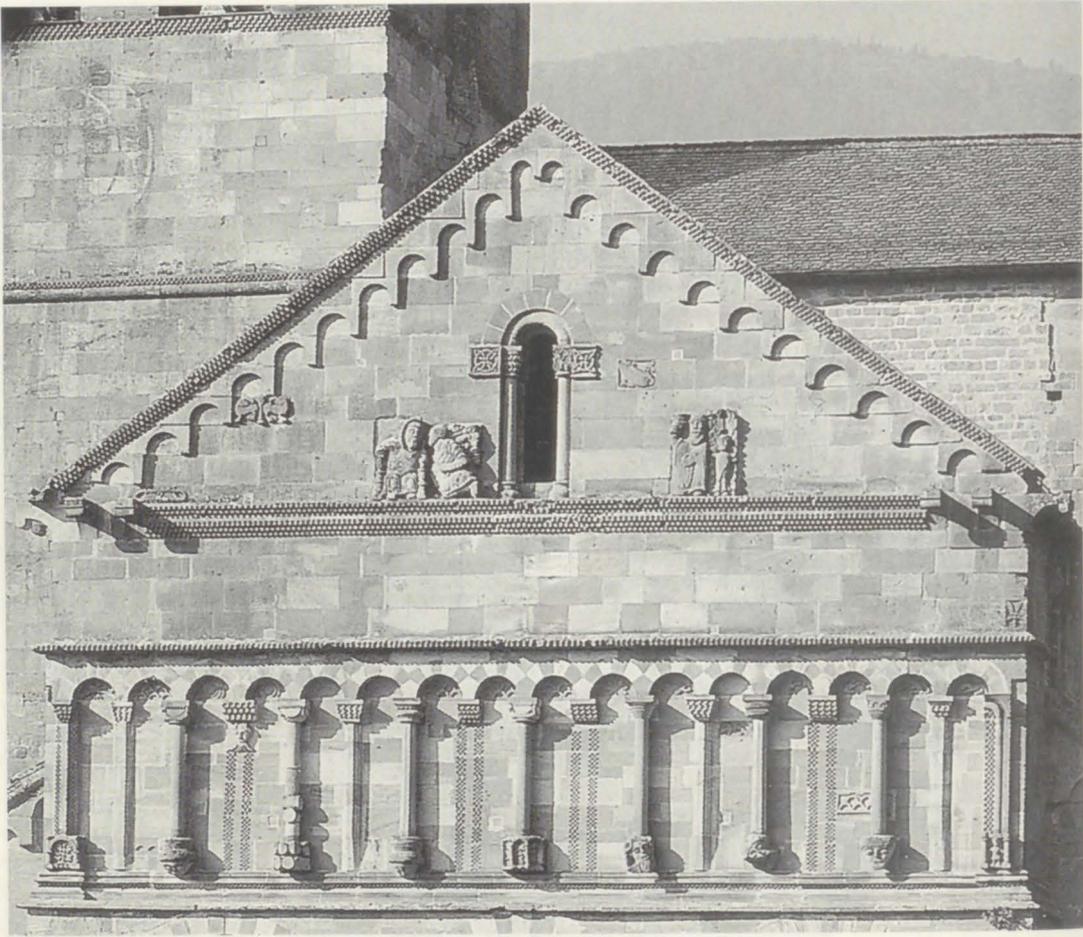


Abb. 4a Apsis der Abtei Murbach/Elsaß, 12. Jh.

Phil. Legin, Die Abtei Murbach

Lichts, aber auch der Zeit, des In-sich-Kreisens, der Bewegung. Ein ganz ähnliches Flechtwerk findet sich am Giebel der Apsis der Abtei Murbach im Elsaß, dessen Skulpturen mit denen in Hirsau verwandt sind (um 1100); es wird an dieser Stelle als Symbol für Gott, den Herrn des Alls, gedeutet [Abb. 4 a u. 4 b]. Übrigens mag man sich erinnern, daß die Scheibe als Modell des Universums nicht nur symbolisch, sondern wissenschaftlich als sog. Astrolabium vom berühmten Hirsauer Abt Wilhelm in seiner Regensburger Klosterzeit (1060/70) geschaffen wurde (Original in Regensburg, Abguß in Hirsau). Zu den drei Flammenzungen könnte zum Vergleich eine Personifikation des Lichts in einer elsässischen Miniatur des 12. Jahrhunderts herangezogen werden: Eine Jünglingsgestalt hält zwei Schalen mit je drei Flammen in

den Händen (mit der Bezeichnung Lux = Licht), und über ihrem Kopf bestrahlt sie die Sonnenscheibe (Sol). Die Zahl 3 ist die himmlische Zahl, unteilbar, Sinnbild der Dreifaltigkeit. Zentrum unseres Bildfeldes ist also Christus, Teil des machtvollen göttlichen Kraftfeldes, der Herr der Welt und der Zeit. Man denkt an das Markusevangelium 1, 14, wo Jesus spricht: Die Zeit ($\text{Καίρος} = \text{Kairos}$) ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.

Was verkündet das Evangelium? Darauf antworten die übrigen Zeichen. Links unten neben der Figur (linke Seite und untere Zonen bedeuten weniger Gutes) liegt ein Löwe an der Kette, sein Maul ist geöffnet. Der Löwe ist ein altes, vieldeutiges Symbol. Er kann negative und positive Bedeutung tragen. In seiner nega-

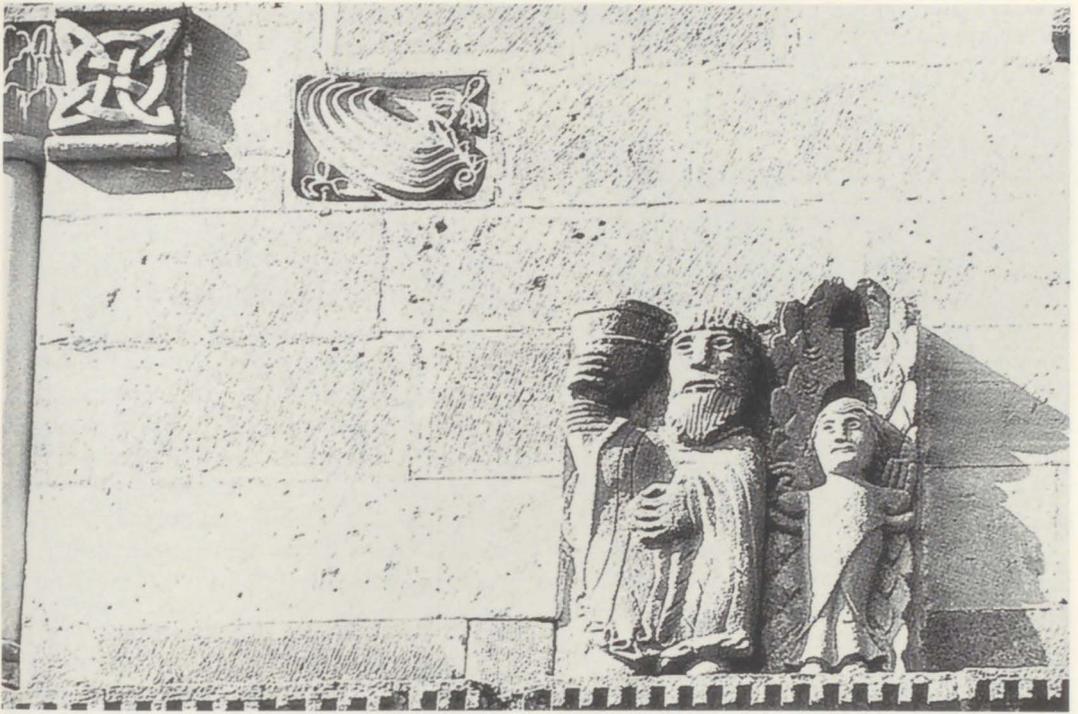


Abb. 4b Detail von der Apsis in Murbach, 12. Jh.

Phil. Legin, Die Abtei Murbach

tiven Rolle verkörpert er das Böse, den Satan (vor allem der reiße oder brüllende Löwe), die Finsternis, den Tod. Er ist auf unserem Bild bereits an die Kette gelegt, überwunden. Auf einer Zeichnung von 1750 wurde ein kleineres Tympanon von einer anderen Türe festgehalten, das jetzt verschwunden ist: da ist der Löwe noch nicht gefesselt, doch die Kette liegt bereit. Diese Kette wird nach der Apokalypse von einem Engel gebracht, um den Teufel für 1000 Jahre zu fesseln. Diesem Vorgang ist in der bereits erwähnten Beatus-Handschrift des 10. Jahrhunderts ein großes Bild gewidmet. Zum Symbol des Löwen sei in diesem Zusammenhang auf den Beginn des Markusevangeliums im Echternacher Codex, einer Handschrift des 11. Jahrhunderts, hingewiesen, da heißt es: „Gegen den Löwen, den Teufel, laß auftreten, o Markus, den Löwen Christus!“

Damit fällt unser Blick auf die rechte Seite oben neben dem Lichtsymbol: wieder ein Löwe, größer, sanfter als der andere, beide Löwen haben den „Schwanz eingezogen“ (ähnlich zwei gegenständige Löwen in Murbach) [Abb. 5]. Vor der Brust des Löwen, ihm zuge-

wandt, befindet sich eine Taube. Hier ist der Löwe ganz positiv zu deuten, er ist Sinnbild der Sonne, Christussymbol, er steht für Auferstehung, Lebenserneuerung, er ist Seelenerwecker. Denn die Taube vor ihm ist Sinnbild der Seele (so z. B. im Beatuskommentar). Daß er Seelen erwecken kann, wird ihm zugeschrieben nach dem sog. Physiologus, einem antiken natur„wissenschaftlichen“ Volksbuch, das in der Kunst des Mittelalters viel gebraucht wurde. Dort wird berichtet, daß der Löwenvater seine totgeborenen Jungen anhaucht und nach drei Tagen zum Leben erweckt (Darstellung z. B. auf einem Fresco von Giotto in der Arena-kapelle in Padua).

„Dieser Löwe ist Christus, der durch seine Auferstehung die Tore der Unterwelt zerbrochen hat, der nie schläft, nirgends schläft in Ewigkeit“. (Codex aureus von St. Emmeran, Regensburg, 9. Jh.). Links vom Lichtkreis steht ein Hahn, groß wie der Löwe. Es ist kein Basilisk, welcher zwar ein hahnähnliches Tier ist, aber einen Schlangenschwanz hat und das Böse verkörpert. Vielmehr ist der Hahn seit der Antike Vogel der Lichtgottheit, der Dämonen

bannen kann. Er ist mit Asklepios, dem „Heiler“, verbunden. Bei den Christen kann er Christi Attribut sein. Als Kündler des Tages ist er Symbol der Auferstehung und der Wiederkunft Christi. Er ist (wie der Löwe) Seelenerwecker. Er ruft auch zu Reue und Buße und weist auf die Pflichten des Predigers hin. Seit dem 9. Jahrhundert ist er als Kirchturmhahn Symbol des Sieges Christi über die Nacht des Todes. Der Tierfries am Baptisterium des Domes in Parma (um 1200) zeigt beide Komponenten, den „bösen“ Basilisk und den „guten“ Hahn [Abb. 6], zwar nicht miteinander kämpfend, aber doch Symbole für die Spannung des Kampfes zwischen Licht und Finsternis, zwischen Göttlichem und Widergöttlichem, Hauptgegenstand der romanischen Kunst.

Es bleibt noch übrig, auf die verschiedenen Kreuzeszeichen (auf der linken Bildhälfte) hinzuweisen. Da sind die bereits geschilderten

zwei Kreuze in der unteren Leiste, das X als Christusmonogramm und das Kreuz im Kreis, die Herrschaft Christi bezeichnend. Unter dem Hahnenschwanz, etwas anders gestaltet, noch ein Kreis mit Kreuz. Auf diese Weise wird Brot auf dem Tisch des letzten Abendmahls dargestellt, aber es muß hier nicht so gedeutet werden. Schließlich ist das Kreuz für die Christenheit das wichtigste Symbol, wenn auch nicht von Anfang an. Das gleiche Zeichen findet sich zweimal auf einem Kämpfer im Klostermuseum Hirsau. Zwischen Hahn und Flechtkomposition steht noch ein einfaches, aber auffallendes lateinisches Kreuz, das mit Längs- und einem Querarm in den alles beherrschenden Lichtkreis reicht, der seinerseits wieder von einem X (Andreaskreuz) durchflochten ist, das die Kreismitte mit seinen inneren Schnittpunkten bildet. Mit Hilfe verschiedener Kreuze wird also gerade die linke Seite, wo die Ängste



Abb. 5 Tympanon des Südquerschiffarms, Murbach um 1110

Phil. Legin, Die Abtei Murbach



Abb. 6 Tierfries vom Baptisterium des Domes in Parma um 1200

Photo der Verf.

und Zweifel am stärksten sind, überwunden und Christi Macht und Sieg gefeiert.

Als echten Schatz aus dem Mittelalter können wir also das Tympanon der Pforzheimer Altstadtkirche betrachten und als augenfällige Möglichkeit, ins Wesen romanischer Kunst einzudringen oder zumindest sich ihr zu nähern. Auch auf die Frage, warum gerade hier und um diese Zeit das Werk entstand, gibt es Antworten. Nachdem im Jahre 1000 nicht der erwartete Weltuntergang stattgefunden hatte, setzte eine Zeit allgemeiner Erneuerung ein. Neue Kirchen wurden gebaut, in den Formen der Kunst griffen Handwerker und Künstler auf verschiedene Quellen zurück: auf die Antike, das Frühchristentum, auf Byzantinisches, „Barbarisches“ (Keltisches, Germanisch-Langobardisches), Elemente, die zur romanischen Kunst verschmolzen. Die Bildprogramme wurden von der Geistlichkeit festgesetzt, die Ausführung lag teilweise in der Hand von Mönchen. Die Bauhandwerker kamen weit herum, Bauschulen und Bauhütten konnten in verschiedenen Gegenden Europas ihren Einfluß wirken las-

sen. So auch das bedeutende Kloster Hirsau, und dies erst recht an einem nahegelegenen Ort wie Pforzheim, der um 1100 zu $\frac{5}{8}$ mitsamt der Pfarrkirche in Klosterbesitz war. Hirsau spielte im Investiturstreit zwischen Papst und Kaiser eine entscheidende Rolle zugunsten des Papstes und sah in der Unterweisung von Laien durch Predigten eine ganz besondere Aufgabe. Hirsaus Gegner, das kaisertreue Kloster Lorsch z. B., sprachen dagegen von den „Hirse-Verzehrern“ (abgeleitet von Hirsau), „hausend im Wald,“ als „Irrlehrern, welche, die Weite der Lande durcheilend, Menschen von schlichtem Gemüte durch listige Worte betören“. Ohne Parteilichkeit jedenfalls steht fest, daß die Kunst der Kirche im Mittelalter zu Propagandazwecken diene, in dem Sinne des Wortes Propaganda, das erst in der Gegenreformation aus dem Missionswillen de propaganda fide (= zur Ausbreitung des Glaubens) entstand, wovon heute noch der Name eines Palazzo an der Spanischen Treppe in Rom zeugt.

So konnte auch mit unserem Reliefbild ein Geistlicher wie der im Jahre 1159 urkundlich

belegte „decanus und Hirsauer Mönch Sigefridus de Porzheim“, und nicht nur er, ein Demonstrationsmittel zur Hand, besser gesagt, vor Augen haben, um seine Predigten anschaulich zu machen für Menschen, die weder das Evangelium lesen noch die lateinische Sprache der Kirche verstehen konnten. Und am augen-

fälligsten geschah das am Kircheneingang, dem „Tor zum Heil“; denn – so sagt es eine Tympanoninschrift an der Hirsau verpflichteten Klosterkirche in Thalbürgen/Thür. um 1150 –:

„Dieses Kirchenportal ist für den Gläubigen der Himmelsforte vorgelagert“.

Hexeneinmaleins

OPFER, SCHREIBTISCHTÄTER UND TRADITIONSLINIEN

Ich möchte nicht, daß mein Name als Autor schon oben im Kopf steht, es reicht, wenn er am Schluß des Artikels irgendwo klein auftaucht.

*„Immer noch werden Hexen verbrannt
auf den Scheiten der Ideologien.
Irgendwer ist immer der Böse im Land
und kann man als Guter
und die Augen voll Sand
in die heiligen Kriege ziehn!“*

(K. Wecker, 1978)

Scheiterhaufen brannten über 450 Jahre in ganz Europa. Der fürchterliche Reigen der Massenvernichtung begann 1310 mit einer als Ketzlerin verbrannten Nonne und endete erst 1782 in der Schweiz mit der Hinrichtung der Anna Göldi.

Die Zahl der Opfer schwankt zwischen „nur“ 100 000 und 3 oder gar 9 Millionen. Der Höhepunkt des von Männern organisierten Vernichtungsfeldzuges gegen Frauen im Namen der Kirche war im 16. und 17. Jahrhundert, im Zeitalter des Humanismus am Beginn der Neuzeit.

WER BRAUCHT HÄRETIKER, KETZER UND HEXEN?

Im „Canon Episcopi“ aus dem 10. Jahrhundert legte die christliche Kirche ihre Haltung zu heidnischen Bräuchen fest, danach war der Glaube an Zauberei und an Hexen heidnisch. In den beiden folgenden Jahrhunderten änderte die Kirche ihre Auffassung: Die Menschen sollten an Zauberei und den Teufel glauben und

aus Angst vor dämonischen Kräften sich verstärkt der christlichen Kirche zuwenden. Folter und Mord im Namen des Herrn galten vor den Hexen vor allem Häretikern, d.h. Abweichlern von der kirchlichen Lehre, die zuerst nur aus der Kirche ausgeschlossen, dann verfolgt und schließlich verbrannt wurden. Nach den Kreuzzügen gegen Anders- und Ungläubige vernichtete die Kirche im 12. Jahrhundert die Ketzereibewegung vor allem in Südfrankreich. Daß es nicht um die „reine Lehre“, sondern um Macht und Geld ging, beweist die Weigerung der Ketzer, den Zehnten und andere Abgaben an die Kirche zu bezahlen. Auch die Stedinger Bauern weigerten sich bis 1234, den Zehnten an den Erzbischof von Bremen zu zahlen. Diese Weigerung wurde genauso als Ketzerei ausgelegt wie die der Katharer und Albigenser im Süden Frankreichs, gegen die Papst Innozenz III. zu einem Kreuzzug aufrief: „Verhindert den Ruin der Kirche in diesen Regionen . . . Vernichtet durch Gewalt und Schwert diese Häretiker, die viel gefährlicher sind als die Sarazenen“ (zit. in Mögenburg S. 14).

Die Inquisition, seit 1231 päpstliche Untersuchungsbehörde zum Aufspüren von Ketzern, folterte bis zu den Geständnissen der Angeklagten, sie hätten einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Im Lauf des 13. und 14. Jahrhunderts wurden unter der Folter beliebige Geständnisse von Zauberei und Teufelspakt erpreßt.

SCHREIBTISCHTÄTER — AUCH IN PFORZHEIM

Dieselbe Kirche, die früher den Glauben an Hexen als heidnisch abgelehnt hatte, gab 1484 die Bulle des Papstes Innozenz VIII. „Summis desiderantes affectibus“ heraus. Sie richtete sich gegen den Abfall vom Glauben bei Frauen



Holzchnitt von Frans Masereel (1889–1972)

und Männern gleichermaßen. Nur drei Jahre später erschien ein Anleitungsbuch für Hexenprozesse, der „Hexenhammer“, eigentlich „Unholdinnen-Hammer“, denn das Wort „Hexe“ gab es noch nicht. Es erklärte die Frau zur Hauptfeindin der Kirche, denn Hexerei war ja immer der Abfall vom rechten Glauben: „Schlecht ist das Weib von Natur, da es schneller am Glauben zweifelt, was die Grundlage für die Hexerei ist“.

Autoren des „Hexenhammers“ waren die beiden Dominikanermönche Heinrich Krämer und Jacob Sprenger letzter war 1474 Vikar des Pforzheimer Dominikanerinnen-Klosters auf dem heutigen Waisenhausplatz (Künzig/Ehmann S. 55). Ebenfalls aus Pforzheim stammte eine Schrift von 1507 „Über die übelhandelnden zaubernden Wahrsagerinnen“, verfaßt von Pfarrer Martin Plantsch aus Tübingen (Pflüger S. 190). Auch aus Pforzheim kam der Dominikaner Dr. Wendelin Fabri, der 1527 als Mitglied eines geistlichen Gerichts in Meersburg Johannes Heuglin zum Scheiterhaufen verurteilte, weil er selbst unter der Folter nicht gestand, daß in Luthers Schriften lauter verdammungs-

würdige Ketzereien enthalten seien (Pflüger S. 330). Daraus zu schließen, die Anhänger Luthers und die evangelische Kirche lehnten die Hexenjagd ab, ist jedoch verfehlt. Der Reformator selbst erklärte bei Tisch: „Mit Hexen und Zauberinnen soll man keine Barmherzigkeit haben. Ich wollte sie selbst verbrennen“ (zit. in Aufbruch S. 10).

SPURENSUCHE NACH DEN OPFERN

Wo in Pforzheim an der Bahnhofstraße der Bezirksamt-Turm, heute Polizei-Direktion, bis 1945 Gestapo, steht, war vom 16. bis zum 18. Jahrhundert der „Hexenturm“ in der Stadtmauer (Plan von Julius Naehrer in Künzig/Ehmann S. 73). Im Ortsteil Huchenfeld erinnerte früher der Gewannname „Marterweibleswald“ oder „(No)Madenweibleswald“ an eine als Hexe verfolgte und des Landes verwiesene Frau (Künzig S. 14 f.). In Ersingen mahnt heute noch die „Hochgerichtsstraße“ an die Verfolgung und Vernichtung von Menschen, die anders als vorgeschrieben dachten, glaubten und lebten. Sie verläuft oberhalb der Kirche beim Wasserhochbehälter. Dort gab es früher die Flurnamen „Hexenbusch“ und Hexenbäume“, die auf den Hinrichtungsort verwiesen (Reiling S. 206).

GESTÄNDNISSE UNTER DER FOLTER

„Wetterzauber“ war ein weit verbreiteter Vorwurf, wenn die Ernte ausfiel. Die beiden Frauen aus Bilfingen 1577 hätten „Reben und Güter mit Hagel und Ungewitter, wie augenscheinlich am Tage, dermaßen verderbt... daß unsre Kinds Kinder dieselben nimmermehr zurecht bringen werden mögen“ (zit. in Reiling)

Dorothea Hug wurde des Viehzaubers beschuldigt, nämlich einen Ochsen verhext zu haben. Margaretha Bauerbach habe „viel Viehes angegriffen, gelähmt und getötet“ (dito).

Alle waren der „Hexerei“ beschuldigt, was meist das Todesurteil bedeutete. Die Vorwürfe waren beliebig und wurden unter der Folter fast immer von den Opfern bestätigt. Gestand

Folgende Namen bzw. Verfahren wegen Hexerei sind überliefert, ausführliche Quellen liegen kaum vor:

Katharina Heck	1491	Pforzheim	Scheiterhaufen
„Menschin“	1491	Bilfingen	Scheiterhaufen
Anna Nock	1491	Eisingen	unbekannt
N. N. (Hebamme)	1491	Eisingen	unbekannt
N. N. („Unholdin“), (Hebamme)	1491	Pforzheim	unbekannt
N. N.	1503	Dürrn	Scheiterhaufen (in Knittlingen)
Dorothea Hug	1524	Huchenfeld	Folter, Landesverweis
Barbara Dreher	1532	Dietlingen	unbekannt
Brigitta Seger	1532	Dietlingen	unbekannt
Eckart (männl.)	1533	Dietlingen	unbekannt
Schneckels (männl.)	1533	Dietlingen	unbekannt
N. N.	1552	Pforzheim	ermordert
Magdalena N.	1552	Pforzheim	unbekannt
Katharina	1552	Pforzheim	Folter, unbekannt
Dorothea Roth	1573	Ersingen	„Selbstmord“
Margaretha Burkhardt	1574	Ersingen	Scheiterhaufen (in Baden-Baden)
Katharina Hildbrand	1574	Ersingen	Scheiterhaufen (in Baden-Baden)
Margaretha	1576	Ersingen	gestorben an der Folter in Ersingen
Margaretha Bauerbach (Hebamme)	1576	Ersingen	Scheiterhaufen (in Ettlingen)
Apolonia Kiesel	1577	Bilfingen	Scheiterhaufen (in Ersingen)
Anna Wesel	1577	Bilfingen	Scheiterhaufen (in Ersingen)
N. N. (weibl.)	1587	Ersingen	Scheiterhaufen (in Baden-Baden)
N. N. (weibl.)	1587	Ersingen	Scheiterhaufen (in Baden-Baden)
N. N. (weibl.)	1587	Ersingen	Scheiterhaufen (in Baden-Baden)
Bechtoldin	1598	Ersingen	ohne Verfahren
(Angaben nach Pflüger S. 211 f., Reiling und Schneider)			

die Angeklagte, war sie schuldig und wurde verbrannt. blieb sie trotz Folter standhaft, war dies ein Beweis für ihr Bündnis mit dem Teufel, also war sie ebenfalls schuldig und wurde verbrannt.

Oft wurde die Wasserprobe benutzt, um festzustellen, ob die Frau eine Hexe sei: Die

Folterknechte warfen die Angeklagte gefesselt ins Wasser. Ging sie unter und ertrank, war ihre Unschuld erwiesen, schwamm sie oben, war es Zauberei, und sie wurde als Hexe verbrannt. Einerlei also, weswegen sie verdächtigt wurde, wie sie behandelt wurde und wie sie sich verhielt: Ermordet wurde sie so oder so.

DENUNZIATION UNTER DER FOLTER

„Reuige“ Hexen waren der Ausgangspunkt für die schnelle Ausweitung der Hexenprozesse: Auf der Folter wurden die Namen von angeblich Mitschuldigen erpreßt, so immer mehr Personen angeklagt, immer mehr gefoltert, immer mehr Namen herausgefoltert... Margaretha Bauerbach wurde z. B. von Margaretha Burkhardt belastet, von ihr das „Hexenwerk“ gelernt zu haben (Schneider S. 191). Der Denunziation durch mißgünstige Nachbarn waren Tor und Tür geöffnet, immer waren es in unserer Gegend ehrbare Leute, auch die Pfarrer von Ersingen und Bilfingen, die Frauen als Hexen vor Gericht zerrten.

Das System brauchte die Denunziation, wer verriet, war gut, also nicht gefährdet: 400 Jahre später „verdankten“ fast 80 Prozent aller von der Gestapo Verfolgten ihr „Schicksal“ einer Denunziation (Tageszeitung 18. 7. 1994). Am Ende des 18. Jahrhunderts sorgten sich die Stadträte von Rottenburg am Neckar, daß „wenn man weiter so fortfahren wollte, fast keine Weiber mehr übrigbleiben“ (Spiegel 22. 10. 1984). Ein Jesuit klagte, „daß, wenn solche Prozesse noch länger fortgesetzt werden, ganze Dörfer, Märkte und Städte veröden und daß niemand mehr sicher sein wird, auch nicht einmal Geistliche und Priester“ (dito).

HEXENPROZESSE IN ERSINGEN UND BILFINGEN

Die Liste der als Hexen Verfolgten zeigt eine Häufung in den Dörfern Ersingen und Bilfingen. Grund dafür war die Teilung Badens in Baden-Durlach und Baden-Baden im Jahr 1535. Die beiden Dörfer gehörten zur Markgrafschaft Baden-Baden und lagen wie eine Insel im baden-durlachischem Gebiet, das mehr protestantisch geprägt war. Die Herrscher über Pforzheim waren keinesfalls Gegner der Hexenverfolgung, doch setzten sie in den Prozessen den Grundsatz durch, daß keine Frau schon deswegen gefoltert werden darf, weil eine andere sie unter der Folter beschuldigt hat. Diesen Grundsatz bestätigte auch ein Gutachten der Tübinger Juristenfakultät, die damit das Schneeball-System von Folter und Geständnis



Hexen „brauen“ einen Regen

(Holzschnitt, Titelblatt von Ulrich Molitor, Von den Unholden und Hexen, 1489)

zumindest in Baden-Durlach eingrenzte (Schneider S. 188 f.).

Dorothea Hug aus dem heutigen Pforzheimer Stadtteil Huchenfeld wurde von ihrem Nachbarn angeklagt, seinen Ochsen verhext zu haben. Sie wurde über einen Monat im Pforzheimer Hexenturm eingesperrt und sechzehnmal gefoltert. Da sie sich kein Geständnis abpressen ließ, wurde sie aus der Markgrafschaft ausgewiesen. Sie versuchte über ein Jahrzehnt vergeblich beim Hofgericht in Speyer und beim Reichskammergericht in Rotweil, die Landesverweisung aufheben zu lassen. Immerhin kam sie mit dem Leben davon. Eine Sage erzählt, als altes und verkrüppeltes Weibchen habe sie im Spital in Pforzheim doch Aufnahme gefunden und zum Dank dafür dem Spital ihren Wald geschenkt, der im Volksmund Marter- oder (No)Madenweibleswald hieße (Künzig S. 14 f.).

Diese tolerantere Haltung blieb nicht beschränkt auf die Frage der Hexenverfolgung, sondern läßt sich auch in der Behandlung der jüdischen Minderheit belegen: Im 16. Jahrhundert gab es in der Herrschaft Baden-Baden keine Juden mehr, während sie in Baden-Durlach immerhin ein Aufenthaltsrecht erhielten (Brändle S. 14).



*Hexenprobe auf dem Wasser: Ging die zu überführen-
de „Hexe“ unter, war sie unschuldig, aber ertrunken,
schwamm sie oben, war dies Teufelswerk, sie war
schuldig und zum Tod verurteilt*

(Holzschnitt 16. Jahrhundert)

„EINER IST IMMER DER BÖSE IM LAND“ (K. WECKER)

Als 1348 die Pest durch Kaufleute aus dem Orient nach Italien und dann ganz Mitteleuropa eingeschleppt wurde, waren die Schuldigen rasch ausgemacht: „Brach irgendwo eine ansteckende Krankheit aus, so hieß es, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und es mochte wohl häufig vorkommen, daß die Unglücklichen, um den Qualen der Folter sich zu entziehen, Verbrechen eingestanden, die sie nicht begangen hatten“, schrieb der Pforzheimer Chronist (Pflüger S. 89f.). Die Bewohner der Judengasse in Pforzheim (heutige Barfüßergasse) wurden vertrieben oder ermordet.

Zweihundert Jahre später litt unsere Gegend unter Mißernten und der daraus folgenden Verteuerung der Lebensmittel, 1574 kam eine Pestepidemie dazu. Dies erhöhte die Be-

reitschaft, einen Sündenbock für das lange andauernde Elend zu suchen. Griff die Obrigkeit – wie in Ersingen und Bilfingen bereitwillig – die Anschuldigungen auf, gab es kaum Rettung für die Betroffenen Folter und Mord. „Verheerende Seuchen“ waren ein Jahrhundert lang an der Tagesordnung: Der Pforzheimer Chronist Pflüger nannte Epidemien für die Jahre 1474, 1480, 1492, 1526, 1530, 1535, 1540, 1551, 1576, 1583 und 1588 (zit. in Schulze S. 213). Der Aufklärer Voltaire berichtete über den Zusammenhang von Not und Sündenbocksuche am Beispiel des Erdbebens in Lissabon 1756:

„Nach dem Erdbeben, das drei Viertel von Lissabon zerstört hatte, wußten die Weisen (= Inquisitoren) kein wirksameres Mittel, um eine vollständige Zerstörung zu verhindern, als dem Volk ein schönes Autodafé (= feierliche Ketzerverbrennung) zu geben. Die Universität Coimbra hatte entschieden, daß das feierliche Schauspiel einiger bei kleinem Feuer schmerender Menschen ein unfehlbares Mittel sei, um die Erde am Beben zu hindern“ (zit. in Mögenburg S. 16f.).

FEINDBILD FRAU: „HEBAMMEN BEREITEN DEN GRÖSSTEN SCHADEN“

Unter den Opfern der Hexenverfolgung im Raum Pforzheim waren fünf Hebammen, denen ihre Mitmenschen und dann die Obrigkeit vorwarfen, bei ihrer Tätigkeit würden Kinder gelähmt oder getötet. Die Bevölkerung der Dörfer Ersingen und Bilfingen denunzierten am 10. November 1576 im Verein mit den Pfarrern die Hebamme Margaretha Bauerbach, sie würde Schadenszauber an gebärenden Frauen ausüben. Am 16. November wurde die Frau verhaftet, am 1. Dezember brannte sie bereits auf dem Scheiterhaufen (Reiling).

Bevor es studierte Ärzte und Reglementierungen bei der Geburtshilfe gab, waren es die „weisen Frauen“, die als Hebammen und Ärztinnen das gemeine Volk medizinisch versorgten. Ihre Praxis umfaßte Verhütungs- und Abtreibungsmethoden ebenso wie fruchtbarmachende Behandlung und Liebeszauber. Hauptmittel waren Kräuter wie z. B. Mutterkorn, das



Ketzerverbrennung – an den spitzen Hüten sind Juden zu erkennen

(Holzschnitt 1493)

noch heute angewendet wird, um die Wehen zu fördern. Als durch die Einrichtung der ersten Universitäten Laienärzte verdrängt und Frauen aus der Heilkunde vertrieben wurden, begann auch die hohe Zeit der Hexenverfolgung. Im „Hexenhammer“ 1487 wurde unter der „siebenfachen Hexerei“ das Sündenregister aufgezählt, mit dem den Frauen in Europa ihr Verhütungswissen ausgetrieben und zur Gebär-Mutter gemacht werden sollten. Genannt wurden u. a. Männer impotent machen, Kastration und Sterilisation, Sodomie und Homosexualität, also Befriedigung ohne Fortpflanzung, Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsabbruch, Kindesmord und Kindesopfer, zusammengefaßt: Geburtenkontrolle in allen ihren Erscheinungen war der Hauptvorwurf an die Hebammen-Hexen.

Die Kirche sorgte sich um die Seelen der Ungeborenen: „Weil hierbei die Hebammen den größten Schaden bereiten ... denn wenn

sie die Kinder nicht töten, dann tragen sie, gleich als wollten sie etwas besorgen, die Kinder aus der Kammer hinaus, und sie in die Luft hebend, opfern sie dieselben den Dämonen“, hieß es im „Hexenhammer“.

Die weltliche Obrigkeit war interessiert an höheren Geburtenraten, weil durch wirtschaftliche Not und Epidemien Arbeitskräfte, Steuerzahler und Soldaten fehlten. Das Wissen der Hebammen um Verhütung und Abtreibung stand dazu im Widerspruch. Die Interessen fielen schon deswegen zusammen, weil die Kirche den größten Teil des Landes besaß und hierfür Arbeitskräfte brauchte.

Es ist unmöglich, bei der Geburtenrate nicht an den immer noch bestehenden § 218 des Strafgesetzbuches zu denken und damit an die Macht von Männern über Frauen, an peinliche und entwürdigende Befragungen. Bundeskanzler Kohl formulierte vor über 25 Jahren: „Wie wollen wir bei der Geburtenrate von



Kinderopfer zu rituellen Zwecken war vor allem ein Vorwurf gegen Hebammen

Holzschnitt aus Guazzo, *Compendium Maleficarum* 1626)

heute in 25 Jahren unsere NATO-Verpflichtungen erfüllen? – Für mich ist die Frage der Familienpolitik die zentrale Frage der staatlichen Politik“ (zit. in Doormann S. 200).

„THE WITCHES ARE BACK!“

Teile der Frauenbewegung nach 1970 griffen auf die Hexen als Symbol des weiblichen Widerstandes zurück. Die militante Rückbesinnung begann 1977 in Italien, als viele Frauen in Reaktion auf brutale Vergewaltigungen sich „die Nacht zurückholten“. Gemeinsam und als Hexen verkleidet zogen sie durch die dunkelsten Straßen: „Zittert, zittert, die Hexen sind zurück!“ war ihre Parole. Es ging und geht nicht nur um die Nacht, sondern um die Macht über den weiblichen Körper, um dessen Verfügbarkeit: Selbsthilfebücher erschienen unter Ti-

teln wie „Hexengeflüster“ oder „Hexen, Hebammen und Krankenschwestern“, sie propagierten natürliche Frauen- und Kräuterheilkunde gegen die männlich dominierte Chemie- und Apparatedizin.

DEUTSCHE KONTINUITÄT

Folterinstrumente, Daumenschrauben, Würgeisen und Spanische Stiefel aus den Hexenprozessen der beginnenden Neuzeit wurden während des Dritten Reiches aus dem ehemaligen Kriminalmuseum der Hamburger Polizei ausgelagert in das Konzentrationslager Neuengamme. Von den Daumenschrauben ist erwiesen: Sie wurden dort auch benutzt – im Deutschland der Holocausts sind die Traditionen ungebrochen (nach Hauschild S. 16).

Der Lack von Aufklärung und Vernunft ist dünn: In der innenpolitischen Diskussion der vergangenen Jahre wurden angesichts anhaltender Rezession und steigender Arbeitslosigkeit Schuldige gesucht und auch gefunden: Die „Flut“ oder „Schwemme“, der „Strom“ oder „Ansturm“, die „Invasion“ von Asylsuchenden war schuld am Drogenhandel und an steigender Kriminalität, an der Plünderung des Sozialstaates, an Sozialhilfe-Mißbrauch und Verarmung der Städte, am steigenden Flächenverbrauch und fehlenden Wohnungen. Der Berufsverband Deutscher Psychologen kritisierte in der Asyldebatte, daß „Politiker gezielt eine Sündenbockstrategie“ verfolgen, „mit der sie Asylsuchende und Ausländer als Minderheiten funktionalisieren“ (Tageszeitung 2. 10. 1992). Das Zusammenspiel von Schuldzuweisung von oben und Verfolgungsbereitschaft von unten dokumentierte sich in pogromartigen Übergriffen, Brandanschlägen und Morden aus rassistischen Motiven, der beifallklatschende Pöbel hat nicht gefehlt.

*„Alle sind aufgeklärt
doch wer weiß Bescheid?
Heute haßt man modern,
die Angst ist die Flamme unserer Zeit
und die wird fleißig geschürt“*

(K. Wecker 1978)

Literatur

- Mögenburg*: Mögenburg, Harm, Schwarz, Uta, Hexen und Ketzler. Der Umgang mit Minderheiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt/M., 1987
- Künzig/Ehmann*: Künzig, Robert, Ehmann, Karl, Pforzheim – ein Heimatbuch, Neuenbürg, 1956
- Pflüger*: Pflüger, Johann Georg Friedrich, Geschichte der Stadt Pforzheim, Pforzheim, 1862 (Neudruck 1989)
- Aufbruch*: Aufbruch, Evangelische Kirchenzeitung für Baden, 30. 8. 1987
- Künzig*: Künzig, Robert, Unsere Heimat, Heimatblatt für Pforzheim und Umgebung. Nr. 9/10, 1957 (Heft Huchenfeld)
- Reiling*: Reiling, Gustav Adolf, Hexenprozesse im Pforzheimer Bezirk, in: Pforzheimer Geschichtsblätter Bd. 5, Hrg.: Stadt Pforzheim, Pforzheim, 1980, S. 205 ff.
- Schneider*: Schneider, Corinna, Die Markgrafschaft Baden-Baden und Baden-Durlach, in: Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten (Aufsatzband), Hrg.: Lorenz, Sönke, Tübingen, 1994, S. 187 ff.
- Brändle*: Brändle, Gerhard, Die jüdischen Mitbürger der Stadt Pforzheim, Pforzheim, 1985
- Schulze*: Schulze, Olaf, Die Stunde des Todes mit Wisente sintt, Tod, Bruderschaft und Pestbegräbnis, in Pforzheim zur Zeit der Pest, Hrg.: Die Löbliche Singergesellschaft von 1501, Pforzheim, 1993, S. 188 ff.
- Doormann*: Doormann, Lottemi, Kinderfrage und Frauenbewegung seit 1968, in: FrauenBilderLeseBuch, Hrg.: Elefantentpress, Berlin West, 1980, S. 199 ff.
- Hauschild*: Hauschild, Thomas, Staschen, Heidi, Troschke, Regina, Hexen, Katalog zur Ausstellung, Hamburg, 1979

„Ein Acker, auf den allerlei Samen geweht“

Wir aus Italien sind schon immer PforzheimerInnen

Das Jubiläumsjahr 1995 der Stadt Pforzheim erinnert an die erstmalige Erwähnung der Stadt als „Portus“ auf einem römischen Leugenstein vor 1750 Jahren und an die Bezeichnung als Stadt vor 800 Jahren. Natürlich soll Mensch die Feste feiern, wie sie fallen, nur ist die Frage berechtigt: Wer feiert eigentlich wen?

VOR 1750 JAHREN:

„ZWEI KLEINE ITALIENER, DIE KAMEN . . .“

Das Stadtjubiläum gibt Gelegenheit, weit zurückzugreifen in die Geschichte und nach den Menschen zu fragen, die letztlich Pforzheim ausmach(t)en. Ganz am Anfang der Überlieferung steht ein römischer Leugenstein, datiert auf das Jahr 245 n. u. Z. Er ist der erste schriftliche Beleg dafür, daß Menschen hier eine Siedlung gründen (Zier S. 21). Die ersten Pforzheimer sind Römer, steht in jedem noch so kurzen Aufsatz zur Stadtgeschichte. Diese angeblich historische Tatsache ist falsch und richtig: Sicher sind die Kommandanten der Militärstation Portus römische Bürger, also Italiener, doch stammen die Soldaten, ihre Frauen und die Sklaven aus allen römischen Provinzen rund um das Mittelmeer. Diese wahrhaft multikulturelle Gesellschaft legt irgendwann nach 90 n. u. Z. den Grundstein für unsere Stadt. Die Gewinne durch die „Gründung“ der Stadt durch Ausländer wirken bis heute: Sie bringen die Schrift, ein Zahlensystem, Wasserleitungen aus Tonröhren, Bäder, Fußbodenheizung, wahrscheinlich auch die Flößerei und den Weinbau. In unserer Stadt im 3. Jahrhundert rechts und links der Enz beim Städtischen Krankenhaus kann jeder nach seiner Façon selig werden, solange er dem Kaiser opfert und Steuern zahlt: Verehrt werden die Pferddegöttin Epona, die Waldgöttin Abnoba,

ebenso der Gott des Handels und der Diebe Merkur wie Vulcanus, der Gott der Schmiede. Die beiden weiblichen Gottheiten und die Heilsgöttin Sirona sind keltischen Ursprungs und belegen, daß schon vor den „Römern“ Menschen in unserer Gegend wohnen, die aber wiederum selbst Zuwanderer aus Asien und Südrußland sind. Zu Religionsvielfalt gehören der syrische Baals-Gott und wohl auch der persische Sonnengott Mithras sowie die ägyptische Göttin Isis, wahrscheinlich leben in Portus auch Juden.

Pforzheim ohne die italienischen Gründer gäbe es ersteinmal nicht, am Beginn unserer Stadt steht ein buntes Völkchen, ein ethnischer und kultureller Schmelztiegel, eine „multikulturelle Gesellschaft, durchrasst und durchmischt“, wie heutige Politiker abwertend und angstbesetzt zugleich urteilen würden (Stoiber, in: Die Zeit).

VOR 750 JAHREN:

MARKGRAF VON VERONA (ITALIEN)

Ungefähr 1000 n. u. Z. besteht an der Enzfurt eine Siedlung mit einer bunt zusammengewürfelten Einwohnerschaft: Bewohner des gesamten Mittelmeerraumes bis nach Nordafrika, vermischt mit der keltischen Urbevölkerung, die selbst aus Asien und Südrußland eingewandert ist, dazu Nachkommen von Asiaten, Skandinaviern, Niederländern und die Hinterlassenschaften der Völkerwanderungen im ersten Jahrtausend. Später wird dann dieses Durcheinander als „arische Rasse“ beschworen.

1067 stellt der salische König Heinrich IV. hier eine Urkunde aus, im Jahr 1195 wird Pforzheim in einer Urkunde als Stadt bezeichnet. Damit Pforzheim abseits der großen Handelsstraßen aus seinem Dornröschenschlaf er-

wacht und Anschluß an das aufblühende Mittelalter bekommt, braucht es eine Heirat mit einer ordentlichen Mitgift: Irmingard von der Pfalz, Tochter des Heinrich von Braunschweig, der wiederum Sohn der Mathilde von England, heiratet 1217/18 einen gewissen Hermann V. von Baden, einen Angehörigen des internationalen Adels-Jet-Sets seiner Zeit. Der Bräutigam ist Nachfahre von Hermann I., u. a. Markgraf von Verona in Italien, von Hermann III., einem Berater von Friedrich Barbarossa in Italien, und Hermann IV., einem Kreuzfahrer ins „Heilige Land“. Hermann V. ist Begleiter von Friedrich II., der sich „ganz als Italiener fühlt“ (Brockhaus), und wie dieser meist in Italien unterwegs. Durch die Heirat von Irmingard und Hermann wird Pforzheim badisch und eine der Residenzstädte. Die Italien-„Connection“ und die Kreuzzüge bringen bisher unbekannte Stoffe wie Damast und Seide, teure Gewürze wie Zimt und Pfeffer, Pflanzen wie Rosen und Spinat nach Pforzheim, auch das Schachspiel, durch Araber auf Sizilien eingeführt, und das arabische Zahlensystem finden ihren Weg über die Adelshöfe in unser Provinzstädtchen, das in der Mitte des 14. Jahrhunderts knapp 1000 Einwohner hat und im 16. Jahrhundert gar die Hauptstadt von Baden-Durlach wird.

VOR 300 JAHREN: FEUERWEHRHAUPTMANN UND GLAUBENSFLÜCHTLINGE

Die Kriege des 17. Jahrhunderts erzwingen Völkerwanderungen, von denen Pforzheim zumindest Spuren durch die multinational zusammengesetzten Söldnerarmeen abbekommt: Schweden, Soldatenkinder von Vätern unbekannter Herkunft, Schweizer und Österreicher, selbst Türken finden sich in Kirchenbüchern in und um Pforzheim. Zu den Wanderbewegungen um 1700 gehören auch Italiener, so z. B. die Familie Prestinari, die aus Sala am Comer See stammt und Mitte des 19. Jahrhunderts über Bruchsal nach Pforzheim einwandert. Albert Prestinari ist vor und nach 1900 über 25 Jahre Stadtrat, im Hauptberuf Gewerbebankdirektor und zudem Feuerwehrhauptmann. Sein Sohn Karl ist Architekt bei der Stadtverwaltung und leitet den Bau der Osterfeldschule

und des Hildagymnasiums, er ist Vorsitzender des Roten Kreuzes und Ehrenvorsitzender des 1. FCP. Heinrich Prestinari ist vor dem 1. Weltkrieg „Hofjuwelier“ mit einem Geschäft an der Bahnhofstraße.

Aus dem Gebiet des heutigen Italien kommen um 1700 andere Einwanderer, die wegen ihres Glaubens verfolgten Waldenser aus den piemontesischen Alpentälern westlich von Turin. Sie lassen sich zuerst in den württembergischen Nachbargemeinden von Pforzheim nieder, die aufgrund des Dreißigjährigen Krieges und der Orleansischen Erbfolgekriege dringend wieder bevölkert werden müssen. Sie bilden mit Glaubensflüchtlings aus der Dauphiné, den Hugenotten, und anderen Teilen Frankreichs die reformierte Gemeinde. Mit ihnen kommt das Grundnahrungsmittel Kartoffel zu uns: 1701 übergibt Antoine Signoret, ein Hugenotten-Kolonist aus Wurmberg-Lucerne, dem Waldenserrührer Arnaud 200 Kartoffeln aus England, die dieser in seinem Garten in Schönenberg pflanzt. Die Einheimischen lehnen die Frucht ab, sie sollen versuchsweise das Kraut der Kartoffel gegessen und fürchterliche Magenkrämpfe erlitten haben. Ohne die fremde Frucht, verbreitet durch Einwanderer aus den italienischen Westalpen, wäre, so 1781 der badische Kammerherr Franz von Cannstatt, „Deutschland damals wahrscheinlich ausgestorben und in eine Wüste verwandelt worden“ (zit. in Bickel S. 368). 1980 gibt es in unserer Stadt 44 Waldenser- bzw. Hugenottennamen, sie stellen zwei Prozent der Bevölkerung. Da Familiennamen bis heute meist in der männlichen Linie weitergegeben werden, liegt der Anteil dieser Einwanderer bei ca. fünf Prozent. Davon zeugen auch die Namen früherer und heutiger Stadträte: Baral, Jourdan, Richardon, Sonnet und Talmon-Groß.

Die Vorbehalte gegen Fremde vor 300 Jahren klingen höchst modern: Sie sprechen eine andere Sprache, sie haben eine andere Religion, sie kleiden sich ungewohnt und sie verzehren unbekannte Lebensmittel. Die damaligen Ausländer wollen in Pforzheim eine neue Heimat, obwohl die erste Generation noch an Rückkehr denkt, sie suchen ungehinderte Religionsausübung, wofür ihnen der Markgraf von Baden die Barfüßerkirche schenkt, sie müssen eine neue Existenz begründen und haben da-

mit hier ihren Lebensmittelpunkt – nicht anders als die über 18 000 ausländischen Pforzheimer heute, nicht gerechnet die ca. 12 000 Einwanderer aus den Weiten der ehemaligen UdSSR und aus Polen, die zwar formell als Deutsche zählen, aber ebenfalls unter Vorurteilen leiden. Heute wie vor 300 Jahren ist Pforzheim „ein Acker, auf den allerlei Samen geweht ist“, so der Geograph Friedrich Ratzel (zit. in Collum S. 441).

VOR 200 JAHREN: UHRENHÄNDLER UND SCHMUCKFABRIKANTEN

Die Gründung der Schmuck- und Uhrenindustrie 1767 gibt den für Jahrhunderte entscheidenden Modernisierungsschub für Pforzheim. Wieder sind es Ausländer, dieses Mal aus Frankreich, der Schweiz und aus England, die die neuen Gewerbe hierher bringen und ihre Kenntnisse den Einheimischen weitervermitteln. Es gibt massive Vorbehalte gegen die Ausländer: Sie seien arbeitsscheu, sie würden fremde Kleider und Hüte tragen, sie würden begünstigt durch die Obrigkeit... Aber auch andere Stimmen gibt es: Pforzheimerinnen finden Gefallen an den Einwanderern, Handwerker entdecken neue Verdienstmöglichkeiten, Einheimische steigen auf den neuen Erwerbszweig um, selbst die Obrigkeit fördert Verheiratung der ausländischen Spezialisten in Pforzheim, weil das „eine Race guter Arbeiter verspreche“ – so der Geheimrat Reinhard (zit. in Pflüger S. 641).

Mitten in diese Umbruchssituation hinein kommen die Gebrüder Jean und Ignatius Menabene aus Italien. Sie sind zuerst Gewürzhändler, daneben inoffiziell aber hauptsächlich Uhrenverkäufer, d. h. sie besorgen den Export der jungen Pforzheimer Industrie. Nach der Verkündung der Gewerbefreiheit 1776 tauchen die italienischen Gebrüder Menabene in der Liste der Pforzheimer Fabrikanten auf. Aus der italienischen Schweiz, dem Oberengadin und dem Veltliner Tal wandern im Laufe des 18. Jahrhunderts Arbeitskräfte zu. 1803/05 werden ihre Kinder in der reformierten Gemeinde konfirmiert: Rudolf Planta, Jean Baptiste Sandri und Louis Olgiatey. So gehören die italienischen



Merkur, Gott der Händler und Diebe; Fund in Portus

(Foto: Stadtarchiv Pforzheim)

Pforzheimer zu den frühen „Gastarbeitern“, die nach dem Urteil des Historikers Raff „Spuren hinterließen, die den Charakter der Stadt wesentlich mitformten“ (Raff S. 55).

Die Zuwanderer erregen Anstoß und geben wichtige Anstöße. Die Unterschiede zwischen Einheimischen und Fremden schleifen sich ab, durch Heiraten verschwinden manche Namen, nicht aber die vielfältigen Einflüsse. Die Integration der zweiten Generation der „Ausländer“, die schon hier geboren sind, ist ungleich leichter als heute, denn es gilt: „Die Neugeborenen der Zugewanderten sind als Einheimische geführt“ (zit. in Raff S. 59). Heute dagegen gibt es PforzheimerInnen, die seit über 30 Jahren hier ihren Lebensmittelpunkt, aber nicht einmal das kommunale Wahlrecht geschweige denn die Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft haben.



Hermannstraße V. Nachfahre der Markgrafen von Verona, Gründer der neuen Stadt Pforzheim um 1220

(Foto: Gerhard Brändle)

VOR 130 JAHREN: „ITALIENER DEN DEUTSCHEN ÜBERLEGEN“

Der Wirtschaftsaufschwung in der Stadt, an dem Einwanderer entscheidenden Anteil haben, führt zu einem fast explosionsartigen Bevölkerungswachstum in Pforzheim. Leben hier im Jahre 1800 ungefähr 5000 Menschen, sind es 100 Jahre später schon über 43 000 und im Jahre 1910 knapp 70 000. Die Bevölkerungszunahme ist nur zu einem geringen Teil selbstgemacht, sie geht im wesentlichen auf Zuwanderung zurück. Der Zuwachs kommt von den hauptsächlich württembergischen Umlandgemeinden, unter ihnen auch die Waldenser-Nachkommen aus den italienischen Westalpentälern. Spezialisten und Know-How in Form von Maschinen kommen aber auch aus Österreich, Frankreich, Belgien, England und der Schweiz.

Der Wirtschaftsaufschwung sowie das Anwachsen der Bevölkerung erfordern umfangreiche Infrastrukturmaßnahmen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat der Ausbau des Verkehrs absoluten Vorrang:

In Dillweißenstein wird 1853 bis 1856 die Nagoldtal-Straße gebaut: Ein Fluß ist umzuleiten, ein Felsrücken zu durchstoßen, ein Wasserfall anzulegen, ein Floßkanal und eine Bogenbrücke zu bauen, aber „es herrscht ein

starker Mangel an Arbeitern“ (Dillweißenstein S. 168). So werden ausländische Arbeitskräfte angeworben, unter ihnen viele Italiener, dabei „immer wieder einige, die hier blieben“ (s. o.).

1861 erhält Pforzheim Anschluß an das Eisenbahnnetz durch die Linie nach Wilferdingen und 1863 durch die Verbindung nach Mühlacker. Die Strecken nach Wildbad und nach Calw folgen 1868 bzw. 1874. In der Hauptsache sind es Italiener, z. T. Tiroler und Böhmen, die die schweren und lebensgefährlichen Tunnel- und Dammarbeiten ausführen, bei denen es auch tödliche Unfälle gibt. Nach dem Urteil des Oberbaurates i. R. Dr. Ing. Cassinone sind die Italiener „im Steinsprengen und Spalten geübt und den Deutschen überlegen und unübertroffen in der Ausführung von Trocken- und Cycloppenmauerwerk und Pflasterungen aus Granit“ (Cassinone S. 51). Täglich zwölf Stunden Arbeit und mangelnde Sicherheitsvorkehrungen sind Gründe für 38 tödliche Unfälle allein zwischen 1865 und 1872 an der Nagoldbahn. Noch mehr Opfer fordert die Lungenschwindsucht aufgrund der elenden Lebensbedingungen der Baukolonnen. 1872 sind ein Sechstel des Dorfes Büchenbronn Südländer, die schon vorher beim Bau der Wasserleitung und der Bahnstrecke nach Wildbad beschäftigt waren. Im Sommer 1867 streiken die Italiener so lange, bis die Gemeinde sich zu einer Erhöhung der Löhne bereitfindet.

VOR 100 JAHREN: WASSERLEITUNG UND KANALISATION

Immer wieder am Ende des 19. Jahrhunderts sind es Italiener, die wichtige und zugleich schwere Arbeiten im Interesse des Gemeinwesens ausführen: Nach dem Verkehr dreht sich alles um Wasser und Abwasser, d. h. um Wasserleitungen und Kanalisation für die ständig weiter wachsende Stadt Pforzheim und ihre ebenfalls prosperierenden Umlandgemeinden: erst die Wasserleitung in Büchenbronn, dann die Wasserleitung von den Beutquellen zum Hochbehälter Wacholder, anschließend die Grösseltal-Wasserleitung mit fast neun Kilometer und schließlich die aus dem Nagoldtal für Huchenfeld und Hohenwart. Bagger gibt es



Hofjuwelier Heinrich Prestinari in der Bahnhofstraße, Nachfahre italienischer Einwanderer vom Comer See

(Foto: Stadtarchiv Pforzheim)

noch nicht für die Grabarbeiten bis zu den einzelnen Hausanschlüssen. Immer wieder heißt es in den Aufzeichnungen über die mehrheitlich italienischen „Gastarbeiter“: Sie sind zum Teil ortsansässig geworden. So heiraten die Großväter der Braga, Caldonazzi und Gasparini in Dillweißstein und ziehen später auf die Höhe nach Huchenfeld. In Niefern kommen sie aus den italienischen Dolomiten und werden seßhaft: Bagagliani, Cibien, Leoni, Muzzulini und Sinigalia.

VOR 90 JAHREN: STREIK ITALIENISCHER MAURER

Typhus in Pforzheim hat seine Ursache in regelmäßigem Hochwasser, das Sickergruben, Abwassergräben und -kanäle überschwemmt und dadurch die Brunnen der Stadt sowie das Grundwasser verunreinigt. Die wachsende Bevölkerungszahl und die Ausdehnung der Stadt

machen den Schutz vor dem Hochwasser zu einer zentralen städtischen Aufgabe, die zugleich ein Hauptproblem der Gesundheitsvorsorge lösen soll. Wieder sind es in erster Linie „Gastarbeiter“ aus Italien, z. T. auch aus Österreich und der Schweiz, die die Hochwassermauern entlang von Enz und Nagold im Bereich der Innenstadt errichten: Zwischen 1902 und 1912 bauen sie in sechs Jahren fünf Kilometer Flußläufe aus und sichern drei Fünftel mit Dämmen und zwei Fünftel mit hohen Ufermauern. Dabei bewegen sie ohne die heute üblichen Hilfsmittel Bagger, Lastwagen und Kran 1,5 Millionen Kubikmeter Erd- und Felsaushub und errichten bzw. legen 55 000 Quadratmeter Buntsandstein-Mauerwerk bzw. Flußpflaster. Zu diesem Kraftakt gehören die dreimalige Unterquerung der Flußläufe mit Sammlern der Kanalisation, die Kanalisation sämtlicher Straßen und der begehbare Hauptsammler entlang der Pflügerstraße. Abschluß-



Italienische Baukolonnen errichten nach 1900 Mauern zum Schutz gegen Hochwasser und Brunnenverunreinigung

(Foto: Stadtarchiv Pforzheim)

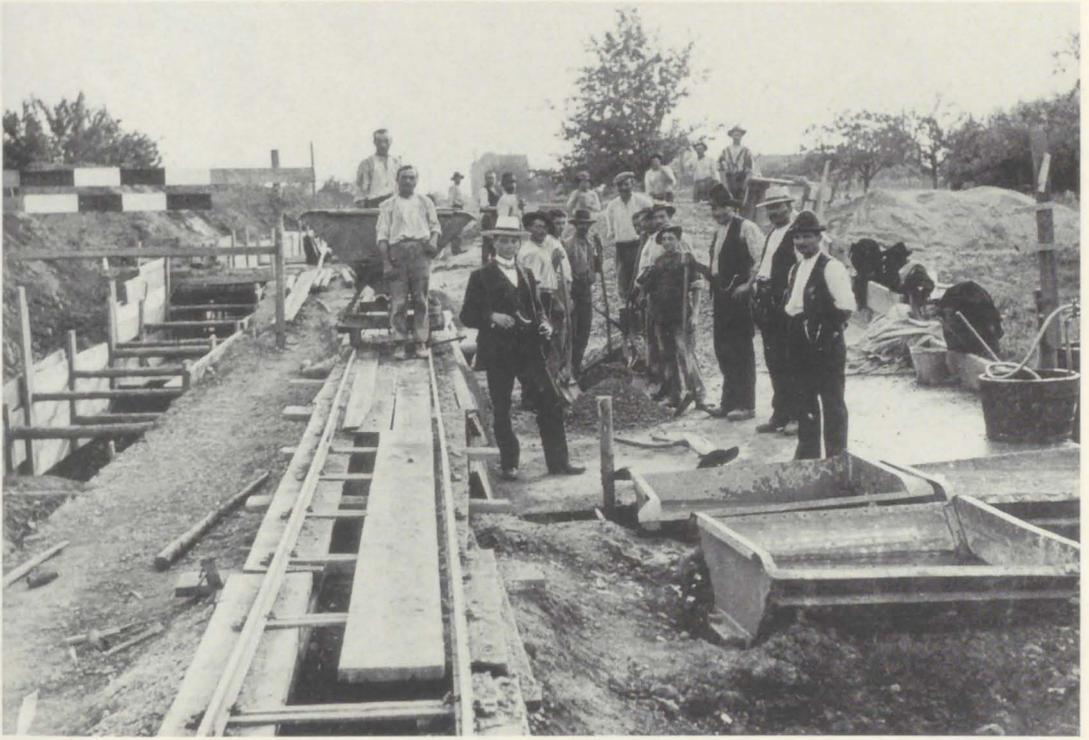
arbeit ist die neue Auerbrücke über Enz und Nagold, die 1913 dem Verkehr übergeben wird. Über Unterbringung und Entlohnung der „Gastarbeiter“ gibt es weder im Stadtarchiv noch bei der Baufirma Grün und Bilfinger (Mannheim) Unterlagen, doch in der Chronik der Gewerkschaften findet sich 1906 ein Bericht über einen Streik, bei dem zuerst 82 deutsche und italienische Maurer die Arbeit niederlegen, dann sämtliche in der Gewerkschaft organisierten Maurer der Stadt, über 1000 Arbeiter, „von denen ein größerer Teil italienischer Nationalität“ ist (Endlich S. 65).

„MARONI, SPAGHETTI, AUSLÄNDER RAUS“

Karl Schroth läßt in seinen Erinnerungen einen der italienischen Bauarbeiter zu Wort kommen:

„Die Mauer ist gebaut. Die Arbeiter werden demnächst entlassen. Und nun frage ich Sie, was bleibt dem Marcacini nach getaner Arbeit? Ich sage Ihnen, was bleibt. Die Verachtung bleibt, der Schimpf, ein Peperoni, ein mieser Maroni zu sein, das bleibt. Die Verachtung bleibt, die Armut bleibt. Und die Unterwürfigkeit entwickelt sich aus der Not, nicht in dieser Stadt geboren zu sein. Und es bleiben die verdammten Bücklinge vor den Alteingesessenen. Jedoch mein Hals ist störrig. Er beugt sich ungern . . . Ich werde diese Stadt verlassen und nur noch die wichtigsten Dinge wie Lohnabrechnung, Spedition etcetera erledigen; dann können Sie mich aus der Liste der unerwünschten Ausländer streichen“.

Die zweite Generation, seine Tochter Giovanna, inzwischen längst Poliseusse, pflichtet bei: „Ich weiß Bescheid. Haß, Verfolgung, üble Nachrede, Trennung, Ausländer raus! O, was ist das für eine Stadt, Gold, Silber, Edelsteine in



Italienische „Gastarbeiter“ bei Kanalisationsarbeiten am Ende des 19. Jahrhunderts in der Höhenstraße

(Foto: Stadtarchiv Pforzheim)

ihre Tresoren, dagegen leere Herzen im Leib ihrer Bürger“ (Schroth S. 84 ff.).

VOR 80 JAHREN: ZANDONELLA, TERRAZZO UND EISKAFFEE

Von 1909 bis 1914 existiert ein „Verein von Italienern zur gegenseitigen Unterstützung und zu geselligem Beisammensein“, benannt nach dem damaligen italienischen König „Vittorio Emanuele II Re d'Italia“. Der Name des Kassierers Zandonella steht heute noch im Pforzheimer Adressbuch und belegt, daß aus „Gastarbeitern“ längst Einheimische geworden sind. Zandonella gehört nicht zu den Baukolonnen, sondern ist Verzinner und repariert vor allem in den Großküchen der Schwarzwaldkurorte. Andere Italiener heiraten hier, qualifizieren sich in der Schmuckbranche z. B. als Kettenmacher, machen Gesellenbrief und Meisterprüfung als Maschinenschlosser. Aus Felice Brano wird der Bauunternehmer und Baustoff-

händler Felix Bran, führend im Geschäft mit Kunststein und Terrazzo. Andere Baustoffhändler und Terrazzo-Geschäfte vor dem ersten Weltkrieg heißen Belotti, Cadelli, de Marco, Manarin und Meneghetti. Sie alle bilden eine kleine Kolonie in Pforzheim, die in der Weimarer Zeit als Minderheit innerhalb der katholischen Minderheit zur Herz-Jesu-Pfarrei gehört. Zu den Festen kommen über 200 italienische PforzheimerInnen samt Familienangehörigen. 1938 eröffnet die Familie Casal das erste italienische Eiskaffee in der Westlichen 2, 1941 kommt eine Eisdiele in der Leopoldstr. 18 dazu.

VOR 50 JAHREN: „ITALIENERLAGER“ UND „BADOGLIOS“

Mit Beginn des Überfalls der Nazi-Wehrmacht auf die europäischen Nachbarn entsteht in Deutschland Arbeitskräftemangel, der anfangs durch ein Abkommen mit der Regierung



„Italienerlager“ für Zwangsarbeiter 1943–1945 im Bereich der heutigen Kläranlage

(Foto: Gerhard Brändle)

Mussolini in Italien behoben werden soll. Die angeworbenen italienischen Zivilarbeiter erfüllen aber nicht die Erwartungen: Sie sind teuer, weil sie wie deutsche Arbeitskräfte bezahlt werden müssen – ein höchst aktuelles Problem angesichts der Lohndruckerkolonnen auf unseren Baustellen, mittels derer die Tarifverträge ausgehebelt werden, sie sind schwierig, undiszipliniert, anspruchsvoll und unzufrieden, sie erheben Ansprüche, beschwerten sich und denken nicht daran, den Deutschen gegenüber devot und anspruchslos aufzutreten. Die Nazis wollten Arbeitssklaven, gekommen aber sind selbstbewußte Lohnarbeiter, würdige Nachfolger der streikenden italienischen Tiefbauarbeiter des Jahres 1906. Wann genau und wieviele italienische zivile Arbeitskräfte nach Pforzheim gelangten, ist nicht mehr festzustellen. Eine Momentaufnahme aus der Statistik des Arbeitsamtsbezirks nennt 39 Frauen und 77 Männer für November 1942, offen bleibt, ob diese in Pforzheim oder Umlandgemeinden arbeiten. Einen Hinweis bietet die volkstümliche Bezeichnung „Italienerlager“ für ein Barackenlager im Eutingen Tal im Bereich der Kläranlage,

das ab 1943 besteht. In ihm sind im Frühjahr und Sommer 1944 „Imis“ oder auch „Badoglios“ genannte italienische Militärinternierte als Zwangsarbeiter untergebracht, die nach Mussolinis Sturz im Juli 1943 nicht auf deutscher Seite kämpfen wollten.

VOR 40 JAHREN: DER „BAHNHOF-KOMPLEX“

Im April des Jahres 1945 wohnen in Pforzheim gerade noch 30 500 der fast 80 000 Menschen des Jahres 1933.

Nach zwölf Jahren Nazi-Diktatur sind Pforzheims Bevölkerungszahl und Wirtschaftskraft auf dem Stand von 1900. 1961 hat die Stadt schon wieder 83 000 EinwohnerInnen, 30 Prozent davon sind Zuwanderer, d. h. Flüchtlinge und Vertriebene sowie „Übersiedler“ aus der DDR, der früheren sowjetischen Besatzungszone. Diese erzwungene Völkerwanderung von Ost nach West geht Ende der fünfziger Jahre zurück und endet abrupt mit dem Bau der Mauer 1961. Längst aber hat eine neue Völkerwanderung begonnen, diesmal von Süd nach



Eiscafé Casal in einer Behelfsbaracke 1949 in der Poststraße, Blick nach Norden

Foto: Stadtarchiv Pforzheim

Nord. Wiederaufbau und „Wirtschaftswunder“ brauchen Arbeitskräfte, die erste Vereinbarung über das Anwerben von Arbeitskräften wird 1956 mit Italien abgeschlossen. 1955 leben in Pforzheim 105 Italiener, es sind nicht nur illegal eingereiste Arbeiter, sondern auch schon länger hier Wohnende wie z. B. die im vorigen Abschnitt erwähnte Familie Casal mit dem ersten Eiskaffee in unserer Stadt. Nach der Zerstörung am 23. Februar 1945 dauert es vier Jahre, bis das „Casal“ 1949 in einer Baracke an der Poststraße wieder eröffnet. 1955 zieht das „Casal“ um in einen Neubau an der Bahnhofstraße und ab 1975 ist es wieder an der Westlichen.

1963 sind aus den 105 italienischen PforzheimerInnen des Jahres 1955 schon 1201 geworden, heute weist die Statistik rund 3800 PforzheimerInnen mit italienischer Staatsbürgerschaft aus, inzwischen in der dritten Generation der „Gastarbeiter“ nach 1945.

Die ersten angeworbenen Arbeitskräfte sind im Hoch- und Tiefbau tätig, sie helfen also

mit, aus der Trümmerstadt des 23. Februar wieder ein Gemeinwesen mit Wohnungen, Arbeitsstätten, Schulen, Krankenhäusern, Straßen usw. zu machen, was im Stolz über die Leistung des Wiederaufbaus „unserer“ Stadt oft „vergessen“ wird.

Der Treffpunkt der italienischen Männer ist die Bahnhofshalle, denn dort „besteht immer die unbewußte Hoffnung, ein bekanntes Gesicht aus der Heimat zu sehen, oder die Möglichkeit, in einem gewissen Moment, wo das Heimweh unerträglich wird, auf den Zug zu springen, der nach Hause fährt. Man ist kurz und gut der Heimat näher“ (Montini S. 27). So erklärt Dr. Montini, der erste italienische Arzt ab 1960 in Pforzheim, den „Bahnhofs-Komplex“. Dieser geht zurück durch das mit Hilfe des Arbeitsamtes, der Caritas und der Stadt Pforzheim errichteten „Centro Italiano“, in dem die erste „Gastarbeitergeneration“ ihre Freizeit verbringen und jeden Sonntag Filme in italienischer Sprache anschauen kann. Später laufen solche Filme im alten Kino in Isprin-



Plakatwand Ecke Jahn- und Bleichstraße

(Foto: Pforzheimer Zeitung)

gen am Bahnübergang und im früheren „Gloria“ an der Bahnhofstraße.

„MAN HAT ARBEITSKRÄFTE GERUFEN . . .“

Die frühen „Gastarbeiter“ kommen nicht, um sich hier häuslich niederzulassen, sondern um für drei bis vier Jahre zu bleiben; sie wollen vor allem Geld sparen, um es in die arme Heimat zu schicken. Viele halten in den sechziger Jahren die Rückkehrmöglichkeit noch offen, obwohl längst Frauen und auch Kinder nachgezogen sind: Frauen fahren zur Geburt der Kinder in das vertraute Umfeld bis weit hinunter nach Sizilien an die Südküste z. B. nach Naro, einem Ort, aus dem viele italienische PforzheimerInnen stammen. Die Entscheidung für den Lebensmittelpunkt Pforzheim fällt für die meisten Familien zusammen mit der Frage, wo die Kinder eingeschult werden sollen. Nach einer Umfrage 1991 haben nur noch elf Prozent der nichtdeutschen Inländer

Rückkehrpläne, wobei die inzwischen dritte Generation „ihr“ Land nur noch von Erzählungen und Ferienreisen kennt.

INTEGRATION UND KONFESSION

Die Integration der italienischen Einwanderer über die Religion verläuft aufgrund der Sprachbarriere nicht reibungsfrei, doch scheinen Kirchen ähnlich wie Gewerkschaften in höherem Maße als andere gesellschaftliche Großgruppen bereit zu sein, auf die – in diesem Fall religiösen – Bedürfnisse von Einwanderern einzugehen. Auf die bereits in den dreißiger Jahren bei der Herz-Jesu-Kirche bestehende italienische Kolonie wurde oben hingewiesen. In den sechziger Jahren können katholische AusländerInnen die Krypta der Herz-Jesu-Kirche und die Antonius-Kirche mitbenutzen. Erst in den siebziger Jahren erhalten sie mit der Barfüßerkirche ein eigenes Gotteshaus, das sich Italiener, Spanier und Portugiesen teilen. Kaum jemand weiß, daß die Barfüßerkirche



BADISCHER WEIN

LANDSCHAFT
GESCHICHTE
KULTUR

Von Carlheinz Gräter. 320 Seiten
mit 98 Abbildungen. 15 × 21,5
cm. Kunstleinen mit farbigem
Schutzumschlag. DM 49,-.
ISBN 3-87181-367-2

DRW

DRW-Verlag
Weinbrenner GmbH & Co. KG
Fasanenweg 18
70771 Leinfelden-Echterdingen

Vor knapp einem halben Jahrhundert veröffentlichte Karl Müller, Gründungsdirektor des Staatlichen Weinbauinstituts in Freiburg, eine *Geschichte des badischen Weinbaus*. 1953 erlebte sie eine Neuauflage, die seither jedoch ohne Nachfolge geblieben ist. **Mit diesem neuen Werk** bietet Carlheinz Gräter eine aktualisierte und historisch fundierte Gesamtschau zu Weinbau und Weinkultur zwischen Main und Bodensee.

Von den Wildreben des Oberrheins bis zum Ökoweinberg, von Weinheiligen und Traubenmadonnen über den Wandel des Winzerhandwerks bis hin zum Coup mit dem Grauburgunder verfolgt er die Entwicklung des Badischen Weins.

Ein umfangreiches Kapitel zur Topographie macht vertraut mit Geschichte und Gegenwart der Weinorte in den acht Anbaubereichen: Tauberfranken, Badische Bergstraße/Kraichgau, Ortenau, Breisgau, Kaiserstuhl, Tuniberg, Markgräflerland, Hochrhein und Bodensee. Ein eigenes Kapitel ist dem Umgang mit dem „Badener“ gewidmet: von kritischen Sortenporträts bis zu Anmerkungen über das kulinarische Musterland und das lustvolle Thema Frauen und Wein.

Der Serviceteil zum guten Schluß stellt Weinmuseen, Weinlehrpfade und um den Wein in Baden verdiente Persönlichkeiten vor. Eine badische Weinchronik, ein Wörterbuch der Winzersprache, ein Abriß über Maß und Münze, Orts-, Personen- und Sachregister sowie Literaturhinweise runden das Kompendium ab.

eine lange Tradition als Gottesdienstraum für Einwanderer hat: 1764 schenkt der Markgraf Karl-Friedrich diese Kirche der reformierten Gemeinde, bestehend aus Waldensern aus dem heutigen Italien und Hugenotten, für ihre Gottesdienste.

HEUTE: NICHT NEUES UNTER DER SONNE

Der Rückblick auf fast 2000 Jahre Geschichte der Stadt Pforzheim zeigt am Beispiel der Einwanderung aus Italien, daß schon immer Fremde kamen, ihre Spuren hinterließen oder seßhaft wurden. Sie kamen von sich aus oder wurden gerufen, sie kamen freiwillig oder wurden gezwungen entweder durch die wirtschaftlichen oder politischen Verhältnisse in ihrem Heimatland, es religiöse Intoleranz oder Krieg.

Die ersten Pforzheimer waren Italiener, unter den italienischen versippten und beeinflussten badischen Fürsten wuchs die Stadt und wurde zeitweise eine der Residenzsitze und sogar Hauptstadt. Glaubensflüchtlinge aus den italienischen Westalpen brachten die Kartoffel. Italienische Uhrenhändler gehörten zur ersten Fabrikantengeneration, die die Pforzheimer Traditionsindustrie anschoben. Baukolonnen aus Italien besorgten die schweren und lebensgefährlichen Arbeiten zur Versorgung und zum Schutz des Gemeinwesens rund um das Wasser: Wasserleitungen, Abwasserkanalisation und Hochwasserschutz. Die Verkehrerschließung und -anbindung mittels Straßen und Eisenbahn war größtenteils ihr Werk. Ein Blick in die Geschichte zeigt, daß italienische Einflüsse weit über Eiskaffee und Pizza, über Spaghetti und Vino Tinto oder Kalterer See hinausreichen. Einwanderer aus Italien haben ihren Teil dazu beigetragen, daß unsere Stadt entstand, wuchs, blühte und heute noch existiert. Ihre und damit unsere Geschichte gehört zum kollektiven Gedächtnis unseres Gemeinwesens.

Diese Skizze ergibt auch in ihrer Beschränkung auf die Frage italienischer Einwanderung: Der Wandel ist die Konstante, Kulturvermischung ist die Normalität. Längst stellt sich nicht mehr die Frage, OB Pforzheim Einwande-

rungsstadt ist und damit unser Gemeinwesen multikulturell im Sinne einer Tatsachenfeststellung, es geht nur noch um das WIE des Zusammenlebens in einer unübersichtlichen wie konfliktreichen gemeinsamen Zukunft. Die Alternative einer monokulturellen Gesellschaft, einer „ethnischen Homogenität“, wie heute von modernen Rechtsradikalen Rassismus umschrieben wird, gibt es nur um den Preis von Zerstörung, Vertreibung und Massakern, verhärmelnd „ethnische Säuberungen“ genannt. Beispiele bieten Vergangenheit und Gegenwart leider genug, Grund genug für die Arbeit an der Alternative. Die Städtepartnerschaft mit Vicenza gehört dazu wie die deutsch-italienische Gesellschaft und Treffen von Jugendgruppen: Sie überschreiten die nationalen Grenzen und ermöglichen die Begegnung von Menschen in einem Europa auf dem Weg zu gemeinsamen Frieden miteinander.

Gerhard Brändle, Pforzheim

Literatur

(Stichworte nach der Reihenfolge im Text):

Zier = Zier, Hans Georg, Geschichte der Stadt Pforzheim, Stuttgart, 1982

Die Zeit = Die Zeit (Wochenzeitung)

Brockhaus = Der neue Brockhaus, 4 Bd., Leipzig, 1936 ff.

Bickel = Bickel, Otto, Remchingen, Die Geschichte seiner Ortsteile und der Adelsfamilie dieses Namens, Remchingen, 1993

Collum = Collum, Wolfgang, Hugenotten in Baden-Durlach, in: Badische Heimat, 54. Jg./Heft 37 (Sept. 1974)

Pflüger = Pflüger, Johann Georg Friedrich, Geschichte der Stadt Pforzheim, Pforzheim, 1862 (Neudruck 1989)

Raff = Raff, Diether, Zur Geschichte Pforzheims, Die Entwicklung von der Kleinstadt zur Mittelstadt in: Pforzheimer Geschichtsblätter, Bd. 3, bearb. Wahl, Hermann, Pforzheim, 1971, S. 9 ff.

Dillweißenstein = Schrade, Richard, Die Geschichte Dillweißensteins, Pforzheim, 1981.

Cassinone = Cassinone, Heinrich, Die geschichtliche und technische Entwicklung des Straßenwesens in Baden 1810–1920, Karlsruhe, 1925

Endlich = Endlich, Stefan Peter, Für Freiheit und Menschenwürde – 100 Jahre IG Metall, Pforzheim, 1991

Schroth = Schroth, Karl, Einfälle Ausfälle, Pforzheim, 1988

Montini = Montini, Angelo, Probleme des Ausländers im Krankenhaus aus kassenärztlicher Sicht, in: Gesundheitsfürsorge, Zeitschrift für die Praxis der Volksgesundheitspflege, Stuttgart, 16. Jg., Nr. 2, 1966, S. 26 ff.

Die Flößerei in Pforzheim

Zu den ältesten Gewerben in Pforzheim zählt die Flößerei. Sie wird 1342 erstmals urkundlich erwähnt, wurde aber wegen des Holzreichtums und der günstigen Wasserwege zweifellos schon früher ausgeübt. Da Holz in den vergangenen Jahrhunderten als Bau- und Energieträger mehr und mehr an Bedeutung gewann, mußten immer größere Mengen des begehrten Stoffes über ständig länger werdende Wege zum Endverbraucher transportiert werden. Das geschah lange Zeit am billigsten auf dem Wasserwege.

Etwas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand der Flößerei dann durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Schaffung leistungsfähiger Straßen eine Konkurrenz, die die Flößerei Anfang des 20. Jahrhunderts schließlich zum Erliegen brachte. Das letzte Floß auf der Enz fuhr im Jahre 1913.

VORGESCHICHTE DER FLÖSSEREI

Zeugnisse der Flößerei aus den vorgeschichtlichen Kulturen Mitteleuropas gibt es kaum, da es zum einen in der Natur des Floßes liegt, nur kurzfristig als solches zu bestehen, um dann als Bau- oder Brennholz seiner weiteren Bestimmung zugeführt zu werden. Andererseits erhält sich Holz über einen solch langen Zeitraum hinweg nur unter der seltenen Bedingung des Luftabschlusses in einem feuchten Milieu.

So fand man im Jahre 1922 unter einer meterdicken Torfschicht im Wilden Ried des Federsees (Baden-Württemberg) das bisher älteste, nördlich der Alpen ausgegrabene Floß. Datiert wird es in die Bronzezeit. Die 5 m langen Stämme wurden von Bastseilen zusam-

mengehalten. Das Holz ist stärker als jenes der bronzezeitlichen Häuser des Sees. Dies und die Tatsache, daß es als Floß erhalten blieb, läßt den Schluß zu, daß es längerfristig Fähraufgaben erfüllte. Auch aus den Notizen Caesars zu seinem „Gallischen Krieg“ geht hervor, daß Kelten und Germanen Flöße als Fähren benutzten. Die seltenen Funde aus frühgeschichtlicher Zeit sind aber kein Grund zu der Annahme, daß Flöße damals nur Fährzwecken dienten. Der aus den oben genannten Gründen nur schwer nachweisbare Transport von Bauholz auf dem Wasserwege kann deshalb nicht ausgeschlossen werden.

FLÖSSEREI ZUR RÖMERZEIT

Spätestens von den Römern ist das Flößen von Bau- und Brennholz, auch in den römischen Provinzen am Rhein, überliefert. Kurze Ketten, an deren Ende Kloben zum Einschlagen in den Baumstamm geschmiedet waren, dienten dem Herausziehen der Stämme aus dem Wasser. Die Form der römischen Flößereihaken war, wie viele Werkzeuge der Römer, so optimal entwickelt, daß sie sich bis in die jüngste Zeit fast unverändert erhalten hat.

Durch römische Grabinschriften sind Holzhändler am Rhein bezeugt. Bei dem hohen Holzbedarf der römischen Städte kann ein berufsmäßiges Betreiben der Flößerei als gesichert gelten. Zwar ist die Organisationsform dieser kommerziellen Flößerei am Rhein den bisher bekannten Quellen nicht zu entnehmen, das römische Organisationstalent dürfte aber, wie auch von den übrigen Transportgewerben bekannt, ein differenziertes System mit Zwischenhandel, Handelsverbänden, Flößergilden usw. entwickelt haben.

FLÖSSEREI IM MITTELALTER

In den germanischen Sprachen ist die Bezeichnung für das Floß vom selben Wortstamm abgeleitet. Aus dem altenglischen „flyte“ entwickelte sich „float“, aus dem althochdeutschen „flota“ das „Floß“. Die Schriftquellen des frühen Mittelalters weisen aber nach heutigem Wissensstand nicht weiter auf die Flößerei hin, wobei dies nicht als Nichtvorhandensein der Flößerei fehlgedeutet werden darf. Erst ab dem 13. Jahrhundert bezeugen Schriftquellen das Flößen von Holz. „So bestimmt die Koblenzer Zollrolle von 1208, daß die Masse Holz, die Floß genannt wird, die Liegegebühren der größten Schiffe zu zahlen hat.“⁴¹

Die Menge des auf diese Weise transportierten Bau- und Brennholzes muß zu dieser Zeit bereits bedeutend gewesen sein. Schon der sich immer stärker ausweitende Schiffsbau verschlang Unmengen großer Eichenstämme. Es ist die Zeit, in der auch in Deutschland der Raubbau an den Wäldern beginnt. Nun darf man sich die mittelalterlichen Flöße noch nicht in den Dimensionen der gewaltigen Rheinflöße des 19. Jahrhunderts vorstellen, doch waren sie groß genug, um auf ihrem Weg zum Bestimmungsort Oberlasten, wie Schnittholz, Fässer, Steine und Steinmetzarbeiten zu transportieren.

Eine Fülle verschiedener Funktionen des Floßes, so die Verwendung als Fischerfloß, Arbeitsfloß (Brücken- und Schiffsbau) und als Fähre sind gleichfalls bezeugt, so daß die Bedeutung der Flößerei im Mittelalter als nicht unerheblich anzusehen ist.

DIE ENTWICKLUNG BIS INS 20. JAHRHUNDERT

In der Nähe großer Städte und dicht besiedelter Gebiete waren die Holzvorräte zuerst erschöpft. Sehr bald herrschte auch Mangel in den Bergbaugebieten und der Umgebung von Eisen- und Glashütten sowie den Salinen. Der schlechte Zustand der Straßen und die primitiven Radfahrzeuge ermöglichten keine längeren Transporte des Holzes über Land.

Der Raubbau an den Wäldern in der Nähe der Großverbraucher führte bald zu der Situa-

tion, daß neben Holzmangelgebieten bis dahin nicht erschlossene Holzüberschußgebiete existierten. Der Wasserweg blieb als einzige rentable Möglichkeit, den wichtigen Rohstoff Holz aus teilweise weit entfernten Waldgebieten heranzuschaffen. Überall da, wo auch nur einigermaßen flößbare Flüsse und Bäche vorhanden waren, wurden sie zum Transport des Holzes hergerichtet. Dabei sind zwei Arten des Holztransportes zu unterscheiden:

1. die Trift (ungebundene Flößerei) bei einer Stammlänge von 1 bis 3 m,
2. die gebundene Flößerei (zu einem Floß zusammengebundene meist längere Holzstämme).

Die Trift fand überwiegend auf Bächen über eine Strecke von bis zu 20 km statt. Sie war insbesondere für das sich entwickelnde Berg- und Hüttenwesen im 15., 16. und 17. Jahrhundert von Bedeutung. Aber auch zum Heranschaffen von Stämmen an ein größeres Gewässer diente die Trift. Dort wurden sie dann zu einem Floß zusammengebunden.

Die Herrichtung eines Baches zum Triftbach erforderte größere Investitionen. Steine mußten beseitigt, Floßsteiche, Klausdämme mit Wasserpforten, Ufersicherungen und Fangrechen gebaut werden. Das alles war schon sehr kostenaufwendig. Hinzu kam, daß zur Überwachung der Trift viel Personal nötig war.

Bei der gebundenen Flößerei waren im Vergleich zur Trift relativ wenige Flößer zum Einbinden des Holzes und zum Steuern der Flöße notwendig. Eine Ausnahme bildeten hier allerdings die riesigen Rheinflöße im 18. und 19. Jahrhundert.

Die kleinen Schwarzwaldflöße, die beispielsweise über Nagold, Enz und Neckar bei Mannheim in den Rhein gelangten, wurden durch mehrmaliges Umbauen schließlich so vergrößert, daß riesige Flöße von 400 m Länge, 80 m Breite und ca. 5 m Höhe entstanden. Der Wert dieser Holzmassen von rund 12 000 fm würde nach heutigen Berechnungen einige Millionen Mark betragen.

Der Betrieb eines solchen Riesenfloßes erforderte erfahrene Steuerleute und eine Besatzung von mehreren Hundert Floßknechten. Mit einer enormen Oberlast an Transportgütern und einer Menge Passagieren erreichten diese Flöße schließlich Holland, wo das Holz

vornehmlich im Schiffsbau verarbeitet oder weiter exportiert wurde.

Bergbau und Hüttenindustrie, Salinen und Werften verschlangen neben dem Brenn- und Bauholzbedarf der großen Städte immer mehr Wälder. So betrug der Holzkohleverbrauch zur Herstellung von einer Tonne Eisen ca. 39 fm Holz; das ergab je nach Wirtschaftslage pro Hütte ca. 10 000 fm im Jahr. Eine Glashütte verfeuerte im Jahr etwa 80 ha Wald. Die Saline in Lüneburg verbrauchte pro Jahr etwa 150 000 m³ Holz. Bereits im 14. und 15. Jahrhundert mußte daher das Holz aus immer fernerer Gebieten herangefloßt und getriftet werden. „Die Waldverwüstung durch die Saline Lüneburg erstreckte sich bis zur Linie Buchholz–Soltau–Wittingen und trug dazu bei, daß aus einem Waldland die fast baumlose Lüneburger Heide entstand, die erst im 19. und 20. Jahrhundert durch umfangreiche Aufforstung wieder eine Bewaldung von 30% erreichte.“⁴²

Im 17. und 18. Jahrhundert benötigten große Seemächte wie Holland, England und Frankreich neben Nadelholz für Mastbäume und Rahen hauptsächlich Eiche. „Für den Bau eines durchschnittlichen Kriegsschiffes waren ca. 700 möglichst lange Eichenstämme oder 2,5 ha Eichenwald notwendig.“⁴³ Hinzu kam, daß ein solches Schiff durch die sog. Trokenfäule immer wieder ausgebessert werden mußte, so daß an seinem Betriebsende kaum ein Stück Holz das gleiche war wie beim einstigen Stapellauf.

Auf diese Weise kam es zur Zerstörung der großen Eichenwälder Nordwestdeutschlands und der Mittelgebirge. Im Schwarzwald und den Einzugsgebieten des Rheins konnten Waldverwüstungen aus dem 18. Jahrhundert erst im 19. Jahrhundert allmählich durch Aufforstung beseitigt werden. Im Jahre 1819 lag ein gutes Drittel der staatlichen Wälder im württembergischen Schwarzwald immer noch kahl.

Immerhin führte die Erkenntnis des Raubbaus und dessen Folgen für die Wasserwirtschaft in Deutschland verhältnismäßig früh zu einer allmählichen Wiederaufforstung. Dabei wurde das Waldbild durch Verwendung anderer Holzarten (Fichte, Tanne, Kiefer) weitgehend verändert.

DIE TECHNIK DER FLÖSSEREI

Sobald es die Wassertiefe und die Breite des Flußbettes erlaubte, wurden die einzelnen herangetrifteten Stämme oder die auf einem Lagerplatz zugerüsteten Hölzer zu einem Floß zusammengebunden. Das sog. Einbinden wurde meist in aufgestautem Wasser, den Floßstuben, vorgenommen. Die dabei benutzten Werkzeuge waren Floßstangen, Floßsäxte und Bohrer, als Bindematerial starke Eisenösen und die „Wieden“. Diese „Floßwieden“ (ursprünglich Weiden) stellte man aus 2 bis 4 m langen grünen Tannenstämmchen, wenn diese nicht ausreichend vorhanden waren auch aus Birken, Buchen oder Haselstauden her. In der Regel fertigte man sie direkt an der Einbindestätte.

Zuerst legte man die entasteten Stämmchen in einen erhitzten Backofen, den Bähofen. Hier begann der Saft im frischen Holz zu kochen und die Rinde sprang auf. Die erhitzten Stämmchen wurden dann mit dem dicken Ende durch das Bohrloch des Wiedstocks, einem in die Erde eingegrabenen, aufrecht stehenden Eichen- oder Buchenstammes, gesteckt und dort verkeilt. Das dünne Ende der zukünftigen „Wiede“ knüpfte man an die Drehstange, die ebenfalls aus Hartholz gefertigt war. Dann wurde die Wiede um die Drehstange gewunden, danach von der Drehstange ab und auf den Wiedstock aufgerollt. Bei dieser Arbeit bricht das Holz der Wiede in dicke Faserteile auf, die in sich verdreht, nun ein seilähnliches, elastisches Bindematerial ergaben.

An den Enden der zu bindenden Stämme trieb man zuerst starke Ringschrauben ein. Mehrere Baumstämme nebeneinander wurden dann durch diese Ösen hindurch mit Hilfe der Wieden verbunden. Das so entstandene, nur wenige Stämme breite Floßteil, nannte man ein „Gestör oder Gstör“.

Die Breite des Flusses bestimmte die Breite des Floßes. Auf der Nagold bestand ein Gestör in der Regel aus ca. 8 Stämmen, wobei die Stärke des Holzes die Anzahl der eingebundenen Stämme mitbestimmte. Um die Floßfahrt rentabel zu machen, band man daher mehrere Gestöre hintereinander mit Wieden zusammen. Ein fertig eingebundenes Floß konnte aus bis zu 14 Gestören bestehen und damit eine Länge

von 120 m und mehr erreichen. Um die Mäander, die Flußbiegungen, befahren zu können, mußten die Verbindungen der einzelnen Floßteile so gestaltet werden, daß die Gestöre untereinander beweglich blieben. So konnte das Floß, gleich einer Gliederkette, dem Flußlauf folgen.

In die hinteren Gestöre band man die dicken Stämme ein, während nach der Spitze zu die Stämme und damit auch das Floß etwas schmaler wurden. Das vorderste Gestör, der sogenannte Spitzen, hatte eine konische Bauweise. An ihm waren eine oder zwei schräg nach oben verlaufende hölzerne Stangen befestigt, die die Vorflößer als Lenkstange benutzten. Die Vorflößer standen dabei auf dem zweiten Gestör. Durch diese Technik war der Spitzen an den oft gewundenen Flußlauf anpassungsfähig. Die nachfolgenden Gestöre dirigierte mehrere Floßknechte mit Hilfe ihrer Floßstangen und hielten so das Floß in Fahrt.

Mit einer neuen Technik, die zuerst von den württembergischen Flößern eingeführt wurde, konnte man die Zahl der zu einem Floß zusammengebundenen Gestöre vergrößern und den Holztransport erleichtern. Es war das sog. Sperrbalkenflößen. Auf dem letzten oder vorletzten Gestör brachte man einen beweglichen Balken so an, daß er bei Bedarf hochgestemmt, mit dem anderen Ende auf dem Flußgrund scheuernd, das ganze Floß in seiner Fahrt bremste.

Bis dahin war es nämlich immer wieder zu Unfällen gekommen, ganz besonders beim Durchfahren der Floßstuben. Diese waren nichts anderes als Staustufen, angelegt an ehemals seichten Flußbereichen. Beim Öffnen der Schleuse mußte das Floß mit dem abfließenden Schwellwasser die Floßstube verlassen. Wenn bei einem Floß ohne Sperrbalken das aufgestaute Wasser hinter dem Floß herkam, wurden die letzten Gestöre rascher bewegt als die vorderen, und sie konnten sich übereinanderverschieben. Der Sperrbalken verhinderte dies.

Diese neue Technik brachte der Flößerei Erleichterung und Aufschwung, aber den Fischern fast den Ruin. Die Landesfürsten, Württemberger und Baden-Durlacher, kümmerten sich nicht um die Belange ihrer Untertanen, solange der eigene Geldbeutel zu füllen war.

Die Weißensteiner waren beispielsweise auf den Fischfang angewiesen, da sie nur wenig Ackerland besaßen. Das Sperrbalkenflößen riß den gesamten Flußgrund auf und vertrieb die Grundfische. Das schon recht bescheidene Einkommen der Weißensteiner wurde weiter geschmälert. Erst in langen Verhandlungen mit den Floßherren gelang es ihnen, pro Floß einen, später bis zu drei Gulden als Entschädigung zu erhalten.

Das auf der Enz, Nagold und Würm beförderte Holz wurde in Pforzheim zu größeren Floßeinheiten umgebunden. Diese waren nun tauglich für die Weiterfahrt auf der unteren Enz und dem Neckar.

Das Umbinden geschah am Wasser, und so lag es nahe, daß die Flößer dort auch siedelten. „So entstand die Flößervorstadt Au, deren Bewohner etwas abgesondert vom übrigen Pforzheim waren, zumal ihr Gewerbe vom Landesfürsten überwacht und gesteuert wurde, denn Floßcommercio war ein landesherrliches Regal.“⁴

Ein solches, in Pforzheim vergrößertes Floß, erreichte nach ca. 6 Tagen bei Mannheim den Rhein, wo das ankommende Holz zu gewaltigen Rheinflößen umgebaut wurde. Die Pforzheimer Flößer erhielten dort ihren Lohn, den sie in „Lederkatzen“ am Leibe trugen, wenn sie zu Fuß mit allem Handwerkszeug den Heimweg nach Pforzheim antraten. Diejenigen, welche nur noch mit halb gefülltem Ledersäckchen nach Hause kamen, betitelte man dann auch als „Pforzheimer Halbsäckel“, was auch heute noch als Beleidigung gilt.

HERREN UND KNECHTE

Wie schon erwähnt, war die Flößerei eine fürstliche Angelegenheit. Wesentlich war wohl die Sicherung des guten Verdienstes daran.

Im Jahre 1501 erhielt die Flößerschaft in der Au vom Markgrafen Christoph eine Zunftordnung. Das zeigt, daß die nicht etwa der Stadt Pforzheim, sondern wie alle Flößerschaften im Lande, unmittelbar dem Markgrafen unterstanden. In seine Kasse wanderte der Floßzoll. Damit hatte er auch für den Bau und die Instandhaltung von Floßgassen und Stauwehren zu sorgen.

Die Zunftordnung des Markgrafen legte fest, was die Zunftangehörigen zu tun und zu lassen hatten, wie hoch die Eintrittsgelder in die Zunft waren, wieviel Umsatz und Gewinn jeder Flößer machen durfte und noch einiges mehr. Die folgenschwerste Bestimmung für die Dill- bzw. Weißensteiner aber war, daß nur Landesangehörige, die ihr Mannrecht (also nicht leibeigen sind) besitzen, als Schiffer (Flößerherren, Unternehmer) in die Zunft aufgenommen werden durften.

Zehn Jahre zuvor hatte der Landesfürst die Pforzheimer Bürger „fry gemacht“. Umsonst erhielten die Pforzheimer ihre Freiheit allerdings nicht. Eine Gewerbe- und Verbrauchersteuer wurde eingeführt, für landesherrliche Schulden mußte Bürgschaft geleistet werden, und sie mußten sich zur Heeresfolge verpflichten.

Als freie Bürger konnten die Pforzheimer Bürger u. a. Mitglied in der Flößerzunft werden, was z. B. den Leibeigenen von Weißenstein, Dillstein, Huchenfeld, Eutingen und Büchenbronn versagt blieb.

Um die daraus resultierende Ungerechtigkeit zu erfassen, muß man sich den historischen Kontext vergegenwärtigen. Dies läßt sich am Beispiel Dillstein und Weißenstein gut aufzeigen. Gefloßt hatten die Dill-Weißensteiner wohl schon lange. In dem bereits weiter oben erwähnten Heilbronner Vertrag von 1342 heißt es unter anderem: „... so haben Wir die Nagelt geöffnet bis gen Pforzheim in die Entze und wer daruff flößen will, der sol je dem hundert dylen geben ze Wyssenstein zehh halter“.⁵ Schon damals war also Weißenstein Floß-Zollstelle gewesen, und einige Einwohner dürften durch die Arbeit an der Zollstelle und auch durch Flößen selbst sich einen Zuverdienst verschafft haben.

Das war auch nötig, denn die Weißensteiner besaßen nur wenig Acker- und Weideland. In der Zeit der großen Kriege (1618–48, 1688–97, 1701–14) lagen Handel und Gewerbe, auch die Flößerei, völlig darnieder. In den Orléanschen Kriegen brannte die Soldateska Ludwigs XIV. Städte und Dörfer erbarmungslos nieder. Das Zugvieh wurde requiriert oder erschlagen. Die Bevölkerung, genauer diejenigen, welche den Krieg überlebt hatten, besaßen oft nichts mehr als ihr kümmerliches Leben, nachdem

der Friede von Rijswijk 1697 den Orléanschen Krieg beendet hatte. Zwar leibeigen, aber in persönlichem Besitz der Produktionsmittel, hatten sie für deren Wiederbeschaffung zu sorgen. Vor allem fehlte es an Zugtieren zur Bestellung der Äcker. Da hierfür aber kein Geld vorhanden war, konnten auch die Äcker nicht gewinnbringend bestellt werden. Die einzige Möglichkeit, das hierfür nötige Geld zu verdienen, bestand für die Leibeigenen in der Flößerei. Und damit schließt sich der verhängnisvolle Kreislauf. Denn selbständig flößen durften Leibeigene ja nicht!

Dabei wäre nach dem Krieg Arbeit genug für alle im Floßgewerbe vorhanden gewesen. Der Bedarf an Bauholz für den Wiederaufbau der zerstörten Städte und Dörfer war enorm. Zudem war Holland in dieser Zeit Seemacht geworden und benötigte immer größere Mengen an Schiffsbauholz sowie an Pfahlholz, um den moorigen Untergrund zu festigen, auf dem sich die holländischen Städte ausdehnten.

Es war daher nicht nur Gewinnstreben, sondern zwingende Notwendigkeit, daß die Pforzheimer Nachbargemeinden an der nun beginnenden Hochkonjunktur teilhaben wollten. Die baden-durlachsche Regierung war da ganz anderer Meinung. Markgraf Friedrich Magnus schrieb im Jahre 1697 aus Basel an das Pforzheimer Oberamt u. a.: „Nachdem Wir erfahren, das Unsere untertanen zu Eyttingen, Huchenfeld, Büchenbronn, Weißenstein und Dillstein nur mit dem flößen umgehen und also ihren feldbau zu Unserem schaden nit mehr abwarten (betreiben), so befehlen Wir, obgedachten gemeinden aufzuerlegen, das sie sich allvörderst mit dem nötigen zugvieh versehen, auch ehnder nit mit keinem floß abgelassen werden sollen, sie haben denn genugsam docieret (aufgezeigt), das ihr feldbau bestellt sey.“⁶

Daß der Markgraf, in seinem festen Haus in Basel sitzend, wo er die Kriegszeiten verbracht hatte, die Situation in seinem Land nicht kannte, ist unwahrscheinlich. Von seinen im Lande lebenden Beamten wurde er nachweislich informiert. Es ist wohl eher der Unfähigkeit seiner Regierung zuzuschreiben, daß er Befehle erteilte, die undurchführbar waren.

Die Dill-Weißensteiner Flößer wandten sich erneut an den Markgrafen. In ihrem Bittschrei-

ben heißt es u. a.: „Nachdem zu gegenwärtigen Zeiten der Holzhandel immer höher steigt, so das die Pforzheimer Flößer nit genug Lüftung tun können, und viele benachbarte, so ihr Lebtage nit mit dem Flößen umgegangen, ein solches unternehmen also seyend auch wir entschlossen, darnach zu trachten, das wir ein paar Flößlein zusammenbringen und zum Verkauf abführen.“⁴⁷

Auf dieses, wie auch auf weitere Bittschreiben erhielten die Weißensteiner keine Antwort. Statt dessen beauftragte er den Oberamtmann Heyland die Pforzheimer Zunft über die Bittgesuche zu befragen. Der Gegenbericht der Flößerzunft kann nur aus Gewinnsucht und dem Drang zur Erhaltung ihrer Privilegien entstanden sein. Sie führten an:

- „1. Die Dillweißensteiner Flößer hätten keine Ausbildung, könnten also ein Floß weder einbinden noch für die Flußfahrt ausrüsten.
2. Sie verdingten sich an ausländische und nähmen dadurch den Pforzheimer Zunftleuten das Brot vom Munde.
3. Die Pforzheimer kämen ihren Aufträgen stets nach.“⁴⁸

Nach Erhalt dieses Berichts wiederholte der Markgraf seine Anordnungen. Alle weiteren Anfragen und Bitten der Dillweißensteiner (und es wurden viele mit der Zeit) beschied der Markgraf negativ.

Kein Wunder, daß sich die Dillweißensteiner Flößer, wenn möglich, an die „ausländische Konkurrenz“, die besser zahlenden Württemberger verdingten. Diese wirklich bedrohliche Konkurrenz konnte von der Pforzheimer Zunft, im Gegensatz zur vermeintlichen Dillweißensteiner, nicht ausgeschaltet werden. Und dazu hatten die baden-durlachschen Landesfürsten durch ihre Politik nicht unerheblich beigetragen.

Im Jahre 1604 hatte der Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach dem Markgrafen Eduard Fortunat von Baden-Baden (seinem Vetter) eine bedeutende Geldsumme gegeben, damit dieser seine enormen Schulden bezahlen konnte. Das Geld hatte sich der Markgraf zuvor vom Hause Württemberg geliehen und dafür die Ämter Liebenzell und Altensteig verpfändet. Zwar sollten die Ämter wieder ausgelöst werden, doch kam es nie dazu. Ab 1753 gehörten diese endgültig zu Württemberg.

Damit ging Baden-Durlach nach den Schätzungen eines damaligen Flößerei-Gutachters über 100 000 Morgen schlagreifer Hochwald verloren. Während die Württemberger nach und nach riesige Holzmengen in den Ämtern schlagen ließen, wiesen die den baden-durlachschen Flößern verbliebenen Waldgebiete umfangreiche Kahlschläge auf.

In Württemberg wurden auf Staatskosten die Oberläufe von Enz und Nagold samt Nebenflüssen floßbar gemacht. Es gab keine einengenden Zunftgesetze für die Flößer. Auch Leibeigene durften flößen, um die Hochkonjunktur nutzen zu können. Außerdem verbot die württembergische Regierung zeitweise, Floßholz an die Pforzheimer zu verkaufen, so daß diese keines zum Weiterflößen hatten. Eine Sperrung der Wasserwege für die Württemberger hätte nichts gebracht, da diese dann in Enzberg die Pforzheimer Flößer ebenfalls gestoppt hätten.

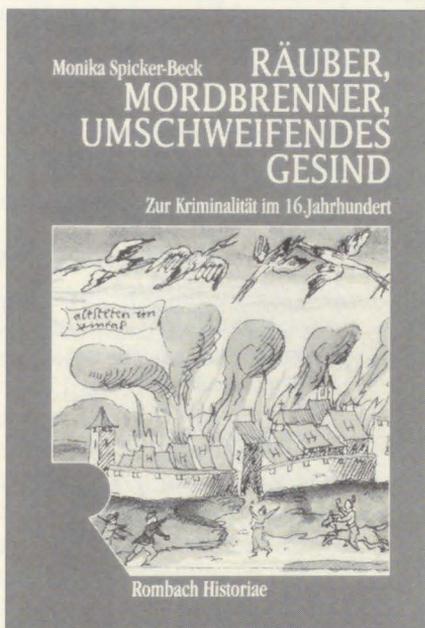
Durch die Erlaubnis, die Floßdurchfahrten an den Wasserstuben zu erweitern, konnten die Württemberger mit jetzt größeren Flößen an Pforzheim vorbeifahren, ohne umbinden zu müssen. Gerade das Umbinden war aber eine wichtige Verdienstquelle der Pforzheimer gewesen. Württemberg wurde zum übermächtigen Konkurrenten.

Pforzheim und Dillweißenstein führten hingegen eine doppelte Auseinandersetzung; einmal gegeneinander und dann gegen Württemberg mit seinen staatlichen Faktoreien und kapitalkräftigen Holzhandelskompanien.

Markgraf Karl Wilhelm (1709–1738) konnte sich anscheinend ebensowenig wie sein Vorgänger dazu entschließen, durch geeignete Maßnahmen die Pforzheimer Zunft am allgemeinen Aufschwung der Flößerei zu beteiligen. Für eine kurze Zeit ging es den Weißensteinern sogar besser als den Pforzheimer Flößern.

Der Weißensteiner Schultheiß Christoph Trautz mußte recht gute Beziehungen zu einigen Leuten im württembergischen Holzhandel gehabt haben. Von 1720–28 führte er zusammen mit seinen Söhnen und Verwandten mehr als 500 Flöße zu Tal.

Auf der Floßkonferenz von 1728 erreichte er schließlich noch, daß künftig die Dillweißensteiner alles die Nagold herabkommende Holz



REIHE HISTORIAE

Herausgegeben von
Wolfgang Rheinhard und
Ernst Schulin

Bd.8: Monika Spicker-Beck
**Räuber, Mordbrenner,
umschweifendes Gesind**
Zur Kriminalität im 16. Jahrhundert
400 S., 24 s/w Abb., Pb.,
15,4 x 22,8 cm
DM 78,-
ISBN 3-7930-9123-6

»Ich hätte nicht unterwegs sein wollen...« so lautet das Fazit der Autorin dieser geschichtlichen Untersuchung über die Kriminalität auf den Straßen des 16. Jahrhunderts. Dort begegnen uns Räuber, Mörder und Brandstifter, Banden und Einzeltäter, getrieben von persönlicher Rachsucht oder benutzt als willige Instrumente politischer Intrige.

In bislang weitgehend unbekanntem Prozeßakten aus Archiven des Gebietes zwischen Bodensee, Rhein und Neckar werden wir mit Angeklagten konfrontiert, die – einmal aus der Bahn geworfen – in eine Spirale von Frustration und Gewalt gerieten. Die nackte Existenznot ließ sie nicht selten zum Spielball politischer Machenschaften werden. Auf der anderen Seite agierte eine Obrigkeit, die sich hierdurch in höchstem Maße bedroht sah und mittels sanktionierter Gewalt nicht minder grausam zurückschlug. Ausgrenzung und Kriminalisierung gesellschaftlicher Randgruppen, Folter und Todesstrafe waren die Methoden, mit denen man versuchte, dem Phänomen der Räuber und Mordbrenner Herr zu werden.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

ROMBACH  VERLAG

Bertoldstraße 10, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon Verlag 07 61/45 00 - 3 30

durch ihre Gemarkung flößen durften. Den Dillweißensteinern nützte ihr Monopol allerdings nicht mehr viel. Durch rücksichtslose Abholzung ging in den folgenden Jahren der Floßbetrieb merklich zurück.

So blieb nur die Möglichkeit, sich von weit her Holz zu beschaffen. Zu diesem Zweck wurde der Pforzheimer Floßverein gegründet. Dieser nutzte das zur Verfügung stehende Kapital, um sich Arbeitsaufträge außerhalb des bisherigen wirtschaftsbereiches zu verschaffen (Würm, Murg). Teilweise flößten die Pforzheimer enz-, neckar- und rheinabwärts bis in die Gegend von Worms.

Diese Zeit zwischen 1750 und 1840 kann als die „Goldene Zeit“ der Pforzheimer Flößerei bezeichnet werden. Jedoch sollte man hier kein falsches Bild entstehen lassen. Golden war die Zeit in erster Linie für die Waldbesitzer, die Holzhändler und die Floßherren. Für die Masse der Beteiligten, die Floßknechte, blieb nur ein verhältnismäßig niedriger Knechtslohn. Ein Chronist von damals schrieb: „Freilich ist

bei all dem Glanz und Reichtum der gemeine Floßknecht nichts anderes als ein Plantagenner, nur daß er mit Lebensgefahr sein Brot verdient.“⁹

Ab 1850 hielt sich der Pforzheimer Floßverein gerade noch so über Wasser. Einzelne Flößer fanden danach noch ein dürftiges Auskommen bei auswärtigen Firmen, die letzten bis 1912.

Anmerkungen

- 1 Detlev Ellmers in: Keweloh, Flößerei in Deutschland. Stuttgart 1985
- 2 Jürgen Delfs in: Keweloh (s. Anm. 1)
- 3 Delfs (s. Anm. 2)
- 4 Richard Schrade (Bearb.), Aus der Geschichte der Flößerei in Pforzheim, Weißenstein und Dillstein.
- 5 Richard Schrade, Die Geschichte Dillweißensteins. Pforzheim 1981
- 6 Schrade (s. Anm. 5)
- 7 Schrade (s. Anm. 5)
- 8 Schrade (s. Anm. 5)
- 9 Schrade (Bearb., s. Anm. 4)

Johann Georg Friedrich Pflüger und die Erziehung der höheren Töchter in Pforzheim

Johann Georg Friedrich Pflüger, nach dem in Pforzheim eine Straße benannt ist, war von 1849 bis 1862 Vorstand (ab 1860 Direktor) der neugegründeten höheren Töchterschule, wurde nach vorheriger freier Mitarbeit ab 1856 zusätzlich verantwortlicher Redakteur des „Pforzheimer Beobachters“ und veröffentlichte u. a. 1861/62 eine 700 Seiten umfassende „Geschichte der Stadt Pforzheim“. Nach der Zerstörung der Stadt und damit fast aller Archivbestände im Februar 1945 ist „der Pflüger“ (Nachdruck 1989) eines der wesentlichen Dokumente der Stadtgeschichte, mit seinem reichhaltigen Quellenmaterial außerdem Grundlage aller neueren Darstellungen. Seine Ausblicke in die allgemeine Landesgeschichte und seine umfassende Berücksichtigung finanzieller, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Gegebenheiten ermöglichen auch einen besonderen Einblick in die Zeit seiner Pforzheimer Tätigkeit.

Im März 1848 von einer schweren Wirtschaftskrise erfaßt, die durch Ausweisung ausländischer Arbeiter, Entlassungen vieler Pendler, der „Rassler“ aus den umliegenden Dörfern, und durch öffentliche Arbeiten eine soziale Revolution verhinderte, stieg Pforzheim in den 50er Jahren zu einer bedeutenden Stadt auf: Nach Pflügers Angaben in der Bevölkerungszahl an die 5. Stelle und in der Gewerbetätigkeit an die 1. Stelle der badischen größten Städte.

Die Einwohnerzahl hatte sich seit 1849 (7951) nach den Volkszählungsstatistiken im dreijährigen Abstand jeweils um rund 15% erhöht und betrug zur Zeit der Berufung Pflü-

gers an den Oberschulrat in Karlsruhe 1862 rund 14 000 Einwohner. Neue Fabrikationsmethoden in der traditionellen Uhren-, Schmuck- und Metallindustrie, im Maschinenbau und in Zulieferbetrieben, Gründung neuer Fabriken, öffentliche Investitionen – nicht zuletzt im Schulhausbau – und Erschließung neuer Märkte waren die wesentlichen Faktoren des Aufschwungs; zugleich auch ein Zeichen des Wandels der Produktionsmethoden im sogenannten Industriezeitalter. Die Zunahme der großen Bijouteriefabriken (Pflüger nennt 131 für das Jahr 1862), Etui- und Chemiefabriken u. a. war begleitet vom Aufstieg vieler kleiner Schmuckbetriebe, auch der ursprünglichen „Kehrets- oder Gräzefabriken“ oder gar der „Dachstüblesfabrikanten“ heimlicher „Schnipfler“. Selbständige Gravier-, Guillochier-, Emailier- und Juweliergeschäfte belebten das Gewerbe ebenso wie zahlreiche Einzelhandelsgeschäfte oder Dienstleistungsbetriebe. Pflüger nennt allein 33 Wein- und 7 Bierwirte.

Trotz des Versammlungs- und Vereinsverbotes in der badischen Reaktionszeit, das 1849 vorübergehend auch die Gesangsvereine einschloß, bestanden in Pforzheim weiterhin der Kulturverein „Museum“, der u. a. auswärtige Künstler zu Konzerten bzw. Theateraufführungen verpflichtete, und zwei Lesegesellschaften. Neu wurden als Geselligkeitsvereine (später Gesangsvereine) „Frohsinn“ und „Eintracht“ gegründet sowie ab 1858 mehrere Männergesangsvereine. Ausführlich berücksichtigt Pflüger besonders bei der Darstellung des 19. Jahrhunderts namentlich die bürgerliche Oberschicht Pforzheims aus Fabrikanten-, Ban-

ken- und Kaufmannsfamilien, der Stadtverwaltung und aus gehobenen, meist akademischen Berufen. Umso mehr fällt dabei auf, daß die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft für ihn kein Thema sind. Er erwähnt zwar die mit dem Aufschwung verbundene Wohnungsnot, doch findet sich kein Hinweis etwa auf die bedrückende und stadtbekanntere Situation der „Schlaburschen“. Mußten schon die Rassler täglich bis zu 20 km von ihren Dörfern zur Arbeit nach Pforzheim gehen, wobei die Frauen unterwegs strickten, so konnten weiter entfernt wohnende Arbeiter nur sonntags nach Hause zurück – auch um sich ihre Verpflegung für die nächste Woche mitzubringen. Während der Arbeitswoche nächtigten sie meist in unausgebauten, zugigen Speichern, den Unterkünften, die sie sich leisten konnten.

Johann Georg Friedrich Pflügers späteres Engagement auch für die sozialen Belange der Volksschullehrer spricht durchaus für seine soziale Verantwortung, doch, wie sein neuester Biograph, Hans-Peter Becht¹, feststellt, sah er seine Aufgabe vorerst darin, „die Bildungsbedürfnisse des aufstrebenden Pforzheimer Bürgertums zu kultivieren, zu kanalisieren und zu befriedigen“.

Pflügers Berufung in den hochkarätigen Oberschulrat als einziger seminaristisch gebildeter Volksschullehrer bestätigt sowohl seinen Erfolg als auch seinen Ehrgeiz.

Im Zusammenhang mit dem 1860 erlassenen Kirchengesetz, das mit der Trennung von Kirche und Staat die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht für den Volksschulbereich in Gang setzte, löste die simultan besetzte, zentrale Institution des Oberschulrates 1862 die bisherige Zuständigkeit des evangelischen und katholischen Oberkirchenrates sowie des israelitischen Rates ab. Pflüger, seit seiner Berufung diffamierenden Angriffen von seiten der „Akademiker“ ausgesetzt, geriet außerdem zwischen die Fronten des badischen Kulturkampfes.

In seiner Autobiographie², in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit in Karlsruhe verfaßt, beschreibt er auch seine Tätigkeit in Pforzheim. Die betonte Hervorhebung seiner Verdienste mag dem von seinen Zeitgenossen stets als besonders bescheiden geschilderten Mann nicht angemessen sein, doch verständlich in Anbetracht der erfahrenen Kränkungen:

„Im April 1849 kam ich als erster Lehrer und Vorstand der höheren Töchterschule nach Pforzheim, und dort schloß sich mir ein neues schönes Arbeitsfeld der Wirksamkeit auf. Die Anstalt existierte eigentlich noch nicht. Sie war erst zu organisieren. Es gelang mir jedoch in Bälde, Alles in den erforderlichen Gang zu bringen und die Anstalt in dem Vertrauen der Eltern nach und nach so zu befestigen, daß ihre Frequenz von Jahr zu Jahr zunahm, und die Zahl der Schülerinnen, die bei der Gründung 56 betragen hatte, im Spätjahr 1862, dem Zeitpunkt meines Scheidens von Pforzheim, sich auf 176 belief, also auf mehr als das Dreifache der ursprünglichen Zahl gestiegen war, während die Zunahme der Bevölkerung in Pforzheim, die dabei allerdings mit in die Waagschale fiel, in der gleichen Zeit etwa 72% betrug. Wie ich meine Stellung als erster dirigierender Lehrer auffaßte und auszufüllen bemüht war, beweisen einerseits die im Druck erschienenen Prüfungsprogramme und Prüfungsreden, andererseits die vielen günstigen Prüfungsbescheide, die Äußerungen der Anerkennung von Seiten der städtischen Behörden, die auch in Remmerationen und ansehnlichen Gehaltserhöhungen einen klingenden Ausdruck fanden, endlich das Vertrauen und die Dankbarkeit der Eltern und Kinder. Daß die Töchterschule in Pforzheim sich auch auswärts eines guten Namens erfreute, beweisen die vielen Anfragen und Bitten um Ratschläge, die an den Vorstand einliefen, wenn irgendwo eine ähnliche Anstalt gegründet werden sollte.“

Seit 1834, dem Jahr der ersten umfassenden badischen Schulgesetzgebung, im Gespräch, wagte der Gemeinderat endlich 1849 die Ergänzung der bisher bestehenden Schulen, zu denen neben dem Pädagogium (Nachfolger der alten Lateinschule) konfessionell und nach Geschlecht getrennte Volksschulen, die „Handwerkerschule für die Gewerbelehrlinge“, das private „Töchterinstitut Pforzheimer Fabrikanten AG“, auch Köhlersches bzw. Wagnersches Institut genannt, andere kleinere Privatschulen und die „höhere Bürgerschule für Knaben“ gehörten. Die neue Anstalt für höhere Töchter sollte nach Philipp Fees Angaben (1899) nicht nur die überfüllten Oberstufen der Volksschulen entlasten, sondern auch „den weniger ver-

mögenden Eltern zu einer besseren Ausbildung ihrer Töchter verhelfen“.

Wie bei der höheren Bürgerschule wurde das jährliche Schulgeld vorerst auf durchschnittlich 5 Gulden (bis 1855: 15) festgelegt, womit sich bei dem erhofften Besuch von rund 100 zehn- bis dreizehnjährigen Mädchen die Schule zu einem Teil selbst finanzieren sollte. Der Bestand der Anstalt und eine vorgesehene spätere Erweiterung auf mehr als drei Klassen hing also prinzipiell davon ab, ob das neue Bildungsangebot angenommen wurde, und wesentlich von der Persönlichkeit des zukünftigen Vorstandes. Pflüger betont deshalb nicht umsonst die unter seiner Leitung rasch zunehmende Frequenz.

Aus seiner Aufschlüsselung der Einwohnerzahl nach Konfessionen, Geschlecht, Berufen und Altersgruppen in der „Geschichte der Stadt Pforzheim“ für das Jahr 1861 und anderen Darstellungen ergibt sich, rückgerechnet beim Vergleich der Einwohner- und Schülerinnenzahl, daß von allen Pforzheimer Mädchen durchschnittlich 12% zu den „höheren Töchtern“ zählten. Dies mag dem Anteil der „weniger vermögenden Eltern“ entsprechen, einer gut verdienenden bürgerlichen Schicht, denn die „sehr Vermögenden“ schickten ihre Töchter nach wie vor in das gen. Wagnersche Institut oder, wie auch die Jungen, in auswärtige Internate.

Durchaus üblich war bei besonders reichen Familien auch die private Erziehung durch eine Gouvernante, wie aus der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Schule von Philipp Fees (1899) hervorgeht. Im Zusammenhang mit dem zunehmenden Lehrermangel nach der Schulerweiterung 1859 schreibt er:

„Es konnte der Unterricht ungehindert seinen Fortgang nehmen, da Fräulein Seitzer, die Erzieherin der Kinder des Bijouteriefabrikanten K. F. Hermann dahier, die Freundlichkeit hatte, Aushilfe zu leisten.“

Für die Töchter der Arbeiterschaft und die der kleinbürgerlichen Schicht blieb eine bessere Bildung Illusion. Die zusammen mit Pflüger angestellten Unterlehrer z. B. erhielten bei der Gründung der Anstalt ein Jahresgehalt von 300 Gulden, also wöchentlich 5,7 Gulden. Nach Angaben von Paul Gerstner (Die Entwicklung der Pforzheimer Bijouterie-Industrie, 1908)

verdiente ein angestellter Graveur in den 50er Jahren durchschnittlich mehr als das Doppelte. In Anbetracht des üblichen Kinderreichtums war für die Mehrheit der Bewohner die höhere Bildung, die außerdem nicht auf eine Berufsausbildung zielte, kaum tragbar. (Nach Angaben der Markt- und -Viktualienpreise des „Pforzheimer Beobachters“ von 1855 hochgerechnet, betrug ohne Brennholz und Miete der bescheidenste Lebensunterhalt einer vierköpfigen Familie rund 4 Gulden wöchentlich.) „Berufstätig“, d. h. als Arbeiterinnen, Dienstmädchen u. a. waren rund 25% der erwachsenen Pforzheimerinnen, weil sie mehrheitlich zum Unterhalt ihre Familien beitragen mußten.

Die Einrichtung der Schule im Krisenjahr 1849 entsprach dem zukünftigen Bedarf der aufstrebenden Industrie, was, verbunden mit zunehmenden überregionalen und internationalen Geschäftsbeziehungen, für die Gattinnen der „gut Gestellten“ erhöhte Repräsentationspflichten bedeutete, wie Oberbürgermeister Carl Hermann Friedrich Zerennner u. a. vorausgesehen hatte. Eine höhere Töchterschule, die sich vergleichbare Städte längst geleistet hatten, diente zudem dem Image Pforzheims.

Da die Schule den Mädchen aller Konfessionen offenstehen sollte, erhielt sie bis 1860 den Status einer simultanen, städtischen Privatschule und unterstand einer dafür zuständigen eigenen Abteilung des Innenministeriums, der Oberschulkonferenz. Nach längeren Verhandlungen, Einreichung eines vorläufigen Lehrplanes nach dem Muster vergleichbarer Anstalten, Auseinandersetzungen über Visitationen der örtlichen Geistlichkeit u. a. erhielt ein Gremium der Stadt einschließlich des zukünftigen Vorstandes die direkte Schulaufsicht. Weil sich die Stadt keinen akademisch gebildeten Lehrer, mit dem Anspruch eines Direktor-Titels und Direktorengelalt, leisten konnte oder wollte, wurde die Stelle des „Vorstandes“ und der Unterlehrer für Volksschullehrer ausgeschrieben.

Unabhängig vom Gehalt – für den Vorstand waren 800 Gulden jährlich vorgesehen – war das Stellenangebot attraktiv. Die vor allem auf dem Land mehrheitlich als bedrückend empfundene Schulaufsicht durch den Ortsgeistlichen, die Verpflichtung zu den sozial diskriminierenden Küster- oder Mesnerdiensten, mise-

rable Gehälter, teilweise aus Brennholz- und Nahrungsmittelzuteilungen, die sich der Lehrer oft noch selbst bei den Bauern abholen mußte, entfielen bei der Anstellung in einer städtischen und besonders einer „höheren“ Schule. Seit 1834 und vehement in der 48er Revolution protestierten mutige Lehrer auch gegen die durchschnittlich 6 Wochenstunden Religionsunterricht, die vor allem dem Auswendiglernen des Katechismus dienten und andere Elementarfächer auf 3–4 Stunden wöchentlich reduzierten. Für die Pforzheimer höhere Töchterschule waren 2 Wochenstunden Religionsunterricht geplant, die von den jeweils zuständigen Geistlichen erteilt werden sollten.

Unter 6 Bewerbern wurde bereits 1848 Johann Georg Friedrich Pflüger vom Stadtrat die Stelle zugesagt, wenn auch vorerst nur provisorisch für ein Jahr. Pflüger war bei seiner Bewerbung 30 Jahre alt und seit 10 Jahren Lehrer an der höheren Töchterschule in Rastatt.

Wie im Großherzogtum Baden und anderen süddeutschen Staaten üblich, war Pflüger, geb. am 25. 11. 1818 in Schopfheim, vor seinem Eintritt in das Evangelische Schullehrerseminar in Karlsruhe 1835 einige Jahre Schulgehilfe bzw. Aushilfslehrer überwiegend in seiner Geburtsstadt. Während er dort zuvor bereits Gleichaltrige unterrichtete, nebenbei die Lateinschule des Ortsgeistlichen besuchte, mehrere Instrumente erlernte, verdiente er sich u. a. als Notenkopist ein Zubrot, nicht zuletzt, um sich literarische und Sach-Bücher leisten zu können. Sein Wunsch, am Gymnasium in Karlsruhe (damals „Lyzeum“) Abitur zu machen, um anschließend Theologie zu studieren, scheiterte an den finanziellen Verhältnissen der Familie: sein Vater, Bartlin Pflüger, war Seiler und Botenfuhrwerker und hatte außer Johann Georg noch einen Sohn und eine Tochter. Da der Besuch eines Schullehrerseminars erst ab 1829 verbindlich wurde – vorher genügte eine zwei- bis dreijährige Lehrzeit bei einem „Schulmeister“ –, gehörte Johann Gg. Friedrich Pflüger zu der jungen Generation der qualifizierten Volksschullehrer.

Pflüger besuchte zwei Jahre das Lehrerseminar. Es stand damals unter der Leitung des Theologen Wilhelm Stern (1792–1873), der ursprünglich Anhänger des berühmten schweizerischen Pädagogen Joh. Heinrich Pestalozzi

war. Nach dem Erlebnis einer Bekehrung zur christlichen Erweckungsbewegung war er besonders theoriefeindlich geworden und beschränkte den Seminarunterricht auf ein Einpauken des notwendigen Schulstoffes und unreflektierte Nachahmung von Musterstunden. Das Internat war kärglich, der Tagesablauf, auch die zur Verfügung stehende Literatur reglementiert, und insgesamt herrschte eine bedrückende, bigotte Atmosphäre.³ Auch wenn der ältere Pflüger den Lehrerbildungsanstalten später vorwarf, aus den Zöglingen „willenlose Werkzeuge zur Erreichung hierarchischer Zwecke“ zu machen, blieb er doch Sterns Musterschüler und bestand als Jahrgangsbester 1837 die Kandidatenprüfung. Nach kurzen Aushilfsanstellungen wurde er dank eines Empfehlungsschreibens Sterns, das ihm vermutlich auch für Pforzheim gute Dienste leistete, Lehrer an der höheren Töchterschule in Rastatt, einer Schule mit ähnlichen Bedingungen und gleichem Gehalt wie die spätere in Pforzheim.

Es bleibt die Frage, weshalb er sich nach Pforzheim beworben hatte. Nach Auskunft seines ersten Biographen Hermann Willareth (1870) hatte sich Pflüger in Rastatt wohlgefühlt, dort auch geheiratet und vor allem seinen Nachholbedarf an wissenschaftlich-theoretischer Bildung teils durch Selbststudium, teils durch Privatunterricht befriedigt. Auch hatte er die französische Sprache neu erlernt, deren Beherrschung für die Anstellung in Pforzheim Voraussetzung war. Zu seinen Studien zählten auch pädagogische Schriften, von Rousseau bis Pestalozzi, und ebenso musiktheoretische Werke sowie die Verbesserung seines Klavierspiels. Neben Arrangements u. a. von Messen, bei deren Aufführung er wohl selbst mitwirkte, verfaßte er auch Kompositionen für Männerchöre, „jedoch meistens anonym“ (Willareth).

Vermutlich war Pflüger auch Leiter des Rastatter Männergesangsvereins „Liederkranz“. In der Vereins-Chronik des heutigen Gesangsvereins „Liederkranz-Freundschaft“ (Festschrift 1994) wird ein „Lehrer Pflöger“ als Dirigent des Chores bei dessen Teilnahme am „Zweiten Badischen Sängerefest“ 1845 in Mannheim genannt. Da ein Lehrer Pflöger in Rastatt nicht nachweisbar ist, liegt eine Identität mit Pflüger nahe. Möglicherweise verschwieger er

seine ehemalige Chorleitertätigkeit. Sie war in der Reaktionszeit, in der den Lehrern sowohl Mitgliedschaft als auch Dirigat in Gesangsvereinen (bis in die 60er Jahre) verboten war, keine gute Empfehlung, so wenig wie entsprechende Kompositionen, die ebenfalls von den Zensurbehörden auf nationale Tendenzen hin überprüft wurden. Daß Pflüger später in der „Badischen Schulzeitung“⁴ gelegentlich als „Liberaler“ bezeichnet wird, hat angesichts der damaligen offenen Parteistrukturen wenig Aussagekraft. Auch wenn ihm Hans Georg Zier (Geschichte der Stadt Pforzheim, 1982) Enttäuschung über die gescheiterte Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche unterstellt, darf doch als sicher gelten, daß Pflüger nicht aus politischen Gründen in das ruhigere Pforzheim wechseln wollte. Entscheidend war für ihn die Herausforderung, eine Schule innerhalb der Rahmenbedingungen selbstverantwortlich aufzubauen und seine pädagogischen Vorstellungen relativ unabhängig umzusetzen.

Schon während der Verhandlungsphase arbeitete Pflüger einen Unterrichtsplan aus, der neben organisatorischen Notwendigkeiten sein allgemeines Bildungsziel umreißt: Wesentlich ist ihm, in den Mädchen

„das Gefühl und den Geschmack für das Schöne, Edle und Erhabene zu wecken und auszubilden, die sittlichen Reiche zu nähren und zu pflegen und alle Geisteskräfte, insbesondere aber eine praktische Urteilskraft, die für alle Verhältnisse von so unberechenbarem Nutzen ist, zu stärken und zu schärfen“.

Über die Umsetzung dieses Zieles geben die jeweils zum Schuljahresabschluß herausgegebenen, von Pflüger oben erwähnten, jährlichen Programme der „Einladungen zu den öffentlich stattfindenden Prüfungen“ konkrete Auskünfte.

Die jährlichen „öffentlichen Prüfungen“ dienten ausschließlich der Schaustellung von Kenntnissen und Fertigkeiten der Schülerinnen, ohne Entscheidungskompetenz über die Notengebung und Versetzung. Sie garantierten einen engen Kontakt zwischen der Schulaufsicht, der Schulverwaltung und den Eltern, auch wenn dabei latente Kontrolle über die Lehrer ausgeübt wurde. Die Programme enthalten einen Zeitplan für die Unterrichtsbesuche, „Prüfungsordnung“ genannt, mit je 15–30

Minuten pro Klasse und Fach, verteilt auf zwei bis drei Tage. Gekoppelt waren die Prüfungstage mit Ausstellungen von Handarbeiten und Zeichnungen der Schülerinnen, aber auch mit der Präsentation der Arbeits- und Schönschrifthefte. In jedem Programm befinden sich Lehrer- und Schülerinnenverzeichnisse und zudem minutiöse Inhaltsangaben der „Lehrgegenstände“ samt Wochenstundenzahl der drei (später fünf) Klassen: 1. Klasse: 9–11 Jahre, 2. Klasse: 10–13 Jahre, 3. Klasse: 12–14 Jahre. Die sich überschneidenden Altersstufen erklären sich mit der verschiedenen Vorbildung der Mädchen, die z. T. auch ohne vorherigen Abschluß der Elementarschule eintreten konnten.

Die Prüfungstage schlossen mit einem feierlichen, musikalisch gestalteten Schlußakt, bei dem der Vorstand Pflüger eine (lange) Rede hielt. Die meisten der Reden sind in der Lehrerzeitschrift „Badischer Schulbote“⁵ abgedruckt, die Pflüger bis 1861 ebenfalls herausgab.

Die Fächer oder „Lehrgegenstände“ mit Französisch als erster Fremdsprache – ab 1861 konnte Englisch als freiwilliges Fach dazugewählt werden – entsprachen, auch in der Wochenstundenzahl, denen der Unterstufe heutiger Gymnasien, allerdings hatten die Schülerinnen zusätzlich 2 Stunden Schönschreiben und 7–12 Stunden (je nach Klasse) „Weibliche Handarbeiten“ wöchentlich. In den Handarbeitsstunden bestand die Verpflichtung zu „Übungen in deutscher und französischer Lektüre und Konversation“. Für Gesang waren ein bis zwei Wochenstunden Unterricht pro Klasse vorbehalten, doch war die Teilnahme am Chor für alle Schülerinnen verpflichtend. Zudem wurden auch in den zwei Stunden ev. Religionsunterricht (für katholische und israelitische Mädchen wurde er außerhalb erteilt) eine Fülle von Chorälen eingeübt. Als repräsentativ mag das Programm von 1854 gelten, woraus sich für Mädchen der dritten Klasse einschließlich des nachmittäglichen Handarbeitsunterrichtes von zwölf Stunden und der Chorstunden eine Gesamtstundenzahl von 41 Schulstunden ergibt.

Für Pflüger ist zwar der Unterricht „das Hauptmittel, um auf die Ausbildung des jugendlichen Geistes und Gemüthes einzuwirken“, doch ohne gleichzeitige, strenge Schulzucht läßt sich dieser seiner Meinung nach

nicht durchführen. In der Schlußaktrede von 1853 begründet er ausführlich die Notwendigkeit allgemeiner Erziehungsziele. Zu diesen zählt er u. a.: Ordnungsliebe, Reinlichkeitssinn, Regelmäßigkeit, Gewöhnung an äußeren Anstand, Gewöhnung zur Aufmerksamkeit, zu Fleiß und Gehorsam, Verträglichkeit, Sanftmut und Freundlichkeit. Daß das „Gepräge einer vollendeten Ordnung“ auch durchgesetzt wurde, bestätigen nicht lobende Unterrichtsbeurteilungen von Besuchern, sondern Pflüger selbst:

„Es geschieht dieses im Besonderen dadurch, daß wir mit Ängstlichkeit darüber wachen, daß Alles, was die Kinder thun, ebenfalls diesen Gesetzen entspreche, und glauben es an Belehrungen und Ermahnungen, ja selbst angemessenen Strafen, wo wir solche für nothwendig finden, nicht fehlen zu lassen.“

Immer wieder ermahnt er auch die Eltern, ihre Autorität zu wahren und die Schule zu unterstützen, „wenn diese ihre Schuldigkeit thun soll“. War die in Knabenschulen vielfach ausgeübte Prügelstrafe in Mädchenschulen zwar nicht verboten, doch für Pflüger nicht akzeptabel, so hatte er andere Druckmittel, von denen Willareth berichtet:

„Sobald er an einem Kinde Unfleiß oder sonst einen Fehler, z. B. eine Lüge wahrnimmt, so besucht er sogleich die Eltern des Kindes, setzt diese davon in Kenntniss und sucht mit ihnen den Fehler des Kindes zu verbessern.“

Dabei war die Einsicht des Kindes in notwendige Erziehungsmaßnahmen unwesentlich, denn an anderer Stelle wehrt sich Pflüger gegen die von Philanthropen propagierte Begründung von Befehlen. Er vertritt den Standpunkt: „Es soll sich das Kind im Glauben an die Weisheit der Eltern und Lehrer unterordnen und hierin eine Vorschule zum Gehorsam gegen den himmlischen Vater finden.“ Die autoritären Erziehungsmaßnahmen sollten jedoch mit „Liebe, Sanftmut und Geduld“ durchgesetzt werden, und gelegentlich warnt Pflüger die Erzieher vor der „Versuchung der Selbstüberhebung“ und vor der „Lehrerkrankheit der Pedanterie“.

Vielfach, sowohl in Aufsätzen/Reden als auch in seinen Unterrichtswerken, hat er sich zu übergeordneten pädagogischen Prinzipien ausführlicher, als oben zitiert, geäußert. Als

Gegner eines einseitigen Pauk- und Memorierunterrichts plädiert er immer wieder für eine harmonische Entwicklung der Geistes- und Gemütskräfte im Einklang mit der sittlich-religiösen Erziehung. Er unterscheidet sich dabei nicht wesentlich von den Idealen der sog. Neuhumanisten und denen der vor allem von Pestalozzi in Gang gebrachten pädagogischen Bewegung im frühen 19. Jahrhundert, die jedoch wenigen Volksschullehrern in Anbetracht der miserablen Ausbildung vertraut waren.

Ausgehend von der gesellschaftlichen Rollenerwartung und der üblichen Vorstellung spezifischer weiblicher Anlagen erläutert und differenziert er die Notwendigkeit der ganzheitlichen Bildung, z. B. in der Schlußakt-Rede von 1859, die der „Mädchenerziehung“ gewidmet ist: Er warnt vor einem Übergewicht wissenschaftlicher Unterrichtsgebiete, weil dies dem „weiblichen Beruf“ der Ehefrau und Mutter schädlich sei, denn ein so herangebildetes Mädchen fühle sich in dieser Rolle nicht wohl, „will die Schranken fortwährend durchbrechen und hat als bedauernswertes Zwittergeschöpf seine Bestimmung gänzlich verfehlt“.

Für mindestens genauso gefährlich hält er aber auch eine einseitig emotionale Förderung: „Wie dort die Emanzipationsgelüste, so machen hier Sentimentalität, Überspannung und romanhafte Ideen und darum unrichtige Beurteilung aller Lebensverhältnisse das Mädchen unfähig zu seinem hochwichtigen Beruf.“

Diese nur vordergründig zeitgebundene Argumentation beinhaltet letztlich eine Erziehung zur Anpassung an die gesellschaftlichen Erwartungen. Pflüger hat zukünftige Veränderungen dieses Rollenverständnisses durchaus in Betracht gezogen. Der Erlaß der allgemeinen Freizügigkeit und Gewerbefreiheit 1860 (für Pforzheimer Fabrikanten seit 1776 ein besonderes Privileg), der eine Erweiterung der ökonomischen und damit auch gesellschaftlichen Bedingungen in Gang brachte, veranlaßte Pflüger zu Ergänzungen seines Erziehungsprogrammes: Im Vorwort des letzten Jahresprogramms seiner Pforzheimer Tätigkeit betont er die Notwendigkeit, den Mädchen umfassende Kenntnisse zu vermitteln, „damit die Gründung einer selbständigen Existenz angebahnt und erleichtert werden kann“.

Außer der o. g. „Geschichte der Stadt Pforzheim“, seiner Tätigkeit als Redakteur der regionalen Tageszeitung „Pforzheimer Beobachter“ und des „Badischen Schulboten“, jeweils mit zahlreichen eigenen Artikeln, veröffentlichte Pflüger während seiner Pforzheimer Zeit mehrere Unterrichtswerke. Zwar war bei engagierten Lehrern schriftstellerische Tätigkeit im 19. Jahrhundert keine Seltenheit, doch beeindruckt bei Pflüger die Fülle und die Vielfältigkeit seiner Veröffentlichungen.

Mögen auch die Inhalte seiner Bücher, unter Vorbehalt historischen Interesses, heute überholt sein, erstaunt doch die Nähe zu dem derzeit (wieder) aktuellen Konzept des „fächerübergreifenden Unterrichtes“, das mit Pflügers Überzeugung einer ganzheitlichen Erziehung verwandt ist.

Die bereits genannte Verbindung weiblicher Handarbeiten mit Konversationsübungen knüpft allerdings mehr an die Tradition der sittlichen Erziehung in Waisenhäusern und Industrieschulen an. Die Mädchen mußten in diesen Schulen während der Arbeit, die ihrem Unterhalt diente, lehrreiche Lieder singen, um sie vor einem In-sich-Versenken, gar in unreine Gedanken zu bewahren.

Fortschrittliche jedoch in Anbetracht der damals weitverbreiteten, voneinander zeitlich getrennten Lerneinheiten, etwa im Deutschunterricht in Lese-, Sprech-, Diktier- und Schreibübungen, ist Pflügers Integration verschiedener Schulfächer. In seiner „Anleitung zum Gesangunterricht“ (1853) stellt er tabellarisch Lernschritte des „Sprachunterrichts“ und „Gesangunterrichts“ gegenüber, u. a.: „Veränderungs-Umformungsübungen und Nachahmung mustergültiger Lesestücke“ parallel zu „Umformungsübungen und Nachahmung mustergültiger Tonstücke“. Da er beide Fächer unterrichtete, kann eine Verwirklichung dieser Methode angenommen werden, zumal beide Bücher als Lehrwerke in der Schule eingeführt waren. In seiner „Geordneten Sammlung von Mustersätzen für den Unterricht in der deutschen Sprache“ (1851) erhofft er im Vorwort, daß die Schülerinnen „sich tiefer versenken“ in die Inhalte der Zitate bekannter Dichter, Philosophen, Theologen und in den Reichtum der „herrlichen Muttersprache“.

Wurden in Geschichte vorrangig historische Persönlichkeiten durchgenommen, die Identifizierung ermöglichen sollten, so diente Pflügers „Badische Vaterlandskunde“ (1858) in Geographie dazu, daß „unsere Jugend unser schönes Vaterland immer besser kennenlernt und mehr und mehr lieb gewinnt“ (das „erhabene Regentenhaus“ eingeschlossen). Seine Beschreibung einzelner badischer Gaue und Städte, einschließlich der Mentalität ihrer Bewohner, ergänzt er mit geographischen und historischen Fakten, mit Sagen und Mundartgedichten, die das kleine Buch auch heute noch zu vergnüglicher Lektüre machen.

Die Anregung von Gemüt und Fantasie, die er in allen Fächern fordert, soll selbstverständlich auch im Gesangunterricht erreicht werden, den er mit einem systematischen Lehrgang des Vom-Blatt-Singens und der musikalischen Elementarlehre verbindet. Wenn sich der Unterricht inhaltlich auch wie in der gesamten Schulumusik des 19. Jahrhunderts auf Gesang beschränkt, wehrt sich Pflüger jedoch gegen das allgemein verbreitete Einpauken von Liedern und Chorälen oder gar das unreflektierte Absingen oft unverständlicher Texte.

Sein dreibändiges „Liederbuch für Schule und Leben“ (1857/58) belegt seine ästhetischen Ansprüche und seine Kompetenz auf dem Gebiet des Volksliedes, die er 1866 auch in einem Vortrag unter Beweis stellte.⁶ Das Liederbuch enthält in den ersten beiden Bänden Kinderlieder, volkstümliche Lieder der Zeit und Volkslieder, die sich z. T. noch in heutigen Schulbüchern finden, daneben wenige zeitgebundene Vaterlands- und Soldatenlieder und selten die damals üblichen „erziehlichen“ Gesänge. Von der Idealisierung des Volksliedes, die seit J. G. Herder weit verbreitet war, ist auch Pflüger nicht frei.

Die Prüderie der Herausgeber und der geistlichen Schulaufsicht verbot es im 19. Jahrhundert, Liebeslieder in Schulsammlungen aufzunehmen. So wird auch in Pflügers Liederbuch u. a. „Das Lieben bringt groß Freud“ zu „Der Winter ist dahin“ und „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ zu „Wohl einsam ein Röslein stand“, das im Verlauf des Liedes von einem Mägdelein begossen wird. Pflüger gibt jeweils die Textdichter an, hat also auf eigene Umdichtungen verzichtet. Die Umtextierungen der Lie-

der geben einen besonderen Einblick in die allgemeine Prüderie der Mädchenerziehung. Bei der Erziehung zur Ehefrau und Mutter waren erotische Beziehungen oder gar Aufklärung ein absolutes Tabu.

Der dritte Band des Liederbuches enthält 43 dreistimmige, teilweise sehr anspruchsvolle Originalsätze für Frauenstimmen u. a. von Händel, Mozart, Silcher, Mendelssohn, v. Weber. Bei den Schlußakten wurden vom Schulchor jeweils 10–12 dieser Sätze, mit wenigen Ausnahmen jährlich wechselnd, vorgetragen. Der Chorgesang wechselte ab mit Vorträgen vierhändiger Klavierstücke aus dem klassischen Sonatenrepertoire und arrangierten Sinfonien und Ouvertüren klassischer und zeitgenössischer Komponisten. Bei dem musikalischen Programm fällt der erstaunlich hohe künstlerische Anspruch auf, der dem öffentlichen Musikleben der Stadt Impulse geben konnte. Der Schulchor trat auch bei öffentlichen Feiern auf, etwa bei der Schillerfeier 1859 und der Eröffnung der Eisenbahn 1861, die der Großherzog mit seinem Besuch beehrte.

Daß Pflüger in hohem Maß die an ihn gestellten Erwartungen erfüllte, bedurfte nicht der Rechtfertigung in seiner Autobiographie. Seine offiziellen Belobigungen nehmen bei Willareth nicht wenig Raum ein. Er darf durchaus als badischer Musterlehrer bezeichnet werden, der die kulturelle Entwicklung der Stadt Pforzheim mitgetragen und beeinflusst hat. Trotzdem war er auch hier mehrmals Angriffen von seiten einzelner Geistlicher ausgesetzt, die bei den vorgesetzten Behörden Beschwerden einlegten. Anlaß dazu war der nur zweistündige Religionsunterricht an der höheren Töchterschule und Pflügers Status als Volksschullehrer, bei dem die Beschränkung auf nur jährlich stattfindende Visitationen durch die Geistlichkeit, abwechselnd die Vertreter beider Konfessionen, bemängelt wurde. Es spricht für Pflügers Wertschätzung, wenn sich zu guter Letzt Oberbürgermeister Zerenner entschieden gegen eine eventuelle Änderung der ursprünglichen Abmachungen mit der Oberschulkonferenz schriftlich verwahrte. Er bestand auf deren Beibehaltung umso mehr, „als die erfreulichen Resultate und das Aufblühen unserer Anstalt zur Genüge darthun, daß die beantragten Änderungen mehr nachteilig als fördernd

wirken würden“. Willareth berichtet auch von Pflügers persönlicher Stellungnahme, die nicht nur auf vergleichbare Lehranstalten hinweist, sondern auch seiner Überzeugung Ausdruck gibt:

„Überhaupt zielten alle Bestrebungen dahin, alle Unterrichtsgegenstände, die Veranstaltungen äußerer Zucht etc. als Strahlen in einen Brennpunkt der Religion zusammenlaufen zu lassen und das ganze Schulleben zu einem sittlich-religiösen zu machen.

Die sittlich-religiöse Erziehung wurde von dem Protestanten Johann Friedrich Georg Pflüger auch in einem säkularisierten Schulwesen, das den ökonomischen Erfordernissen gerecht werden mußte, niemals in Frage gestellt. Wesentlich für ihn war eine Bindung an christliche Wertvorstellungen, die konfessionelle Schranken überbrücken sollte. Diese Überzeugung mag, außer seiner erfolgreichen pädagogischen Arbeit, entscheidend für seine Berufung in den Oberschulrat gewesen sein. In dem schwierigen Prozeß der Durchsetzung der Schulreform in den 60er Jahren war ein integrierter und praxiserfahrener Mann durchaus nützlich. Da sich die Schulreform auf das Volksschulwesen konzentrierte und Pflüger sich in vielen Veröffentlichungen auch für eine inhaltliche Neugestaltung ausgesprochen hatte, schien er trotz des Makels der seminaristischen Bildung der richtige Mann. Sein Einsatz für „Lehrerkonferenzen“, die regionalen Vorläufer des (neuen) Badischen Lehrervereins, sowie seine aktive Beteiligung an verschiedenen überregionalen Lehrerversammlungen hatten ihn außerdem in Kollegenkreisen populär gemacht. Auch bei reformunwilligen oder skeptischen Volksschullehrern konnte seine Berufung zukünftige Identifizierungen mit der staatlichen Behörde ermöglichen.

Gegen die Angriffe der „Akademiker“ wußte sich Pflüger durchaus zu verteidigen. In einem Artikel im „Badischen Schulboten“ polemisiert er 1861 gegen die Arroganz der Universitätsabgänger und stellt diesen den von so manchem rastlos Strebsamen selbsterworbenen hohen Bildungsgrad vor Augen:

„Mit dem Zunftzopf gehört auch der verwandte Gelehrtenzopf abgeschnitten.“

Daß er mit ähnlichen Äußerungen während seiner Karlsruher Amtszeit die Zahl seiner aka-

demischen Feinde vergrößert hat, läßt sich annehmen.

Als Repräsentant der Volksschullehrerschaft stand er andererseits im Brennpunkt der erbitterten Auseinandersetzung zwischen der Regierung und der vom Erzbistum Freiburg in Gang gesetzten katholischen Volksbewegung, die sich 1869 zur „Katholischen Volkspartei“ konstituierte. Das Erzbistum kämpfte um das jahrhundertealte Recht einer konfessionell ausgerichteten, katholischen Erziehung, obwohl dieses seit 1834 nur noch faktisch bestand. Mit allen Mitteln⁷ versuchten die „Ultramontanen“, wie sie von der gegnerischen Presse bezeichnet wurden, die Einführung der Simultanschule zu verhindern. Sie wurde trotzdem 1868 fakultativ eingeführt, doch die Entscheidung vorerst den Gemeinden überlassen. Ein Beispiel für die unbarmherzige Härte des Kulturkampfes ist die Exkommunizierung des Konstanzer Bürgermeisters, der ein Votum für die neue Schularart abgelegt hatte.

Das Erzbistum bestand zudem auf dem Recht der Imprimatur von Schulbüchern, weshalb das „Pflüger'sche Lesebuch“ für Simultanschulen zu einem unverhältnismäßig heftigen Streitfall wurde. Im Auftrag des Oberschulrates herausgegeben und von diesem ausdrücklich als Schulbuch empfohlen, wurde es mit öffentlichen Protestdemonstrationen, einer Vielzahl von Pamphleten, in Kanzelreden, gerichtlichen Prozessen usw. als Symbol der „hereinbrechenden Entsittlichung und Barbarei“⁸ angeprangert. Das Buch, das weder antikirchliche noch antichristliche Inhalte enthält, spart lediglich konfessionell gebundene Texte aus.

Trotzdem erschien dem preußenfreundlichen Innenministerium ein Zugeständnis an die katholische Bewegung opportun, auch weil deren Annäherung an Österreich zu befürchten war. Pflügers „Lesebuch für Volksschulen“ (1867) blieb zwar eingeführt, doch der Herausgeber wurde unter dem Vorwand der „Verstärkung des wissenschaftlichen Elementes im Oberschulrat“ als „Direktor“ (d. h. mit gleichem Gehalt) an die Taubstummenanstalt nach Meersburg versetzt. Zur Leitung dieser Anstalt hatte er keine besondere Qualifikation und konnte schon gar nicht Wirkungsmöglichkeiten für sein musikalisches Engagement erhoffen. Unterbrochen von Krankheitsurlauben

starb er nach einem Dienstjahr am 23. Oktober 1869 kurz vor seinem 51. Geburtstag. Acht Jahre später wurde die Simultanschule endgültig als gesetzliche Volksschule eingeführt. Nur der Religionsunterricht blieb unter geistlicher Oberaufsicht.

Geblichen ist auch die höhere Töchterschule in Pforzheim, die, von Schwankungen abgesehen, zunehmend frequentiert wurde. Zum 50jährigen Jubiläum 1899 erschien nicht nur die Festschrift des Direktors Philipp Fees, es wurde u. a. auch in einem „Festspiel“ der Schülerinnen an den einstigen Vorstand (ab 1860 Direktor) Johann Georg Friedrich Pflüger als „Genius der Vergangenheit“ in Versform erinnert. Daß Pflüger und seine Epoche endgültig zu Vergangenheit geworden waren, demonstrieren die „Festspiel-Verse“ des „Genius der Gegenwart“, die Deutschlands Größe und den Ruhm des stolzen Kaisertums besingen. Für Fees (Vorwort der Festschrift) ist „deutsches Denken“, „deutsches Fühlen“ und „deutsches Wollen“ tief „im germanischen Volkscharakter“ verwurzelt. Die Anpassung an die neuen Wertvorstellungen mag ihm und seinen Nachfolgern Argumente gegen das Vorurteil „überflüssiger“ höherer Töchtererziehung geliefert haben, deren Notwendigkeit im „Festspiel“ so begründet wird:

„Der Frauen Einfluß ist des Volkes Heil.
Ja, deutsche Frauen will die Schul' erziehen!“

Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches und erst recht nach dem Einsatz der höheren Töchter als „Trümmerfrauen“ hatte sich rund 100 Jahre nach Gründung der Anstalt eine besondere Mädchenbildung erübrigt. An der ehemaligen höheren Töchterschule, 1907 in „Hildaschule“ zu Ehren der Großherzogin umbenannt, konnte 1929 zum erstenmal das Abitur abgelegt werden, und seit 1971/72 können auch Jungen am „Hilda-Gymnasium“ die höhere Bildung genießen.

Anmerkungen

- 1 In seinem Vorwort zum Nachdruck der Pflüger'schen „Geschichte der Stadt Pforzheim“, Pforzheim 1989, beschreibt Hans-Peter Becht ausführlich Pflügers Leben. Er berücksichtigt eine Vielzahl von Quellen und neuerer Literatur auch über die Geschichte der Stadt und des Großherzogtums Baden, auf die hier weiterführend verwiesen wird.

- 2 Die Autobiographie Pflügers, im Original nicht mehr vorhanden, ist im wesentlichen bei Hermann Willareth „Johann Gg. Friedrich Pflüger“, Lahr 1870, abgedruckt.
- 3 Neben älteren Darstellungen sei hierzu besonders hingewiesen auf: Gerhard Silberer: Pestalozzi und die Anfänge einer zentralen staatlichen Lehrerbildung im deutschen Südwesten, Heidelberg 1968.
- 4 „Die Badische Schulzeitung“, 1. Jahrgang 1861, löste, von einem Lehrerteam herausgegeben, den „Badischen Schulboten“ ab. Die Zeitschrift setzte sich sowohl vehement für die Schulreform und die Verbesserung der Volksschullehrersituation als auch später für Pflüger selbst ein.
- 5 Die Lehrerzeitschrift „Badischer Schulbote“ erschien in den 50er Jahren wöchentlich mit einer Auflage von 500 Exemplaren. Die im Titel genannten Mitherausgeber Pflügers, ein ev.-protestant. Kirchenrat und ein kath. Pfarrer, tauchen nur sehr sporadisch als Autoren auf. Sie sollten vermutlich dazu beitragen, das Wohlwollen der Zensurbehörden zu gewinnen.
- 6 Bei Willareth befindet sich der Nachdruck einer Rezension über Pflügers Vortrag aus der „Karlsruher Zeitung“. Es wird darin lobend hervorgehoben, daß er bei seiner umfassenden Darstellung die meisten Liedbeispiele selbst auf dem Klavier vorgebracht hat.
- 7 Die „Badische Schulzeitung“ zitiert ausführlich die Kampagnen der allgemeinen Presse und informiert über Fakten und Hintergründe. Eine umfassende Darstellung findet sich u. a. bei: Lothar Gall: Die partei- und sozialgeschichtliche Problematik des badischen Kulturkampfes, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 113, Karlsruhe 1965.
- 8 Der Streit um das Pflüger'sche Lesebuch ist Hauptthema der „Badischen Schulzeitung“, die von 1866–1868 dazu eine Fülle von Material enthält. Beilagen von Prozeßakten finden sich bei: Emil Friedberg: Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogtum Baden seit dem Jahre 1860, Leipzig 1871. Friedberg widmet dem „Pflüger'schen Lesebuch“ darin ein eigenes Kapitel.

Pforzheim — eine Verlagsstadt?

Der Verlag Dennig, Finck & Comp.

Im Werden und Wirken des Pforzheimer Unternehmens, dem nur eine kurze Lebensdauer beschieden war, handelt es sich um eine der eigenwilligsten Verlagsgeschichten des neunzehnten Jahrhunderts. Man könnte sie mit den Worten „Ein Spleen reicher Leute“ kurz und treffend charakterisieren. Die Inhaber der Firma brachten — mit einer Ausnahme — keinerlei Kenntnisse des Faches ein und scheiterten entsprechend kläglich. Es gelang in den wenigen Jahren des Betriebes nicht, aus der Uhren- und Schmuckstadt Pforzheim auch eine namhafte Verlagsstadt werden zu lassen.

Die Vorgeschichte begann in Stuttgart. Dort betrieb die Brodhag'sche Buchhandlung mit Adolph Krabbe als Geschäftsführer den „Verlag der Classiker“. Am 14. Juni 1839 wurde im *Börsenblatt* bekanntgegeben, daß „sämtliche Vorräthe der *Buchdruckerei*, der *Xylographischen Anstalt* und alle *Verlagsartikel* und *Activposten* . . . den Herren *August Dennig* und *Georg Finck in Pforzheim* käuflich abgegeben⁴¹ wurden. Die genannten Herren „errichteten auf hiesigem Platze unter der Firma *Dennig, Finck & Comp.* eine *Verlags-Buchhandlung mit Buchdruckerei*, sowie eine *Schrift- und Stereotypen-Gießerei* nebst *xylographischer Anstalt*“⁴². Dies bedeutete im Klartext, daß man einen kompletten Verlag mitsamt seinem Zubehör von Stuttgart nach Pforzheim verfrachtet hatte. Das „Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels“ wies im Jahre 1878 auf die daraus resultierenden Folgen hin: „Besonders in Württemberg reizte dieser Vorgang zu vielerlei Verbindungen des Buchhandels mit reichen Capitalisten, die meist mit Heftausgaben zu prosperiren suchten, meistentheils aber keinen langen Bestand hatten“³⁴.

Der Geschäftsgründung lag ein Gesellschaftsvertrag zugrunde, der am 25. März 1839 in Pforzheim unterzeichnet worden war⁴. Demnach gehörte die neue Firma zu drei Fünfteln den Herren Georg Dennig, August Dennig, Theodor Bohnenberger, Georg Fink und Carl Crecelius aus Pforzheim, und zu zwei Fünfteln Adolph Becher aus Stuttgart. Das Verlagskapital belief sich auf 150 000,— Gulden. Laut Vertrag, der auf zehn Jahre lief, nahm die Gesellschaft am 1. Januar 1839 ihren Anfang. Den Gesellschaftern wurden für ihre Dienstleistungen 1200,— Gulden p. a. zugestanden. Zur Geschäftsführung schrieb die *Anzeige im Börsenblatt*: „Herrn *Adolph Becher* haben wir die Leitung unseres neuen Geschäfts nebst Unterschriften übertragen; er wird gleich uns firmiren, und Sie wollen gefälligst von unseren Unterschriften geeignete Vormerkung nehmen.“⁵⁴.

Wer waren nun die finanziell potenten Herrschaften, denen als Branchenfremden solch eine Transaktion erlaubt war? August Dennig wurde am 1. August 1805 in Pforzheim als Sohn des Bijouterie-Fabrikanten Georg Dennig⁶ geboren. Auch der Großvater Johann Dennig war schon in der Schmuckfabrikation als Unternehmer tätig gewesen. August Dennig trat in die Fußstapfen seiner Vorfahren und wurde ebenfalls Schmuckfabrikant, betrieb aber daneben ein Holzhandelsgeschäft, sowie einen Weinhandel. Von 1871 bis 1874 war er der erste Präsident der neugegründeten Pforzheimer Handelskammer. Er starb am 6. September 1883 auf seinem Gut Schloß Juchow in Hinterpommern.

Georg Finck, dessen Lebensdaten nicht näher bekannt sind, war ein Schwiegersohn des



August Dennig

Schmuckfabrikanten Jacob Friedrich Bohnenberger. August Dennigs Vater und Georg Fincks Schwiegervater waren beide ebenfalls Teilhaber des neugegründeten Verlagsgeschäftes.

Bei dem am 13. Oktober 1793 in Graben geborenen Carl Philipp Christian Crecelius handelte es sich um eine Persönlichkeit, die

einige Jahre später ein wichtiges Amt ausfüllen sollte. Crecelius hatte von 1848 bis 1849 das Amt des Oberbürgermeisters der Stadt Pforzheim inne. Er starb um 1875.

Adolph Becher war ein Stuttgarter Verlagsbuchhändler, der neben seiner Tätigkeit in Pforzheim auch als Teilhaber der Riegerschen Buchhandlung in Stuttgart fungierte. Er war

somit der einzige Gesellschafter, der Branchenkenntnisse mitbrachte. Ihm allein oblagen die buchhändlerischen Aufgaben bei Dennig, Finck & Comp.

Die Familie Bohnenberger beschäftigte von Anfang 1848 bis August 1850 den späteren Heidelberger Philosophieprofessor Kuno Fischer (1824–1907) als Hauslehrer⁷.

Es ist bezeichnend für die Bedeutung des Verlages, daß Fischer in seinen detailreichen Aufzeichnungen über die Pforzheimer Zeit an keiner Stelle Bezug auf das Unternehmen nahm.

Anfangs behielt man die Linie des „Verlages der Classiker“ bei und beschränkte sich auf besonders schön gestaltete und illustrierte Ausgaben klassischer Werke, wie Byrons sämtliche Werke, Cervantes *Don Quixote*, Shakespeares *Kaufmann von Venedig* (in der Übersetzung von Alexander Fischer), den Märchenband *Tausend und eine Nacht*, Dantes *Göttliche Komödie*, *Der Spanische Robinson oder: Geschichte des Gil Blas von Santillana von Le Sage*, Illustrationen zu Schillers Werken in Holzstichen, aber auch Prachtausgaben religiöser Werke und Erbauungsschriften. Hier seien als Beispiele Werke von J. P. Silbert genannt: *Die vier heiligen Evangelien unseres Herrn Jesu Christi und Licht- und Trostquellen*, ferner Dr. J. J. Kromms *Jesus Christus unser Vorbild*, *Das Kirchenjahr in seinen mannigfaltigen Mahnungen an den Bekenner Jesu* und *Katechetische Unterredungen*.

Das Verlagsprogramm bot auch medizinische Literatur an, so die *Compendiöse Geschichte der Medizin* von Dr. K. H. Rohatzsch und *Medizinische Zustände und Forschungen im Reiche der Krankheiten* von Dr. Robert Volz.

Später folgten unter anderem die Dichtungen von Hermann Kurtz, Ariosts *Rasender Roland* in der Übersetzung von Hermann Kurtz, das *Tagebuch seines Aufenthalts in Circassien während der Jahre 1837, 1838 und 1839* von James Stanislaus Bell, *Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836*, *England und die Engländer*, *Der hinkende Teufel* von Le Sage, *Paul und Virginie und die Indische Hütte* von Bernardin de Saint Pierre, *Greyslaer. Eine romantische Erzählung der Mohawk-Indianer*

zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges von Charles Fenno Hoffmann, *Blasedow und seine Söhne* von Karl Gutzkow, *Miltons Verlorenes Paradies*, *Reisen nach der Stadt der Khalifen*, *die Ufer des persischen Meerbusens und des mittelländischen Meeres entlang* von J. R. Wellsted, *Handbuch für Reisende in Schweden* von Dr. P. A. E. K. Possart, *Panorama der Donau von Ulm bis Semlin* von Dr. F. Mayer, sowie die *Historisch-mythologisch-geographische Jugendbibliothek*⁸.

Im Oktober 1841 kaufte der Verlag einige Titel aus der Stuttgarter Buchhandlung von Carl Hoffmann auf. Darunter befand sich Sternes *Yoriks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien* in der Übersetzung von August Lewald⁹.

Ab 1841 tauchten mehr und mehr Werke geschichtlich-politischen Inhalts im Verlagsprogramm auf, wie die des „Verteidigers freisinniger Ideen“ Carl von Rotteck. Mit der Veröffentlichung von Rottecks Schriften setzten sich die Pforzheimer allerdings gehörig in die Nesseln:

Der Stuttgarter Verleger Schweizerbart unterstellte den Herausgebern, die „Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre“ sei nichts anderes als das bei ihm erschienene Werk Rottecks „Unsere Zeit“¹⁰.

Der Braunschweiger Verleger Georg Westermann protestierte entschieden dagegen, daß Dennig, Finck & Comp. unter dem Titel „Geschichte der neuesten Zeit“ ein Werk des Rotteck-Sohnes Hermann als Publikation aus dem Nachlaß des Vaters anpries, was in Wirklichkeit nichts anderes als die Zusammenstellung bereits veröffentlichter Zeitschriftenartikel war¹¹.

Das *Börsenblatt* kündigte für den 1. Januar 1842 aus dem Haus Dennig Finck & Co. eine „Neue Zeitschrift für Belehrung, Unterhaltung und praktisches Leben“ an¹². Es war die von Laurian Moris¹³ herausgegebene *Deutsche Chronik*. Bei der Namensgebung mag man an Christian Friedrich Daniel Schubarts gesellschaftskritische Zeitschrift gleichen Namens gedacht haben, die von 1774 bis 1777 erschienen war. Für das neue Blatt galt: „Die Tendenz dieser Zeitschrift ist schon durch den Titel bezeichnet: sie soll das Belehrende mit dem Unterhaltenden, das Praktische mit dem Geistigen verbinden, und so ein allen Interessen,



Der Hinkende Teufel von Le Sage

Der
Hinkende Teufel

von

LE SAGE.

Neue sorgfältige Uebersetzung

durch

G. Fink.

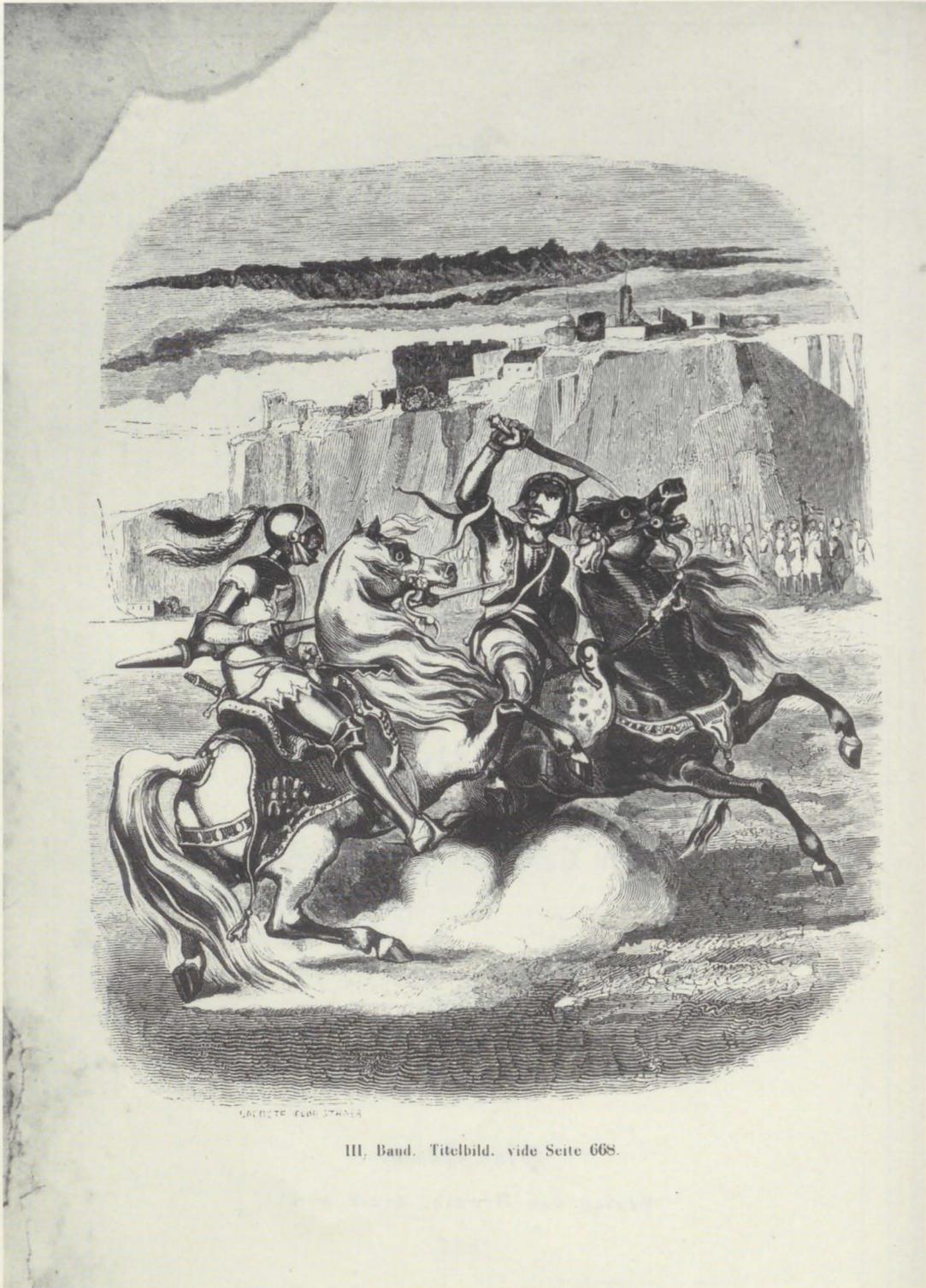
Illustriert mit Holzsichen nach Cony Johannot.



Pforzheim.

Verlag von Dennig, Fink & C^o

1840.



LACROIX DEL. STANIS.

III, Band. Titeltbild. vide Seite 668.

Tausend und eine Nacht

Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum ersten Male

aus dem Urtext

treu übersezt

von

Dr. Gustav Weil.



Mit 2000 Bildern und Vignetten in feinstem Holzstich.

Dritter Band.

Pforzheim.
Dennig, Finck & C
1841.

allen Wünschen entsprechendes Organ sein¹⁴. Als das „zweite Semester“ erschien, warb man mit den Worten: „Eine so umfassende Zeitschrift besteht unseres Wissens bis jetzt nicht in Deutschland, und wie willkommen dieselbe dem Publikum gewesen, beweist die im ersten Semester ganz außergewöhnliche Theilnahme, welche es uns möglich machte, außer den bereits gewonnenen zahlreichen Mitarbeitern noch weitere in's Interesse zu ziehen, und so für alle Fächer gediegene Vertreter zu erwerben.“¹⁵ In dem Periodikum zeichnete sich, neben Unterhaltung und Reisebeschreibungen, eine national gesonnene politische Linie ab. Sie wurde unter den Autoren beispielsweise von den aus dem Elsaß stammenden Brüdern Adolph (1810–1892) und August Stöber (1808–1884), sowie von Paul Pfizer (1801–1867) vertreten. Von den weiteren Beiträgern der „Deutschen Chronik“ seien hier noch folgende Namen genannt: Karl Aulenbach (1813–1881, badischer Revolutionär, wanderte in die USA aus), Friedrich Blaul (1809–1863), Eduard Brauer (1811–1871), Karl Geib (1777–1852), Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798–1874), Friedrich Mayer (1786–1870), Gustav Mühl (1819–1880), Alexander Patuzzi (1813–1869), Carl Arnold Schloenbach (1817–1866) und Wilhelm Wackernagel (1806–1869).

Einer der Gründe für den Ankauf des Verlages hatte mit großer Wahrscheinlichkeit in den politischen Interessen und Absichten August Dennigs gelegen. Einerseits waren Bücher politischen Inhalts und die *Deutsche Chronik* Meinungsträger, andererseits trug die Verlagsproduktion zur Erhöhung des Bekanntheitsgrades von August Dennig bei. Er wurde später Abgeordneter des Badischen Landtages (er gehörte von 1845 bis 1852 dessen zweiter Kammer an), war von 1860 bis 1876 Mitglied des Erfurter Parlaments, auch Abgeordneter im Deutschen Zollverein, und von 1868 bis 1874 Mitglied des Deutschen Reichstages.

Ursprünglich war im Verlag vorgesehen gewesen, die Zeitschrift *Britannia* unter der Federführung des Dichters Ferdinand Freiligrath (1810–1876) herauszugeben. Man entschloß sich jedoch für Laurian Moris und dessen Projekt. Wie Freiligrath Verlag und Herausgeber im nachhinein beurteilte, mag ein Zitat aus einem Schreiben von Levin Schük-

king vom 3. Februar 1842 verdeutlichen: „Uebrigens bin ich fast froh, daß das Unternehmen im Verlage dieser Esel nicht zu Stande gekommen ist. Wie bornirt und urtheilslos sie sind, magst Du u.A. daraus entnehmen, daß sie sich jetzt von Laurian Moris, dem Prosaisten nach Görres und Heine, eine Unterhaltungszeitschrift „Deutsche Chronik“ schmieren lassen, die zum Theil mit denselben Exercitien gefüllt sind, durch deren Verlesen Moris Dich und mich schon vor Jahren zur Verzweiflung brachte.“

Nach dieser Einschätzung aus der Sicht Ferdinand Freiligraths mag es nicht verwundern, daß dem Unternehmen keine lange Bestandsdauer vergönnt war. Der finanzielle Erfolg blieb aus – zu mächtig waren die zahlreichen Konkurrenten in der württembergischen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart. Die Betreiber sahen sich zum Verkauf genötigt. Am 1. Mai 1844 ging der Verlag Dennig, Finck & Comp. an die Stuttgarter Firma Scheible, Rieger und Sattler über¹⁶, der Verlagsname erlosch.

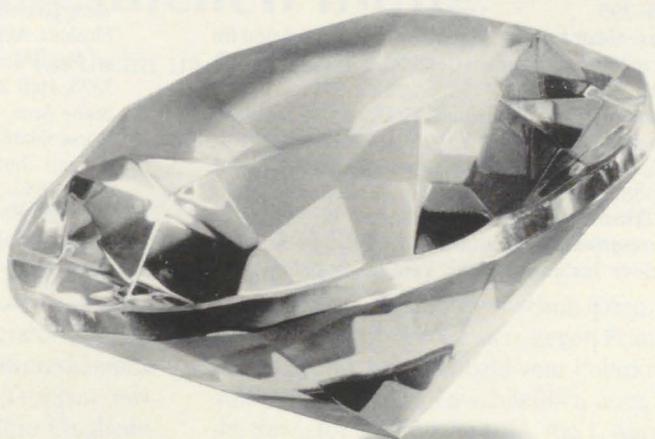
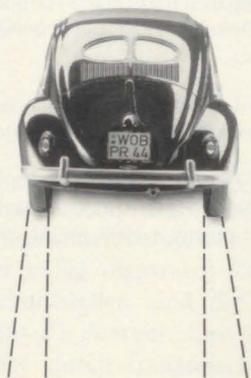
Anmerkungen

Den Herren Dietrich Garbotz und Konrad Hutzelmann danke ich für wertvolle Hinweise.

Der Abdruck des Portraits von August Dennig geschieht mit freundlicher Erlaubnis des Stadtarchivs Pforzheim, das mir auch bei biographischen Fragen zu einheimischen Personen hilfreich zur Seite stand.

- 1 Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel und für die mit ihm verwandten Geschäftszweige, Nr. 56, 14. 6. 1839, Sp. 1219
- 2 Siehe Anm. ¹
- 3 Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels Leipzig 1878, 1. Bd. S. 143
- 4 Familienarchiv Dennig, Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 Dennig/67
- 5 Siehe Anm. ¹
- 6 Georg Jacob Dennig wurde am 6. März 1779 als Sohn des Johann Franz Dennig in Pforzheim geboren. Georg Dennig war der Erbauer der späteren Gülich'schen Villa. Er starb am 19. Januar 1840 in Pforzheim. Nach: Oskar Trost „Chronik der Familie Gülich-Dennig“ Pforzheim o. J. (1934) (Typoskript)
- 7 O. T. (=TROST, Oscar) „Der ‚Kurier‘ schlägt alte Bücher auf. Buchhandel und Buchdruckerei der Industriellen Dennig, Finck & Co.“ In: *Pforzheimer Kurier*, Nr. 115, 18. 5. 1951
- 8 Verlags-Berichte von Dennig Finck & Co in Pforzheim. Pforzheim 1841ff.

Oft kopiert, nie erreicht.



Die meisten Originale sind nur schwer nachzuzahlen. Weil sie eine besondere Handschrift tragen. Wie die Gelben Seiten, und die anderen Telefonbücher von den G. Braun Telefonbuchverlagen. Denn die haben sich bis heute ihre Qualitäten bewahrt. Außer, daß sie noch übersichtlicher geworden

sind. Dazu bekommen sie alle Telefonteilnehmer immer noch umsonst. Und unsere Inserenten werden das ganze Jahr über gesehen. So bleibt man unverwechselbar – und damit erfolgreich.

G. BRAUN TELEFONBUCHVERLAGE 

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · 76133 Karlsruhe · Telefon (07 21) 1 65-0

- 9 Organ des Deutschen Buchhandels, oder Allgemeines Buchhändler-Börsenblatt, Nr. 47, 20. 11. 1841, S. 372, 373
- 10 Organ des Deutschen Buchhandels, oder Allgemeines Buchhändler-Börsenblatt, Nr. 46, 13. 11. 1841, S. 362
- 11 Organ des Deutschen Buchhandels, oder Allgemeines Buchhändler-Börsenblatt, Nr. 50, 11. 12. 1841, S. 393–395
- 12 Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel und für die mit ihm verwandten Geschäftszweige, Nr. 9, 1. 2. 1842, Sp. 222
- 13 Laurian Moris wurde am 21. Dezember 1819 als Lorentz Moris in St. Vith, Kreis Malmedy (heute Belgien), geboren. Seine Promotion zum Dr. phil. erfolgte im Frühjahr 1842. Von 1842 bis 1843 hatte er seinen Wohnsitz in Pforzheim. In dieser Zeit korrespondierte er mit dem schwäbischen Arzt und Dichter Justinus Kerner. Vermutlich nahm Moris am badischen Aufstand von 1848/49 teil und verbüßte im Zusammenhang damit eine Gefängnisstrafe. Über Zürich floh er anschließend nach Frankreich. Sein weiteres Wanderleben führte ihn nach Moskau, wo seine Anwesenheit ab 1859 nachweisbar ist. In Moskau war Laurian Moris an verschiedenen Theatern als Regisseur tätig. Zeitweilig lebte er auch in Berlin und unternahm von dort aus weite Reisen. Moris starb am 29. November 1882 in Moskau. Alle Angaben nach: Maria Marquet „Laurian Moris“, in: *Zwischen Venn und Schneifel*, 14. Jg. 1978, Heft 2–5.
- 14 Siehe Anm.¹²
- 15 Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel und für die mit ihm verwandten Geschäftszweige, Nr. 63, 12. 7. 1842, Sp. 1611
- 16 DRUCKENMÜLLER, Alfred „Der Buchhandel in Stuttgart seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zur Gegenwart“ Stuttgart 1908, S. 251, 261

„Die Schwachen wurden stark und die Ängstlichen mutig“

Pforzheim im Jahr 1945¹

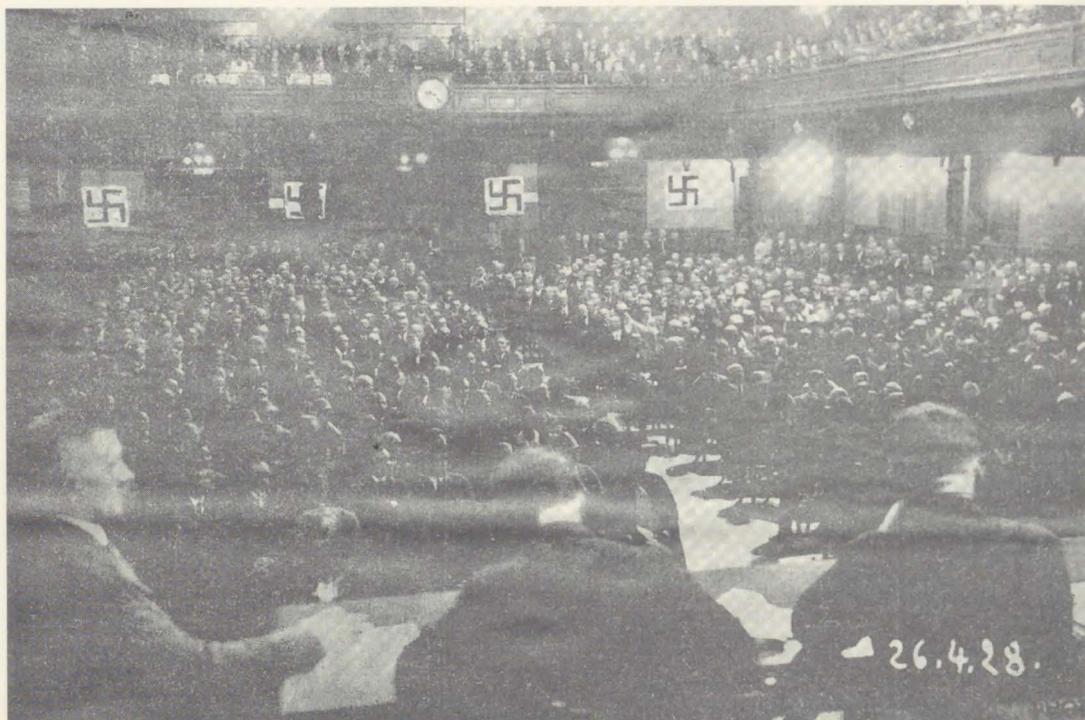
Von der Schlußphase des Totalen Kriegs bis zu den zivilen Überlebenskünsten im ersten Nachkriegswinter haben wir es in Pforzheim mit vier völlig disparaten Zeitsegmenten zu tun. Schnittstellen sind die Zerstörung der Stadt am 23. Februar, ihre schwererkämpfte Einnahme durch französische Truppen zwischen dem 8. und 18. April und ihre Eingliederung in die amerikanische Besatzungszone vom 6. bis 8. Juli. Das gesamtpolitisch entscheidende Datum der bedingungslosen Kapitulation des Hitler-Reiches, der 8. Mai, spielte für die Trümmerstätte unter französischer Militärhoheit eine vergleichsweise untergeordnete Rolle.

Der Krieg hatte auch einen Anfang. *Nicht der Gedanke der Gleichheit, sondern das Vorrecht der Kraft beherrscht das Weltall. Der Mensch macht keine Ausnahme: Grausam ist er gegen seinesgleichen u. gegen die Tiere. Der Kampf ist die Voraussetzung zu jeder Höherentwicklung. Wer zu schwach ist, sein Leben zu wagen, hat jedes Recht zum Leben verloren, weil die Welt nur gesunde Wesen brauchen kann. Der Kampf ist der Vater aller Dinge! Es hilft kein Verhandeln mit der Tigerkatze od. dem Berberlöwen, nur der Kampf, der Einsatz von Dir und mir! Der Kampf ist da, wer ihn mit Redensarten und Geschwätz abtun will, ist feige.* So sprach der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, Adolf Hitler, am 26. April 1928 in Pforzheim. Der Städtische Saalbau, in dem er seine rassenideologischen und antidemokratischen Konzeptionen fast drei Stunden lang auf die Zuhörer einhämmerte, war überfüllt, wie ein Archivfoto lehrt, das mit den zitierten Kernsätzen zum 15. Grün-

dungstag des Gaues Baden der NSDAP am 23. März 1940 in der „Pforzheimer Rundschau“ erschien.

Da hieß der Kampf aber schon Krieg. Krieg, nach dem Überfall auf Polen, gegen Frankreich und England, Krieg alsbald vom Polarkreis bis zum Mittelmeer, Krieg schließlich auch gegen die Sowjetunion und die USA. Am 1. April 1944 holte dieser Krieg mit dem Schock des ersten Luftangriffs Pforzheim ein. Eigentlich wollte das wegen schlechten Wetters desorientierte amerikanische Kampfgeschwader Ludwigshafen treffen. Doch nur dieses eine Mal wurden die Bomben irrtümlich über Pforzheim ausgeklinkt. Seit Oktober 1944 – die westalliierten Bodentruppen standen bereits bei Aachen und Metz – flogen britische Bomberstaffeln mehrfach gezielt Angriffe auf die Stadt, hauptsächlich im Bereich der Bahnanlagen. Im Dezember eskalierte der Fliegeralarm. Durchschnittlich zwei Mal pro Tag stürzten die Menschen in die Luftschutzunterkünfte. Ausgerechnet am Weihnachtstag dann – klarer Himmel, beste Sicht – ein Flächenbombardement nach dem *dehousing*-Prinzip durch etwa 60 Maschinen der Royal Air Force: Schwere Zerstörungen in der Südstadt und im Sedanviertel, die Werderbrücke eingestürzt, große Brände, auch der Dachstuhl des Saalbaus in Flammen, zahlreiche Tote und Verletzte, die Bevölkerung wie benommen vor hilflosem Entsetzen.²

Am selben Tag kam in den Ardennen die letzte Offensive der Großdeutschen Wehrmacht zum Stillstand. Die *Enttäuschung ist grenzenlos, weil wieder phantastische Hoffnungen erregt worden waren*, vertraute Friedrich Adolf Katz, zuständig für das Kreditwesen der Pforzheimer Filiale der Deutschen Bank, sei-



Eine Aufnahme während der Rede des Führers am 26. April 1928 im Städt. Saalbau.

(Foto: Wiesener. Veröffentlicht in der „Pforzheimer Rundschau“ vom 23. 3. 1940 mit offensichtlich hineingefälschten Hakenkreuzen)

nem Tagebuch an, das er seit 1943 führte. Die Heirat mit einer Ärztin, die wegen ihres jüdischen Großvaters unter die NS-Rassengesetze fiel, hatte ihn 1937 den Posten des Bankdirektors gekostet. Obwohl politisch belastet und unter Parteikuratel, wurde er jetzt im Volkssturm, einem chaotischen Haufen, darunter halbe Kinder, zum stellvertretenden Kompaniechef ernannt. Es ging an die letzten Reserven. *Aber wehe, wenn wir mit diesen Leuten im Ernst in den Kampf ziehen sollten*, heißt es in seinen Aufzeichnungen³, und weiter, nachdem er in der Silvesternacht aufgestanden war, um Hitlers Neujahrsansprache im Rundfunk zu hören: *Wie hat Hitler früher gesagt: es ist mein unerschütterlicher Wille! Und nun kommt das Schicksal und setzt ihm eine Schranke nach der andern und zerbricht schließlich diesen Willen und zeigt allen die ganze Ohnmacht des kleinen Menschen.*⁴

Über die Ohnmacht des kleinen Menschen haben sich drei Pforzheimer in dieser Nacht

hoch oben im besetzten Norwegen auch so ihre Gedanken gemacht. Dort konnte – Prosit Neujahr! – unter deutschen Soldaten noch gelacht werden, und Reinhold Saalmüller, Arthur Pfrommer und Kurt Wolf, von Beruf Akrobaten, waren die Spaßmacher. Die ehemaligen *Könige des internationalen Varietés*, unter ihrem Künstlernamen „Die 3 Orfatis“ zur Truppenbetreuung abgestellt, hatten neben ihren equilibristischen Nummern auch ein pantomimisch-clowneskes Intermezzo auf der Platte. Aus gegebenem Anlaß hantierten sie darin mit einem bedenklich bäugten Köfferchen, das die Aufschrift 1945 trug.⁵ Der groteske Aberwitz dieser Szene ist in seiner Symbolhaltigkeit unübertroffen, denn das Handköfferchen, der Koffer mit der letzten Habe, sollte für die Deutschen zum Signum des Jahres 1945 werden.

In Pforzheim, wo die Angehörigen der „3 Orfatis“ lebten, reichte es zum Kofferpaketen schon meistens nicht mehr. Und während auf den Dörfern des Umlands zu den Evaku-



Silvester-Sketch der Pforzheimer Artisten „Die 3 Orfatis“ vor Wehrmichtsangehörigen in Norwegen, wiedergegeben in der Zeichnung eines Batterie-Chefs.

ierten von Rhein und Ruhr die Elendsgestalten der Ausgebombten stießen, schob sich von Osten her das infernalische Chaos der Flüchtlingstrecks, der Evakuiertentransporte und der Todeskolonnen aus den geräumten KZs. Am 12. Januar hatte die sowjetische Großoffensive am Baranow-Brückenkopf über die Weichsel begonnen. *Horchen auf das Schicksal und warten*, lautet parallel dazu eine Tagebucheintragung von Friedrich Adolf Katz.⁶ Er hörte sogenannte *Feindsender*, er wußte bescheid. Am 20. Januar das Protokoll unverhohlener Hoffnungslosigkeit: *Mit ungeheurer Gewalt ist die russische Offensive losgebrochen und hat in wenigen Tagen unsere ganze Front zertrümmert.*⁷ Auf den vom „Pforzheimer Anzeiger“ veröffentlichten Karten der Ostfront erschien nach Königsberg und Krakau binnen kurzem Oberschlesien. Ostpreußen, bis zuletzt eine Oase der KLV, der Kinderlandverschickung, war ersichtlich schon

eingekesselt, als das Parteiblatt am 25. Januar beschwichtigend meldete, die KLV-Lager seien rechtzeitig westwärts verlegt worden. Namenlose Sorge um den Verbleib evakuierter Kinder herrschte in vielen Pforzheimer Familien. Ein Teil der Schuljugend hatte zunächst in Titisee Unterkunft gefunden, mußte aber der Luftangriffe wegen auf den Plätting ausweichen. Am 23. Januar wurde, nach dem Wegfall der D- und Eilzüge, die überörtliche Briefbeförderung eingestellt. Privatkontakte jenseits der Pforzheimer Höhenzüge nur noch per Postkarte.⁸

Die Außenwelt versank im Propagandanebel, versank hinter Verdunkelungsaufrufen, Kino-Annoncen – noch immer tanzte Marika Röck mit dem Kaiser – und Todesanzeigen. Eine aus dem Antiquariat geborgene Landkarte von Westrußland in den Grenzen von 1941 weist an den Enden die Rostränder und Einstiche von Heftzwecken auf und entlang der



In einem Pforzheimer Luftschutzkeller.

Karpathen eine Abfolge getuschter Punkte. Wir sehen förmlich vor uns, wie anhand dieser Karte der Rückzug jener deutschen Einheit, in welcher der Sohn, Ehemann oder Vater kämpfte, banges Herzens nachvollzogen wurde. Und wer weiß, ob nach dem letzten Lebenszeichen an einer Bahnlinie in den Mittleren Beskiden schließlich daheim die Nachricht *vermißt* einging oder *gefallen für Führer und Vaterland*. Die entsprechenden Rubriken mit Trauerrand im „Pforzheimer Anzeiger“ bildeten als ausufernde Bleiwüsten den Zusammenbruch der Fronten ab. Für Beileidsbezeugungen bedankten sich am 23. Januar die Angehörigen des gefallenen Architekten Karl Denzel, von dem unter anderm das markante Lutherhaus stammte. Genau einen Monat später zerbarst es im Inferno des Feuersturms.

Der Eindruck dieses vollkommenen Grauens überdeckt in den späteren Augenzeugenberichten zumeist die Tage und Wochen vor dem Untergang der Stadt. Alfons Schler, damals Professor am Reuchlin-Gymnasium, skizziert in seinen 1949 publizierten Erinnerungen an „Pforzheim’s Schicksalsnacht“ die existentielle Befindlichkeit bei der unerträglich wachsenden Zahl kleinerer und größerer Angriffe folgendermaßen: *Anstelle eines geordneten Lebens trat ein dumpfes Vegetieren und Hinbrüten; die Arbeit in den Geschäften und Werkstätten wurde durch die sich häufenden Alarme dauernd unterbrochen. Es herrschte kein Plan mehr in unserem ganzen Tun. Das Leben war schon sinn- und zwecklos geworden. Wir fühlten uns schon förmlich in das Nichts hineingestoßen.*⁹

In den Tagebüchern von Katz sind die Schrecken gegenwärtig: verzweifelte Nachrichten aus dem Osten, Versteinerung des Wartens, die eigenen Angstzustände, die Atemnot bei Tieffliegerattacken und die furchtbare kreatürliche Angst der Kinder, wenn nur schon die Sirenen heulten. *Die Angst, erkannte er überaus hellichtig, wird in hunderttausenden von Kindern bleiben für ihr ganzes Leben. Die Eindrücke sind doch zu nachhaltig. Die Bilder der Zerstörung in der Stadt auf Schritt und Tritt und täglich mehrmals Alarm mit der Gewißheit, daß bald wieder Bomben in die Stadt fallen.*¹⁰

Nach dem schweren Angriff vom 21. Januar, der eine Schneise der Verwüstung durch die östlichen Quartiere von der äußeren Süd- bis zur Nordstadt schlug und auch das Krankenhaus gravierend traf, war Katz der einzige Volkssturmmann, der sich auf dem Sammelplatz blicken ließ. Die Hilfsdienste versagten total, Gaffer bahnten sich den Weg vorbei an verstörten Menschen, *die auf kleinen Wägelchen Matratzen oder sonstige Habseligkeiten fortschafften, zuweilen einen Verletzten oder eine Tragbahre mit einem zugedeckten Körper*. Wenn wo mit unzureichenden Gerätschaften nach Verschütteten gegraben wurde, kamen auf einen Arbeitenden fünf Schaulustige, darunter – man muß es leider sagen – vor allem Frauen.¹¹ Die psychische Verwahrlosung machte vor dem weiblichen Geschlecht ja nicht halt.

Dieses deutsche Volk, erklärte Olaf Groehler 1990 in seinem Vortrag „Zielort Pforzheim“, *hatte sich in den letzten Kriegsmonaten in eine formlose Masse individueller Egoisten oder gar Egozentriker verwandelt, das den alten Autoritäten hörig blieb, teils aus Angst, teils aus Überzeugung, teils aus Perspektiv- oder Alternativlosigkeit.*¹²

Derart rigide ist diese Generalisierung mit Sicherheit verfehlt. Alle SD-Berichte erhärten nach der Jahreswende 1944/45 den Ausbruch einer dramatischen Erschöpfungskrise in Wehrmacht und Zivilbevölkerung, die durch den *Endphaseterror des niedergehenden Regimes* (...) *gefährlich bedroht und „vogelfrei“ war.*¹³ Mit dem Begriff der *formlose(n) Masse* verstellte Groehler die komplizierte Psychologie der Regression, der melancholischen Ergebnisse im Warten, die Katz so oft bezeugt; und sie bleibt fühllos für eine Art lebensstüchtiger, lebenspraktischer Ergebnisse, die z. B. Emilie Lupus, eine an den Rollstuhl gefesselte Geschäftsfrau, nach dem Bombardement vom 21. Januar¹⁴ oder Julchen aus Brötzingen im Desaster der letzten Märzwochen, unter fast pausenlosem Tieffliegerbeschuß, brieflich bekunden. Die resolute Mutter zweier Kinder – *wir machen was mit alles muß im Kalopp gemacht werden* – ist dankerfüllt, daß der Herrgott *segnet seine Hand über uns gehalten. Möge er es geben, daß doch endlich der*

*unselige Krieg ein Ende finde, damit das Deutsche Volk nicht ganz zu Grunde geht.*¹⁵

Das Motto der vorliegenden Ausführungen entstammt dem Erlebnisbericht von Alfons Schler und steht im Kontext seiner noch nachträglich geäußerten Verwunderung darüber, daß die Menschen unter dem Bombenterror nicht in Agonie verfallen seien. *Im Gegenteil, gerade in diesen gefährlichen Augenblicken feierte die helfende und tröstende Nächstenliebe ihre höchsten Triumphe, und nun das Zitat: die Schwachen wurden stark und die Ängstlichen mutig.*¹⁶

Anhand von Katzens Tagebüchern erklärt sich gerade der Widerspruch zwischen Apathie und Tatkraft als konstitutiv. So notierte Katz nach dem 23. Februar, den seine Familie mit knapper Not überlebte: *Ich habe mich früher gewundert, daß dieser Bombenterror die Moral der Bevölkerung nicht erschütterte. Nun habe ich selbst erlebt, wie aus Tod und Zerstörung ein ungeheurer Lebenswille emporwächst. Solange der Angriff dauerte, saß man geduckt mit zusammengekrampfter Brust da. Wie er aber vorbei war, war man wie von einem ungeheuren Druck befreit, voller Energie und Tatkraft.*¹⁷ Und ein andermal, etwas früher, wird in den Diarien ein erstaunliches Phänomen erörtert: die kollektive Hinnahme der Heimsuchung, geduldig, bar jeder Auflehnung.¹⁸ Katz beschreibt damit das von den alliierten Bombenstrategen unbegriffene Krankheitsbild einer zwanghaften Selbstlähmung, ein aus der Psychoanalyse vertrautes Verhaltensmuster der Selbstbestrafung bei verdrängter, bei uneingestandener Schuld.

Die NS-Propaganda hat gerade in den letzten Kriegsmonaten die in der Bevölkerung aufkeimende Ahnung einer zu sühnenden Schuld massiv und, wie sich erweisen sollte, sehr erfolgreich unterlaufen. Schuldzuweisungen an die Alliierten, insbesondere Großbritannien, das als Garantiemacht Polens den Krieg erst ausgelöst und sich zum Handlanger Stalins gemacht habe, füllten die Seiten des „Pforzheimer Anzeigers“. Am 31. Januar druckte das Blatt Hitlers Rede zum 12. Jahrestag der Machtübernahme. Die letzte Rede des Diktators verfolgte zwei eng konnotierte Gesichtspunkte: Die Legitimierung des totalen Krieges

zum einen durch Deutschlands historische Rolle im Kampf gegen den *jüdisch-asiatischen Bolschewismus*, zum andern durch die moralische Diskreditierung der Westalliierten: *Die Geister, die die Demokratien aus den Steppen Asiens gerufen haben, werden sie selbst nicht mehr los. (...) All die kleinen europäischen Nationen, die im Vertrauen auf alliierte Zusicherungen kapitulierten, gehen ihrer völligen Ausrottung entgegen.* Diese Ausrottung sei auch einem wehrlosen Deutschland bestimmt – das war der Tenor aller Durchhalteparolen.¹⁹ Sie wurden unterstützt durch nachgedruckte Meldungen und Berichte aus der neutralen schwedischen und Schweizer Presse über Blutbäder, Massenvergewaltigungen und Deportationen und durch deprimierte Kommentare britischer Blätter, die das Schicksal Polens und der polnischen Exilregierung als unauslöschliche Schmach Englands anklagten.

Die nationalsozialistischen Strategien der Schuldabwehr in der Spätphase des Krieges waren, wie man inzwischen zu begreifen beginnt, von entscheidender Bedeutung für die Selbstidentifikation der Nachkriegsdeutschen als *Opfer und siegreiche Verlierer*. In einem unlängst erschienenen Essay, der den moralischen Souveränitätsmangel der Deutschen im Umgang mit der NS-Vergangenheit analysiert, unterstreicht der Sozialwissenschaftler Helmut Dubiel *den inneren Zusammenhang von Schuldabwehr und Subjektverleugnung. Nicht nur in der Wahrnehmung ihrer Mitsubjekte, sondern auch in der Wahrnehmung ihrer selbst ist eine Person nur in dem Maße imstande, autonom in die Zukunft hinein zu handeln, wie sie die aktuellen Folgen früherer Handlungen verantwortungsvoll übernimmt.*²⁰ Das gilt in gleichem Umfang für Kollektivsubjekte.

In so furchtbar zerstörten Städten wie Pforzheim fällt es für Betroffene und Nachgeborene nun freilich besonders schwer, mit der ja völlig legitimen Opferrolle in dem Sinne souverän umzugehen, daß die Selektivität der Erinnerung aufgebrochen wird für die Wahrnehmung des eigenen Handelns. Der in seiner monokausalen Argumentation gar nicht lösbare Streit, ob die Stadt wegen ihrer Feueranfälligkeit oder wegen ihrer Rüstungsindustrie auf jene Zielliste, die ihren Untergang besiegelte,

geraten sei, hat bis hin zu dem Gerangel über die Kriegswichtigkeit der Pforzheimer Rüstungsproduktion das ganze Dilemma einer unaufgearbeiteten Vergangenheit gezeigt.²¹ Es ist heute doch völlig egal, ob z. B. jene Rüstungsgüter im Wert von 25 bis 30 Millionen, die laut Katz gegen Ende Januar 1945 zum Abtransport auf dem Pforzheimer Bahnhof herumstanden²², noch irgendwie kriegswichtig waren. Ganz unabhängig davon bleibt hingegen die Frage, unter welchen Bedingungen solche Werte jahrelang geschaffen wurden.

Damals meldete der „Pforzheimer Anzeiger“ bei den medizinischen Diensten regelmäßig auch die Sprechstunde der russischen Ärztin im Brötzingen Barackenlager. Dort, hinter Stacheldraht, hatte die Pforzheimer Rüstungsindustrie seit 1942 nach dem rassenideologischen Prinzip minderwertige sogenannte Ostarbeiter untergebracht, verschleppte Polen, Russen, Ukrainer. Sich im Ernst der Tatsache zu stellen, daß diese Sklavenhaltung unter städtischer Beteiligung auf Initiative der Industrie- und Handelskammer, zunächst unter deren Regie, später auf Vereinsbasis, mit eingetragener Satzung, und laut Rechenschaftsbericht zu äußerst lukrativen Konditionen betrieben wurde²³, das wäre ein Schritt in Richtung Selbstwahrnehmung.

Am 18. Februar schrieb Katz in sein Tagebuch. *Sämtliche Juden aus Mischehen sind abtransportiert worden. (...) Wir sind sehr erschüttert.*²⁴ Etwa einen Monat später – Pforzheim war seit der Nacht vom 23. auf den 24. Februar ein steinzeitliches Trümmerfeld, Familie Katz nach Mönshausen evakuiert, – fühlbares Aufatmen: Die jüdische Frau eines engen Freundes habe *von unterwegs drei Karten geschrieben. Sie scheint nach Theresienstadt gekommen zu sein. Ein kleiner Lichtblick.*²⁵ Tatsächlich waren die in sogenannten *privilegierten Mischehen* lebenden 13 Pforzheimer Juden mit 149 badischen Leidensgenossen ins Konzentrationslager Theresienstadt, nördlich von Prag, verschleppt worden. Was bei den Zurückgebliebenen einen Hoffnungsschimmer nährte, grinste ihnen dort als zynische Simulation entgegen: Ein für Kommissionen des Genfer Roten Kreuzes geschöntes Vorzeige-Ghetto mit den Attrappen des 1944 gedrehten Propaganda-

films „Der Führer baut den Juden eine Stadt“. Die Osttransporte von todgeweihten Theresienstädter *Durchgangsjuden* und Kinderhäftlingen – zuletzt im September/Oktobre über 18 000 Personen – hatten sich erledigt.²⁶ Jetzt beherrschten Hunger, Terror, das schauerliche Elend der Evakuiertentransporte aus den geräumten KZs, verheerende Überbelegung und – kurz vor der Befreiung am 8./9. Mai durch russische Truppen – der Ausbruch einer Typhusepidemie die Bilder des *Grauens dieser „Komödienstadt“*. Ein Pforzheimer, der nachmalige langjährige Präsident der Industrie- und Handelskammer Julius Moser, hat sie aus unmittelbarer Erlebnisaufnähe beschrieben²⁷, eine Pforzheimerin bis ins hohe Alter Dokumente der Barbarei aufbewahrt: den Judenstern; die Kennkarte mit dem Stigma *J* und dem Evakuierungsvermerk vom 17. Februar; die vier Tage später ausgestellte *Zentralevidenz* für Theresienstadt; Papiere zum Einsatz als Schwerarbeiterin in der Wäscherei; etliche Kronen Theresienstadt-Währung; das wegen Krankheit unbenutzte Billett einer Häftlingsaufführung von Hebbels „Herodes und Mariamne“ am 18. April – vermutlich war wieder eine Rot-Kreuz-Delegation um den Weg – und den ärztlich genehmigten Entlassungsschein vom 6. Juni.²⁸ Ein von der Stadt entsandter Sanitäter brachte die Gruppe der Frauen, die sämtlich überlebt hatten, zurück nach Pforzheim.²⁹

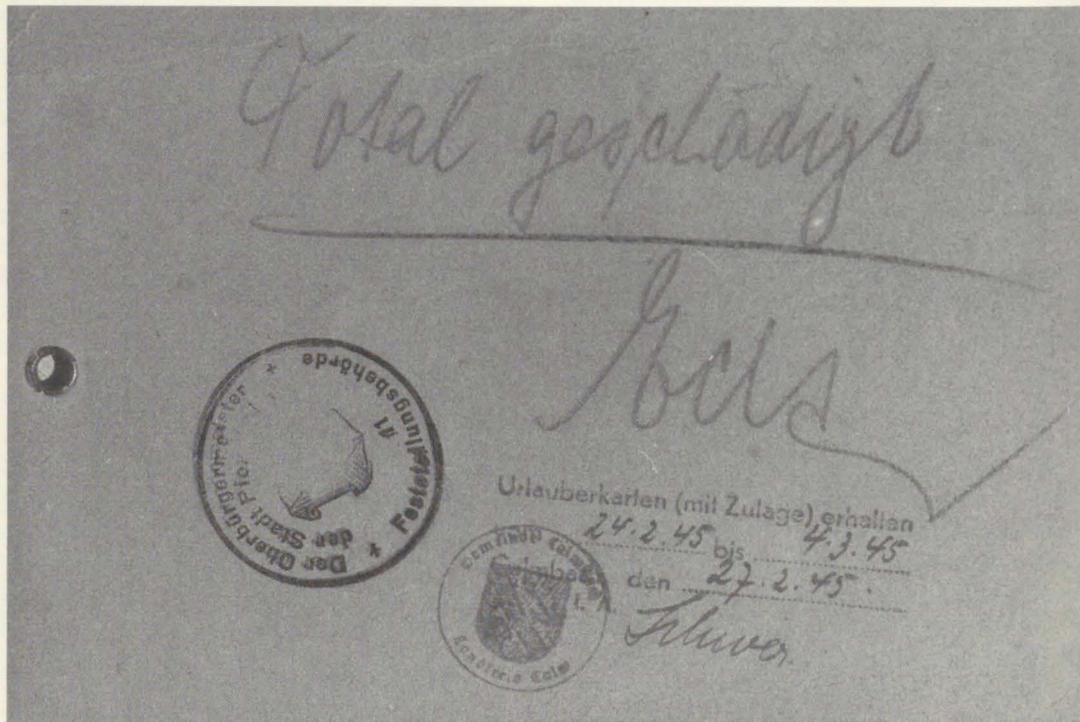
Hier kamen sie, als *rassisch Verfolgte* erneut *privilegiert*, unter lauter *Opfer*. Das Argumentationsmuster der Schuldabwehr hat die junge Berliner Grafikerin Marie Marcks in ihrem Tagebuch exakt vorgeführt: Noch unter dem Eindruck der Würzburger Trümmerhalden, debattierte sie im zernierten Schweinfurt mit zwei US-Soldaten: *die hielten mir unsere KZ's vor, und ich ihnen ihre Luftangriffe. Zwei Monate vorher, im April, hatte sie, eine repräsentative Deutsche, die ihrem Baby Vogelkot als Spinatersatz kochte, ins Tagebuch gewütet: Jetzt sind wir auch noch die Kriegsverbrecher, die Bestgehassten in der ganzen Welt, ich kapiere nichts mehr.*³⁰

Alle Menschen, die in Pforzheim am Abend des 23. Februar 1945 den 20 Minuten lang in mehreren Wellen geflogenen Großangriff von 368 Maschinen der Royal Air Force, die giganti-

schen Flächenbrände und das Rasen des Feuerorkans in der taghellen Nacht überlebten, waren an die Grenzen ihres Verstandes gestoßen. Das Inferno hatte Trümmer mit verkohlten Leichen, Keller voll Erstickter und eine gespenstische Ruinenlandschaft, in der Käuzchen die Ratten jagten, hinterlassen. Nach ersten vorsichtigen Schätzungen waren etwa 17 600 Menschen, rund 22 Prozent der Einwohnerschaft, zu Tode gekommen, circa 80 Prozent der Bausubstanz vernichtet worden. Heute geht man von rund 20 000 Opfern aus. *Seit jener Nacht*, resümiert Friedrich Wagner, ein wunderbar Entkommener, *seit jener Nacht stellt sich mir immer wieder die Frage, mit der sich wohl alle beschäftigen, die nicht nur durch diese Katastrophe, sondern überhaupt durch den Krieg und seine Folgen ihr Liebstes, ihre Heimat, ihr Hab und Gut verloren haben: Warum?*³¹

Wenn mein Sohn heimkommt, muß er mich erschießen, sagte eine Frau. Sie hockte nach Tagen auf ein paar geretteten Habseligkeiten unter freiem Himmel und weinte. Vierzehn

Angehörige hatte sie verloren. Emmi Nagel, die das berichtet, war unter Leichen abgelegt worden. Nach der Rückkehr aus dem Bauschlottter Lazarett fand sie auf dem Theaterplatz 60 Tote aufgereiht. *Darunter meine Mutter. Da stand ich lange.*³² In den Niederlanden erhielt der Militärhelfer Artur Rometsch aus Pforzheim ein für *höchstens 10 Worte Klartext* zugelassenes *Lebenszeichen* seiner Frau: *Alle ausgebombt, Richard verletzt, Herbert tot, Deine Ausgrabungshilfe unerlässlich.*³³ In Norwegen konnte der Militärclown Arthur Pfrommer, als die Hiobsbotschaft eintraf, immer noch aufatmen. Seine Mutter, seine Schwester und die achtjährige Tochter hatten überlebt, doch sonst nichts, auch kein Köfferchen, aus den Flammen gerettet. Mit dem am 24. Februar abgestempelten Ausweis zur *Umquartierung wegen Fliegerschäden*, Kategorie *Total geschädigt*, waren sie nach Calmbach evakuiert worden.³⁴ Viele Wehrmachtangehörige erreichte keine Postkarte mehr. Bergungskommandos mußten mit ansehen, *wie sich zurückkehrende Soldaten auf den Trümmern ihrer Heimstätte,*



Evakuierungsausweis wegen Fliegerschäden, ausgestellt am Tag nach der Zerstörung Pforzheims durch den Großangriff der Royal Air Force.

auf den Gräbern ihrer Angehörigen erschossen.³⁵

Was Katz einmal das *Gemeinschaftsgefühl im Leiden* nennt,³⁶ ist Grundtenor der zahlreichen Erlebnisberichte: ein kreatürlich-besinnungsloses Zupacken, Mitzerren, Rettenwollen, eine manchmal halluzinatorische Entschlossenheit, wie sie z. B. Gertrud Faas einer Nonne des Städtischen Krankenhauses zuschreibt, die sämtliche Wöchnerinnen und deren Kinder aus der panischen Finsternis des überflutenden, krachenden Kellers hinausgeleitete, knapp ehe er zusammenstürzte.³⁷ Festgehalten ist in den Erinnerungen die übermenschliche Anstrengung von Helfern, unter denen immer wieder die kühne Umsicht französischer Zwangsarbeiter hervorsteht³⁸, dann jene wilde, sich selbst nicht achtende Verbissenheit, womit den Flammen Entronnene Rettungskräfte mobilisierten, und die überwältigende Hilfsbereitschaft in den unzerstörten Vororten und nächstgelegenen Landgemeinden. Und auch dies wird, ganz am Rande, schemenhaft, wahrgenommen: *Schweißüberströmte Russen* bahnen die ersten Gehwege frei, streuen im bestialischen Leichengestank Chlorkalk über die Berge von schwarzblauem Fleisch . . .³⁹

In Pforzheim sieht es entsetzlich aus. Freiburg ist längst nicht so mitgenommen. Von der Stadt steht nichts mehr, vom Gaswerk bis zur Straßenbahnhalde Brötzingen und von der Nordstadt bis zum Kupferhammer. Nur an den Hängen der Nordstadt und oben in der Friedenstraße stehen noch Häuser. Die Innenstadt ist eine Ruine von Steinen. Man sieht auch nicht ein einziges Haus. Ein einziger Trümmerhaufen. (. .) Ich habe den Leopoldplatz nicht wiedererkannt, aber so ging es mir überall, schrieb der Wehrmachtangehörige Heinrich Schork, zutiefst geschockt von den Eindrücken eines Kurzbesuchs in Pforzheim, am 14. März seiner nach Thüringen evakuierten Frau.⁴⁰ Unter den Augenzeugenberichten nimmt der seit Anfang März in Fortsetzungen hingeworfene Brief des schon erwähnten Brötzingen Julchen in seiner atemlosen Nähe zu den Ereignissen eine Sonderstellung ein. Das orthographisch abenteuerliche Schriftstück dokumentiert nicht nur die totale Implosion aller Lebenszu-

sammenhänge, sondern auf anrührend fraglose Weise auch die in so vielen Erinnerungen bewahrte Erfahrung: *Die Schwachen wurden stark und die Ängstlichen mutig.* Und während Julchen an ihrem Brief fortschrieb, Franzosen und Amerikaner von Westen her vorrückten, Flüchtlingsströme aus dem Osten sich näherten, mußten die „3 Orfatis“ den Batteriechefs an norwegischen Fjorden noch immer ihre traurigen Spässe vormachen.⁴¹

Nach 8 Tagen komm ich endlich dazu Dir zu schreiben, (. .) Ein Bild des Grauens und Entsetzens, gleich nach dem Angriff bin ich fort u habe ein obdachlosen Soldaten, u. eine Frau mit 1 kleinen Kind geholt zum übernachten. (. .) am nächsten Morgen ist alles was gehen konnte bei uns vorbei, in einem Latzerrettzug der grad bei uns auf den Schienen stand zum ausweichen, was nicht gehen konnte wurde teils mit Wägelchen u auf Gepäckträgern von Fahrrädern befördert, das war ein Elendszug, u. die Leute, was noch lebte alles zog vorbei, wie aus einer andern Welt. (. .) 2. März heute werden den ganzen Tag Särge vorbei geführt, teils in Korben Kisten u Schachteln, hohlen die Leute Ihre Angehörigen, u jetzt stinkt es so arg in der Stadt daß der Rest nicht mehr ausgegraben wird, sondern mit Flammenwerfern vollends verbrannt werden (. .) Wir sind so froh daß wir unsern Bunker soweit hatten, daß wir geschützt waren, wir sind mehr im Bunker als in der Wohnung, den ganzen Tag haben wir Tiefflieger, u die sind gefährlich. (. .) Noch einen Angriff mußten wir erleben, es deckte alle Dächer ab u was vorhehr noch ganz war ist nun alles kaput. Meine Wohnung ist ein Dreckhaufen, die Decken sind eingebrochen Fenster u Türen alles kaput, ich kann kaum noch in die Wohnung. Auf meinem Herd koche ich für die ganze Nachbarschaft, weil er noch am besten zieht. Nun ist es soweit der Feind naht, von Birkenfeld hehr, er schießt den ganzen Tag, u wir müssen doch unser Wasser an einem Standrad hohlen (. .) kein Wasser Licht u Gas. (. .) Heute wieder ein paar Zeilen. Die Franzosen sind da, u hohlen alles eßbare, wo wir doch selbst kaum das Nötigste haben, (. .) wir verziehn den Mohn u daraus machn wir Salat, u von der Gärtnersfrau bekomm ich Rettichkraut, daraus mach ich Spinat. Vom Bäcker bekam ich eine Tüte Fußmehl (Backstu-

benfegiete) davon gibts Spätzle, ich sag dir wir sind arm, (. . .) Die Post wird nicht mehr befördert, ich hebe den Brief auf.⁴²

Am 31. März waren per Anordnung des Gauleiters und Reichsverteidigungskommissars für das Zeigen von weißen Fahnen noch standrechtliche Erschießungen angedroht worden.⁴³ Seit dem 8. April schloß sich von Westen her ein Panzerring der 1. Französischen Armee unter General Jean de Lattre de Tassigny um die sinnlos verteidigte Stadt. Durch den Vorort Brötzingen und die nördlichen Viertel zogen marodierende marokkanische Sturmtruppen eine Schreckensspur massenhafter und brutalster Vergewaltigungen. Ehemalige französische Kriegsgefangene erwiesen sich vielfach als Retter.⁴⁴ Tunesische Truppen, die den Kessel von Süden her einnahmen, wurden allgemein als *sehr ordentlich* gerühmt. Am 18. April war Pforzheim in französischer Hand, der NSDAP-Kreisleiter Hans Christian Knab geflüchtet – ein Massenphänomen. Durch Einheimische bedrängt, ließ sich Fabrikant Wilhelm

Becker als Bürgermeister einsetzen.⁴⁵ Über die Kapitulation des Hitler-Reiches erfuhr die völlig von der Außenwelt abgeschnittene Bevölkerung durch Aufruf und Anschlag:

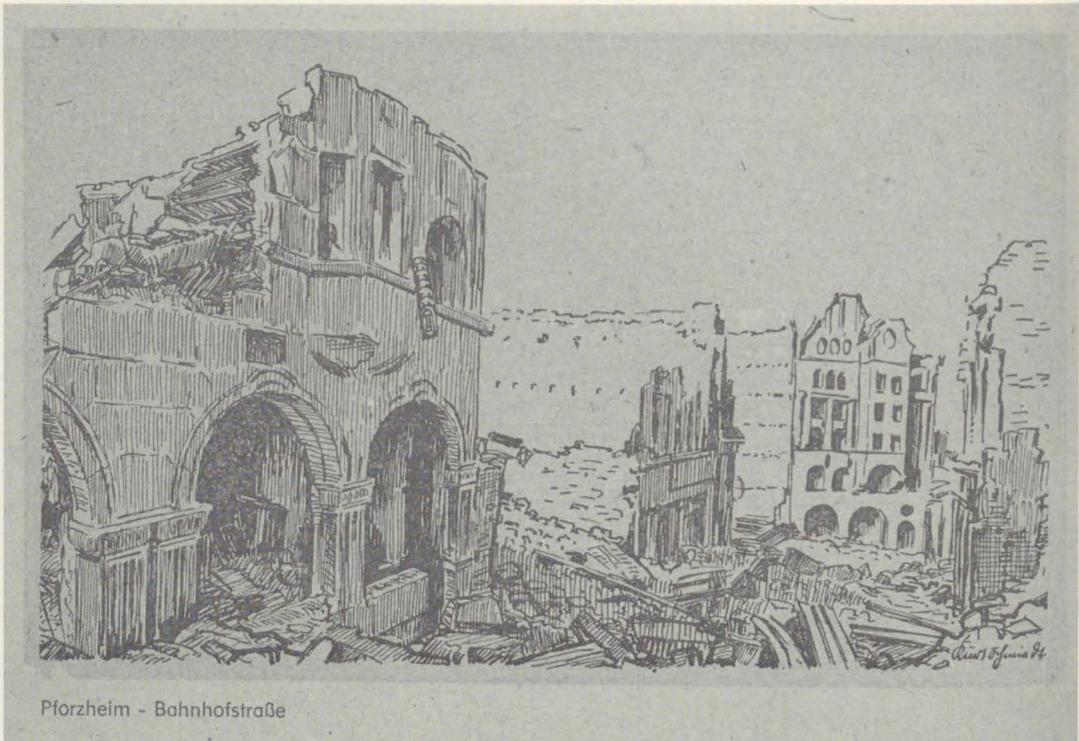
Bekanntmachung: Am Montag, den 7. Mai 1945 um 2 Uhr 45 morgens, hat in Reims der Admiral Doenitz, Oberbefehlshaber der Deutschen Armee u. Chef des Deutschen Reiches, in Anwesenheit der alliierten Vertreter die

bedingungslose Kapitulation

der ganzen deutschen Wehrmacht zu Lande, Luft und Wasser unterzeichnet.

Der Chef des Militär-Gouvernements
Pforzheim.⁴⁶

Pforzheim zählte nach Wesel und Düren – beide wurden praktisch dem Erdboden gleichgemacht – sowie Hanau, Würzburg und Siegen zu den meistzerstörten Städten der vier Besatzungszonen. *Die klügsten und unternehmendsten Fabrikanten lösen sich von ihren Trümmern und beginnen in Dörfern im kleinsten Maße Dinge des täglichen Bedarfs herzustellen.*



Pforzheim - Bahnhofstraße

Aus der ersten Pforzheimer Bildpostkarten-Serie der Nachkriegszeit. Die Zeichnungen des Grafikers Kurt Schmiedt, alias Kurt Fuchs, entstanden im Spätsommer 1945.

len. Die meisten aber sitzen untätig herum, vermerkte Friedrich Adolf Katz, wieder als Bankdirektor im Amt, am 20. Mai mit Unbehagen.⁴⁷ Die Demoralisierung der Bevölkerung – jetzt war sie eingetreten. Statt Befreiung, Erlösung ein Abgrund von Depression. Katz hatte erlebt, wie die französischen Truppen in Mönsheim jubelnd und mit weißen Fahnen empfangen und nachts die Frauen aus den Häusern geholt und reihenweise vergewaltigt worden waren.⁴⁸ Plünderungen, schießwütige Willkür, offene Feuer in Beduinenmanier, selbst unter Tag Übergriffe an Frauen – auch in Pforzheim saß der Schock tief.

Durch den Militär-Gouverneur ist befohlen, dass auf alle sich auf den Trümmern der Stadt aufhaltenden Zivilpersonen geschossen wird. Eigentümer, die Lebensmittel, Möbelstücke etc. aus den Trümmern holen wollen, müssen beim Militär-Gouverneur einen Ausweis verlangen, diesen den französischen Posten oder Patrouillen vorzeigen, damit sie nicht Gefahr laufen, erschossen zu werden, meldete der Polizei-Leiter am 1. Mai den Revieren.⁴⁹ Dann Mitte Mai die Sperrung der Innenstadt: Detonationen hallten über die Schuttlandschaft, jeder Knall ein gesprengter Bank- oder Fabriktesor. Edelmetalle, Schmuck, Brillanten im Wert von 600 Millionen Mark sollen geplündert worden sein.⁵⁰ Die Versorgungslage unterdessen desolat. Schwarzer Markt, Hamsterei, Völkerwanderungen auf die Dörfer. *Der Schatten des Hungers, schreibt Margot Herwig, stand über allem, die Leute wurden immer schmalere, die Gesichter immer eckiger. Es gab Menschen, die für Brot ihre Seele verkauften und ihre Mitmenschen bei der Besatzungsmacht anzeigten.*⁵¹

Während die zukünftige amerikanische Militärregierung von Württemberg-Baden mit den eigenmächtig bis Stuttgart vorgedrungenen französischen Verbündeten noch um die Revision der Zonengrenzen stritt, formierten sich an den Rändern des Pforzheimer Trümmerhaufens Rudimente eines zivilen Gemeinwesens. Die provisorische Stadtverwaltung nahm mit weit verstreuten Ämtern und Diensten die Arbeit auf. Kennkarten erhielten im Brötzingen Rathaus, Zimmer 7, auch jene Personen, die mangels Paßfotos eine Porträtzeichnung beibrachten⁵², und der Stadtbaudirektor verteilte Wohnraum, indem er z. B. am 8. Juni den An-

trag bewilligte, ein *Aborthäuschen* (...) zu *Wohnzwecken gegen Bezahlung zu entnehmen*.⁵³ Schon wurde in der Brötzingen „Amalienstube“ das Arbeitsamt eröffnet, Ende Juni auf dem Hachel die Handels- und Gewerbekammer neu errichtet, das Finanzamt domizilierte seit Juli im Wirtshaus „Maihälden“. Die Aufrufe zur Daseinsvorsorge appellierten an ein Volk von Sammlern und Wildbeutern.⁵⁴

Anfang Juni hatte Katz auf Drängen des *Chef de détachement*, Pelletier, den Posten des Landrats übernommen. Das Tagebuch-Notat über die erste Begegnung zwischen dem französischen Besatzungskommandanten und dem deutschen Reserveoffizier elsässischer Herkunft ist ein wahres Kabinettstück: zwei Herren mit guten Manieren in frostig-stilvoller Distanz, man war *entre-nous*, alteuropäische Kultiviertheit in trister Lage.⁵⁵ *Unsere französischen Verbündeten stehen in dem interessanten, doch mühevollen Prozeß des Wiederaufbaus ihrer nationalen Selbstachtung,* äußerte um dieselbe Zeit voller Sarkasmus ein in den Zonenstreit verwickelter US-Oberst.⁵⁶ Zu den unerfreulichsten Pflichten des neuen Landrats zählte es, in großem Umfang Abgaben von der Landbevölkerung zu erzwingen: Schuhe, Decken, Matratzen, Militärkleidung, Spinnstoffe aller Art, wobei ein *passant* herauskommt, daß vorübergehend *120 Zivilrussen* im Rathaus des Dorfes Kieselbronn einquartiert und mit ihnen die Bestände der nicht abgeholten Textil-Sammlung verschwunden waren.⁵⁷ Zum Schluß mußten noch 250 Stück Großvieh, ferner zur Ausstattung der ehemaligen französischen Zwangsarbeiter pro Familie je ein Anzug, ein Hemd, ein Paar Schuhe, Wäsche, Krawatte und Taschentuch abgeliefert werden, ein gigantischer logistischer Aufwand.⁵⁸ Zu Katzens Genugtuung besaßen die Amerikaner bei ihrem Einzug die Cleverness, durch Verkehrsbehinderungen *den Franzosen den Abtransport der beschlagnahmten Gütern (!) unmöglich zu machen. So können alle Kleidungsstücke und viel Vieh zurück gegeben werden.*⁵⁹

Seit dem 8. Juli hatten US-Militärs des Detachments G2E2 unter dem Kommandanten Major Robert B. Little in Stadt und Landkreis das Sagen. Mit jenen zwei jungen Pforzheimern, die nach neunwöchiger Irrfahrt aus

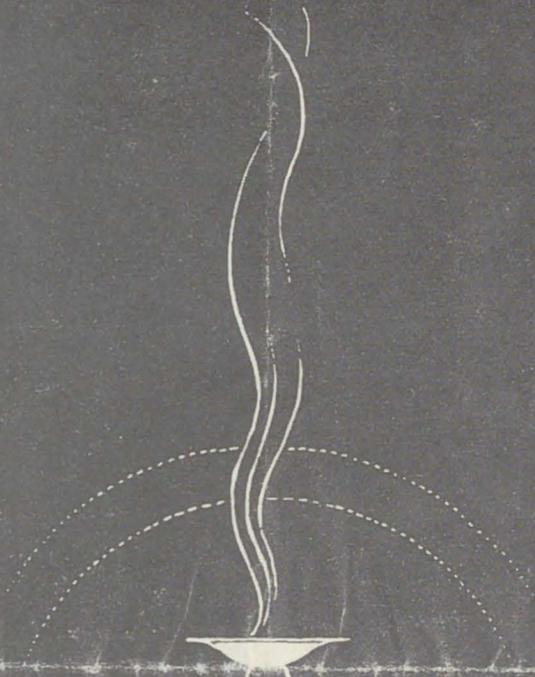


In der Fragebogen-Abteilung der amerikanischen Militärregierung.

Mecklenburg in Ettlingen ausgeharrt hatten, bis die Franzosen abgezogen waren⁶⁰, strömte jetzt erst die große Masse der Heimkehrer in die Region. Am 23. Juli wurde Katz zum Oberbürgermeister von Pforzheim ernannt. Noch am Tage seines Amtsantritts mußte er *12 große Villen mit 240 Menschen für den amerikanischen Stab räumen. Welche Szenen.*⁶¹ Der Erlaß einer generellen Zuzugssperre für den Stadtbezirk war eine seiner nächsten Amtshandlungen.⁶² Am 7. August sollten auf Anordnung des alliierten Expeditionskomitees unter Captain Clark W. Porter und *in Übereinstimmung mit einem Befehl der russischen Armee sämtliche Personen russischer Nationalität zwecks Evakuierung im Brötzingen Rathaus antreten: Sie werden nach Rußland zurückgebracht. (. . .) Sie können sich nicht weigern, zu gehen.* Viele weigerten sich dennoch.⁶³

Die kleine Gruppe heimkehrwilliger ehemaliger Zwangsarbeiter mag beim Verlassen des

Rathauses auf Bündel eines druckfrischen Flugblattes gestoßen sein. Es verkündete in deutscher und englischer Sprache, daß mit der Einsetzung eines Stadtrats durch die Militärregierung der erste Schritt, *um unser öffentliches Leben zu einer Demokratie zurückzuführen*, vollzogen sei. *Der Wiederaufbau beginnt – helfe alle mit!*⁶⁴ Über die programmatischen Grundzüge dieses Wiederaufbaus referierte Stadtbaudirektor Kurt Kaiser bereits am 27. September vor dem Ratsgremium: *Nach der Sachlage kann nur eine völlige Neugestaltung nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen des neuzeitlichen Städtebaus das Ziel sein.*⁶⁵ Major Little, von Haus aus Architekt und mit kühnen raumplanerischen Konzeptionen bei der Hand, erwies sich nicht nur für den radikalen Modernisten im Baudezernat als idealer Partner. *Er war unsere Hauptstütze und wir verlieren sehr viel durch seinen Weggang*, notierte Katz am 20. Oktober. Der erste US-Kom-



NUR IN
DER TRÄNE
DES SCHMERZES
SPIEGELT SICH DER
REGENBOGEN
EINER BESSERN
WELT

HEBBEL

12.12.85

STADTTHEATER PFORZHEIM

VERANSTALTUNGEN IN DER TURNHALLE BRÖTZINGEN

O.E.

Programmheft zur Eröffnung des Stadttheaters Pforzheim im Provisorium einer Turnhalle am 12. Dezember 1945
mit Friedrich Hebbels Trauerspiel „Maria Magdalene“

mandant, durch Major Nicholas Semaschko ersetzt, kehrte in die Staaten zurück. *Seine Offiziere nannten ihn den old man und nahmen ihn nicht ganz ernst. Aber er verkörperte dieses puritanische, streng rechtliche Angelsachsen-tum, das beschränkt aber zäh und tüchtig ist.*⁶⁶

In rascher Folge veröffentlichte das „Amtliche Mitteilungsblatt“ nun Berichte der städtischen Ämter über die Wohnungs- und Ernährungslage, die *gesundheitliche Lenkung*, soziale Maßnahmen, das Transportproblem, die Arbeitsmarkt- und Finanzsituation, den Stand des Schulwesens⁶⁷ sowie, aus der Feder des Oberbürgermeisters, „Leitsätze für die Stadtverwaltung“, in denen es u. a. hieß: *Die Erneuerung unseres Volkes muß von innen heraus kommen. Nicht weil die Siegermächte es befahlen, sondern weil wir aus unserer Tradition heraus unseren freiheitlichen Staat schaffen wollen, sind wir Feinde des Nazismus.*⁶⁸ Durch Pragmatismus und unternehmerischen Elan machte die Stadt von sich reden. Von einer Bürgermeister-Versammlung in Mannheim kommend, vertraute Katz Anfang November seinem Tagebuch an: *Am meisten fällt mir auf der Mangel an Mut in der Frage der Entnazifizierung. Der Präsidialdirektor sagte mir, er habe alle Parteimitglieder entlassen und als einfache Arbeiter in denselben Stellungen belassen. Welch eine Heuchelei! Ich habe mich entschlossen, das nicht mitzumachen. Ich werde keinen mehr entlassen bis ich nicht den ausdrücklichen Befehl dazu bekomme. Nur eine geringe Minderheit war wirklich immer und konsequent gegen den N.S. Mit diesen wenigen Leuten kann man aber keine Verwaltung und keine Wirtschaft führen.*⁶⁹

In der Stadtratssitzung vom 29. November erklärte Katz: *Kein Problem beschäftigt uns z. Zt. mehr und mit größerer Sorge, als das Problem der Flüchtlinge. (. . .) Zu der Wanderung von Osten nach Westen kommt eine zweite Wanderungsbewegung, da die Evakuierten zum großen Teil in ihre Heimatgebiete zurückkehren sollen.*⁷⁰ Bei der Unterbringung und Versorgung von Flüchtlingen, der Organisation des überregional als beispielhaft gerühmten „Sozialen Hilfswerks“ sowie bei der Einrichtung von Kinderhorten, Gemeinschaftsküchen und Wärmestuben war dem Oberbürgermeister die umsichtige Tatkraft seiner Frau,

der Ärztin Dr. Ruth Katz, unentbehrlich. In der Pforzheimer Stadtverwaltung sei *eine bemerkenswerte Synthese von notwendiger verwaltungsmäßiger Praxis und unbürokratischem Unternehmungsgeist gefunden worden*, urteilte die „Wirtschafts-Zeitung“ im Frühjahr 1946. *Der Oberbürgermeister war seither Bankdirektor; der erste Bürgermeister war Syndikus, der zweite Bürgermeister kaufmännischer Direktor eines großen Industrieunternehmens, ebenso der Stadtkämmerer; der Leiter des Wirtschafts- und Ernährungsamtes war Großhändler; der Leiter des Instandsetzungsamtes und der Fahrbereitschaftsleiter sind Pforzheimer Fabrikanten. In den letzten Monaten ist viel darüber geredet und geschrieben worden, ob solche Kommerzialisierung der Verwaltung, wenn man es so nennen darf, erwünscht und auf die Dauer ersprießlich ist. Die Pforzheimer Erfahrungen sind günstig.*

Positive Signale auch aus der Traditionsindustrie: *Die Kriegsjahre hatten mit der Umstellung auf Rüstungsartikel viele Maschinen stillgelegt. Kluge Fabrikanten haben sie damals verlagert. Sie haben mit diesen geretteten Maschinen in der Umgegend, in Wirtschaften und Kegelbahnen, in kleinem Umfang schon wieder mit der Friedensproduktion begonnen.* Den Bericht illustrierten zwei Muster aus der neuen Schmuck-Kollektion: Diana auf der Hirschkuh preschte da zum europäischen Markt, und eine weibliche Doppelmaske kündete vom Zwiespalt zwischen grübelnder Trauer und heiterer Zuversicht.⁷¹

Anmerkungen

- 1 Vortrag, gehalten am 8. 1. 1995 bei der Jahresversammlung der Löblichen Singergesellschaft in der Stadthalle Pforzheim (Kurzfassung) und am 22. 1. 1995 im Kulturhaus Osterfeld. Der Text wurde für den Druck leicht überarbeitet, der Anmerkungsstil auf unmittelbare Quellennachweise beschränkt.
- 2 Vgl. Ursula Moessner-Heckner, Pforzheim, Code Yellowfin. Eine Analyse der Luftangriffe 1944–1945. Sigmaringen 1991 (= Quellen und Studien zur Geschichte der Stadt Pforzheim. Bd. 2), S. 29 ff.
- 3 Marianne Pross, „Die Einschläge kommen näher . . .“ Aus den Tagebüchern 1943–1945 von Friedrich Adolf Katz, 1945–1947 Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim. Hrsg. vom Kulturamt der Stadt

- Pforzheim. Pforzheim 1995 (= Pforzheimer Hefte 2), S. 57 – Frau Pross, Weilen i. Allg., habe ich zu danken, daß sie mich vor Erscheinen dieser Ausgabe in die Tagebücher ihres Vaters Einblick nehmen ließ. Passagen aus dem Originalmanuskript werden nachfolgend zitiert als: Katz.
- 4 Pross, ebd., S. 59.
 - 5 Bärbel Rudin, Kulturhaus Osterfeld. Die Eröffnung. Spielzeit, Showtime in Pforzheim. Ein Jahrhundert-rückblick, unter Mitarbeit von Olaf Schulze. Mit einer Fotodokumentation von Winfried Reinhardt. Pforzheim 1994, S. 77 ff.
 - 6 Katz (wie Anm. 3), Bl. 129 r.
 - 7 Pross (wie Anm. 3), S. 60.
 - 8 Vgl. Pross, ebd., S. 62.
 - 9 Alfons Schler, Pforzheim's Schicksalsnacht. Ein Erlebnisbericht zur Erinnerung an den 23. Februar 1945. Baden-Baden 1949, S. 6.
 - 10 Pross (wie Anm. 3), S. 59.
 - 11 Ebd., S. 60 f. – Vgl. Moessner-Hecker (wie Anm. 2), S. 62 ff.
 - 12 Olaf Groehler, Zielort Pforzheim – Allierter Bombenangriff 1945. Vortrag, gehalten am 23. 2. 1990 bei der Reuchlingesellschaft Pforzheim. Hrsg. vom Kulturamt der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1992 (= Pforzheimer Hefte 1), S. 27.
 - 13 Klaus-Dietmar Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands. München 1995, S. 813 ff.
 - 14 Bärbel Rudin, „Etwas wagen muß das Herz“. Eine Chronik des Pforzheimer Handelshauses Lupus, in Zusammenarbeit mit Hannelore Schimpf. Kieselbronn 1995, S. 36 f.
 - 15 Bärbel Rudin, Trümmerzeit – Frauenzeit. Pforzheimer Frauen in der Nachkriegszeit. Eine Ausstellung (. . .), veranstaltet von der Frauenbeauftragten der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1988, S. 22.
 - 16 Schler (wie Anm. 10), S. 6.
 - 17 Pross (wie Anm. 3), S. 66.
 - 18 Katz (wie Anm. 3), Bl. 127 v.
 - 19 Vgl. Wolf Jobst Siedler, Der lange Abschied der Deutschen von Hitler. 30. Januar 1945: Die letzte Rede kehrt zu den antibürgerlichen Instinkten der Anfänge zurück. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Beil. Bilder und Zeiten v. 28. 1. 1995.
 - 20 Helmut Dubiel, Über die Unfähigkeit, angemessen mit der Schuld umzugehen. Die Deutschen, ihr moralischer Souveränitätsmangel und ihre Unfreie der demokratischen Kultur. In: Frankfurter Rundschau v. 12. 11. 1994.
 - 21 Vgl. z. B. Jürgen Elsässer, Endsieg im Luftkrieg. In: Konkret 7/1992, S. 24 ff. – Über die Pforzheimer Rüstungsindustrie informiert mit der gebotenen Vorsicht, was die alliierte Zielauswahl anlangt, Hans-Peter Becht (Der „Arbeitseinsatz“ von Kriegsgefangenen 1940–1945. Ein Rekonstruktionsversuch) leider bibliographisch etwas versteckt im Anhang zu der von ihm besorgten Ausgabe: Roger Riblet-Buchmann, Unerwartete Begegnung. Als junger Fremdarbeiter in Pforzheim 1944/45. Sigmarin-ger 1993, S. 76 ff., bes. S. 81, Anm. 76. – Grundsätzlich neue Einsichten, vor allem über die Widerstän-
de der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie bei der erzwungenen Umstellung auf Umstellung auf Rüstungsproduktion, vermittelt jetzt Roland Peter, Rüstungspolitik in Baden. Kriegswirtschaft und Arbeitseinsatz in einer Grenzregion im zweiten Weltkrieg. München 1995 (= Schrifreihe des Militärgeschichtlichen Forschungsinstituts. Bd. 44), S. 239 ff. u. passim.
 - 22 Pross (wie Anm. 3), S. 62.
 - 23 Ausführlich Becht (wie Anm. 20), S. 81 ff.
 - 24 Pross (wie Anm. 3), S. 63.
 - 25 Katz (wie Anm. 3), Bl. 143 r.
 - 26 Miroslav Kárny, Margita Kárná, Kinder in Theresienstadt. In: Dachauer Hefte 9 (1993), H. 9, S. 14 ff.
 - 27 Julius Moser, KZ Theresienstadt. Erlebnisse eines „Nichtariers“ in den letzten Monaten des Naziregimes. Hrsg. und eingel. von Hans-Peter Becht. Pforzheim 1995 (= Pforzheimer Hefte 3), S. 23 ff., vgl. auch den Kommentar S. 12 ff.
 - 28 In Pforzheimer Privatbesitz. – Vgl. das Begleitheft von Dieter Essig und Bärbel Rudin zur Ausstellung der Stadt Pforzheim von 1985: Überlebenszeit. Vom Kriegsende zur Währungsreform. Erinnerungen und Dokumente 1945–48.
 - 29 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 19 r.
 - 30 Marie Marcks, Marie, es brennt! Autobiographische Aufzeichnungen. Gütersloh o. J., unpag.
 - 31 Pforzheim, 23. Februar 1945. Der Untergang einer Stadt in Bildern und Augenzeugenberichten. Hrsg. und bearb. von Esther Schmalacker-Wyrich. 3. Aufl. Pforzheim 1980, S. 76 f.
 - 32 Ebd., S. 79.
 - 33 Rudin (wie Anm. 15), S. 17. – Vgl. auch Rudin/Schimpf (wie Anm. 14), S. 41.
 - 34 Rudin (wie Anm. 15), S. 19, 65.
 - 35 Schmalacker-Wyrich (wie Anm. 30), S. 103.
 - 36 Katz (wie Anm. 3), Bl. 128 r.
 - 37 Schmalacker-Wyrich (wie Anm. 30), S. 129.
 - 38 Z. B. ebd., S. 42, 154 f., 211 ff.
 - 39 Ebd., S. 155.
 - 40 Pforzheimer Zeitung v. 23. 2. 1995, Beilage: 23. Februar 1945 – Pforzheims schwerste Stunde.
 - 41 Rudin (wie Anm. 5), S. 72.
 - 42 Rudin (wie Anm. 15), S. 20 ff.
 - 43 Pforzheimer Anzeiger, Sonderausgabe vom 31. 3. 1945.
 - 44 Rudin (wie Anm. 15), S. 24 f., 35.
 - 45 Hans Autenrieth, Pforzheims Schicksalsstunde 1944–1945, maschinenschriftl. Bericht, verfaßt um die Wende 1945/46 (Stadtarchiv Pforzheim), S. 12 ff. – Zum *Massenphänomen* der Desertion von Politischen Leitern der NSDAP: Henke (wie Anm. 13), S. 831.
 - 46 Privatbesitz Bär, Pforzheim.
 - 47 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 15 v.
 - 48 Ebd., Bl. 7 r.
 - 49 Bürgermeisteramt Pforzheim, Abt. Polizei, An alle Polizei-Reviere! Abgez. 3/5/45 im Revier Dillstein (Privatarchiv Reiner Lichtenberger, Pforzheim).
 - 50 Autenrieth (wie Anm. 45), S. 25. – Vgl. Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 13 r, 15 r/v.

- 51 Rudin (wie Anm. 15), S. 29.
- 52 Rudin/Schimpf (wie Anm. 14), S. 44, 46.
- 53 Abb. in Essig/Rudin (wie Anm. 28).
- 54 Bekanntmachung (bzw. Mitteilungen). Amtsblatt der Militär-Regierung für den Stadt- und Landkreis Pforzheim v. 16. 6. – 30. 6. 1945 (Nr. 1–3).
- 55 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 17 v.
- 56 Henke (wie Anm. 13), S. 249.
- 57 Bürgermeisteramt Kieselbronn an Landratsamt Pforzheim, 22. 6. 1945 (Gemeindearchiv Kieselbronn 192.3-2).
- 58 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 21 r. – Vgl. demnächst in Der Enzkreis. Jahrbuch 1994/95: Bärbel Rudin, Roger, Jean, Marcel, Wasyl und Lydia. Französische Kriegsgefangene, zivile Ostarbeiter und Rußlanddeutsche 1940–1945 in Kieselbronn.
- 59 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 23 r.
- 60 Rudin (wie Anm. 15), S. 53 f. – Abdruck der Briefquelle: Essig/Rudin (wie Anm. 28).
- 61 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 25 r. – Bekanntmachung der Ernennung von Katz, Dr. Helmuth Müller (1. Bürgermeister) und Dr. Gustav Kuhle (2. Bürgermeister) in: Military Government Gazette-Germany/Amtsblatt der Militärregierung-Deutschland (Karlsruhe) v. 26. 7. 1945 (No. 2).
- 62 Ebd. v. 30. 8. 1945 (No. 7).
- 63 Rundschreiben des Military Government Pforzheim an die Polizei-Revier, 6. 8. 1945 – Vgl. 1. Bürgermeister Dr. Müller an die Polizeidirektion, 27. 9. 1945, betr. Rückführung von Bürgern der Sowjet-Union (Archiv Lichtenberger, wie Anm. 49).
- 64 Rudin (wie Anm. 15), S. 37.
- 65 Amtliches Mitteilungsblatt des Oberbürgermeisters der Stadt Pforzheim u. des Landrats des Landkreises Pforzheim v. 6. 10. 1945 (Nr. 2). – Vgl. Bärbel Rudin, Pforzheim – die neue Stadt. Zerstörung – Aufbau – Umbau. Eine Fotoreportage aus fünf Jahrzehnten (Atelier Römpler & Bolz und Mathias Michaelis). Kieselbronn 1993, S. 7 ff.
- 66 Katz (wie Anm. 3), II, Bl. 33 r.
- 67 Amtliches Mitteilungsblatt (wie Anm. 65) v. 6. 10. – 24. 11. 1945 (Nr. 2–9).
- 68 Ebd., v. 27. 10. 1945 (Nr. 5).
- 69 Katz (wie Anm. 3), II, fol. 33 v.
- 70 Amtliches Mitteilungsblatt (wie Anm. 65), v. 1. 12. 1945 (Nr. 10): Bericht über die Flüchtlings- und Jugend-Fürsorge.
- 71 Zit. nach der Buchfassung: Helmut Cron, Pforzheim muß ganz von vorn anfangen. In: Pforzheim – Mannheim – Heilbronn. Aus Schutt und Trümmern zu neuer Zukunft. Stuttgart (1946), S. 6, 10 f.

Planspiele, Theorien, Bomben

Fußnoten zum alliierten Luftkrieg im Frühjahr 1945

Warum wurden deutsche Städte im Februar, März, April 1945 noch zerstört? Weil Hitler, so lautet eine im Ausland geläufige Antwort, den Krieg begonnen hat. Oder konkreter: Weil die Deutschen Rotterdam und Coventry bombardiert hatten. Weil, so schrieb die „Sunday Times“, wir verhindern wollten, daß Auschwitz nach Britannien kam. Indessen, sind das für diese Zeit, als der Ausgang des Krieges nahe war und bereits feststand, Argumente, die den Luftterror hätten rechtfertigen können? Der holländische Schriftsteller Harry Mulisch faßte den Widersinn neulich in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ in die Worte: „Wir machten Dresden kaputt, weil es Dresden war.“ Die amerikanische Historikerin Ursula Moessner-Heckner bringt in ihrer Analyse der alliierten Luftangriffe von 1944/45 den Irrwitz auf die Formel: „Die Stadt wurde zerstört, weil sie noch nicht zerstört war.“

Auch die Briten hatten ihre Verschleierungssprache. Das „dehousing“, die „Enthausung“, wie die Flächenbombardierungen beschönigend genannt wurden, sollte die Deutschen in die Knie zwingen. Der Verlust der Wohnstätten, das hatte eine englische Untersuchung nach Angriffen der deutschen Luftwaffe auf Hull und Birmingham ergeben, traf die Menschen schwerer als der Verlust von Verwandten und Bekannten.

Unzerstörte Städte zogen den britischen Luftmarschall Harris magisch an. Das berichtet der Chef des britischen Luftstabs, Sir Charles Portal. Städte, die noch nicht zerstört waren, standen auf einer Liste. Der Kriegswahnsinn hatte Methode. Es gab Listen für Transport- und Treibstoffziele, Flächen- und Füllziele und solche, auf denen besonders brandanfällige, also historische Städte verzeichnet waren. Die Listen wurden ständig revidiert, wie Moessner-

Heckner in ihrem Buch „Pforzheim – Code Yellowfin“ zeigt, das erst 1985 freigegebene britische Akten verwertet. So gut wie jedes Ziel, das heißt jede Stadt konnte, je nach gerade zu erfüllendem Programm, einer der erforderlichen Kategorien zugeordnet werden.

Pforzheim zum Beispiel, das am 23. Februar 1945 einem verheerenden Angriff zum Opfer fiel, ist auf einer Karte der amerikanischen Luftstreitkräfte von Anfang Februar 1945 als Eisenbahnknotenpunkt eingetragen. Das ist lächerlich. Von der Hauptstrecke Stuttgart – Karlsruhe zweigt eine Stichstrecke sowie eine Nebenlinie in den Schwarzwald ab, das ist alles. Indessen, von Ende Januar bis Ende Februar hatten sich die westlichen Alliierten ein Programm vorgenommen, das neben der psychologischen Kriegsführung die Bombardierung von Verkehrszielen vorsah.

Der Luftkrieg, am Schreibtisch geplant, mit technischen Apparaten perfekt ausgeführt, selbständigte sich. Er wurde zur Leistungsvorschau. Was mit hohem moralischen Anspruch begonnen worden war, geriet außer Kontrolle. Zunehmend wurde der Krieg von Rivalitäten unter den Militärs, die über ihre Listen stritten, von Reibereien unter den Alliierten bestimmt. Nach dem Zusammenbruch der deutschen Ostfront mußte Stalin beeindruckt werden. Und außerdem ging es darum, Weichen für die Zeit nach dem Krieg zu stellen. Konkret hieß das auch: Wer die meisten militärischen Erfolge aufweisen konnte, durfte mit den meisten weiteren Finanzmitteln in der Zukunft rechnen.

Die im Krieg gewonnene Overkill-Kapazität der britischen Luftstreitkräfte, die innerhalb von drei Jahren, um nur ein Beispiel zu nennen, ihre Zielgenauigkeit von 16 auf 96 Prozent gesteigert hatte, drängte zur Selbstdarstellung.

Die Amerikaner, die kein Coventry erlitten hatten, neigten eher zum Bremsen. Sie wollten, was zu dieser Zeit erstaunlich ist, bei den Deutschen nicht als Barbaren gelten. Auch fürchteten sie, diese könnten nach dem Krieg die Russen sympathischer finden, weil sie an den Luftangriffen nicht beteiligt waren. Ein amerikanischer General – er hieß Charles P. Cabell – kritisierte, daß bei den Bombardements hauptsächlich hilflose Frauen und Kinder ums Leben kämen.

Wo die Luftangriffe keine militärische Notwendigkeit mehr waren, mußten die Experten der psychologischen Kriegsführung Erklärungen für ihre Fortführung liefern. Den kriegslüsternden Deutschen sollte ein für allemal die Lust an den Waffengängen ausgetrieben werden. Die Großväter würden, so war die Absicht, noch den Enkeln ihre schlimmen Erfahrungen weitergeben. Die Bomben sollten den Deutschen einbleuen, daß Krieg sich nicht lohne, daß sie den Krieg verloren hatten, und – vor Beginn der Besetzung kein unwesentlicher Gesichtspunkt – daß jeder Widerstand gegen die siegreichen Alliierten zwecklos sei. Dem Irrwitz der Planspiele und Theorien fielen am Ende des Krieges nach Dresden unter anderem Pforzheim, Würzburg, Hildesheim, Potsdam zum Opfer. Erst Mitte April wurden die Flächenbombardierungen eingestellt.

Hinzu kamen im Februar und März 1945 das Entsetzen und der Abscheu über die in den Konzentrationslagern verübten Greuelthaten, die nach der Befreiung von Auschwitz Ende Januar im Westen allmählich bekannt wurden. Das Strafgericht gegen Deutschland setzte ein, ehe die meisten Deutschen von diesen Verbre-

chen Kenntnis hatten. Jetzt holte die Furie des Krieges die Menschen ein, die sich nicht genug gegen den gewehrt hatten, der den Totalen Krieg ausgerufen, die Vernichtung der Juden zum Programm gemacht hatte. Präsident Roosevelt wollte die Deutschen auch mittels der Luftangriffe wegen „Verschwörung gegen die abendländische Kultur“ bestrafen. Bei einer Stabskonferenz der höchsten alliierten Luftmarschälle und Fliegergeneräle am 1. März 1945, wo Aufnahmen des Angriffs auf Pforzheim gezeigt wurden, charakterisierte Luftmarschall Harris die Aktion als „von der Sorte, die man populär als einen vorsätzlichen Terrorangriff bezeichnet“. In der Tat: Auf den Karten der englischen Piloten waren weder die Rüstungsbetriebe noch die Bahnunterführungen eingezeichnet. Markiertes Hauptziel war nicht der Bahnhof, sondern die Stadtmitte, Marktplatz und Rathaus. Der Tod der Zivilbevölkerung wurde nicht billigend in Kauf genommen, er war der Zweck des Bombardements. Die Massengräber sollten unter den Deutschen einen moralischen Schock auslösen.

Das geschah indessen nirgends. In keiner Stadt kam es wegen der Luftangriffe zu Aufruhr, zu Protesten gegen Hitler und den Nationalsozialismus. Sie beschleunigten das Kriegsende nicht. Sie verhärteten aber die Menschen, viele jedenfalls, sie blockierten ihre Schuld wahrnehmung. Damit wird nicht gesagt, daß die westlichen Alliierten an der mangelnden Bereitschaft der Deutschen, sich nach 1945 der Aufarbeitung ihrer Geschichte zu stellen, schuld seien. Allerdings: der Luftterror der letzten Kriegsmonate lastete als Hypothek auf dem deutschen Neubeginn.

Baudenkmale der Nachkriegsepoche in Pforzheim und ihre Probleme

DIE NACHKRIEGSZEIT ALS GESCHICHTSWÜRDIGE EPOCHE

Die Moderne wird alt – und pflegebedürftig. Pforzheim gehört aufgrund seiner schweren Kriegszerstörung zu jenen Städten, in deren Stadtbild die Architektur der Nachkriegszeit, die man oft etwas verkürzt mit den 50er Jahren gleichsetzt, eine dominierende Rolle spielt.

Es besteht kein Zweifel mehr daran, daß diese Phase der Nachkriegszeit in Ost- wie Westdeutschland mittlerweile als eine eigenständige und abgeschlossene Geschichtsepoche zu gelten hat. Nur folgt daraus nicht, daß sich deshalb auch ihr architektonisches Erbe einer breiten öffentlichen Wertschätzung erfreuen kann. Das gilt zumal für Pforzheim. Der älteren Generation erscheint sie noch als Teil ihres Alltags, der jüngeren Generation fällt die Identifikation mit diesem neuen Erbe eher schwer, was angesichts der damals oft bewußt zur Schau getragenen Kargheit durchaus verständlich ist. Dessenungeachtet gilt, daß heute die städtebaulichen und architektonischen Leistungen der Nachkriegszeit ebenso Anspruch auf differenzierte Bewertung haben wie andere Epochen auch.

Es sind oft ganz praktische Probleme, die die Frage nach dem Umgang mit dieser Epoche inzwischen unausweichlich machen: Baumängel, Betonsanierungen, veränderte Standards und Nutzungsanforderungen. Die Bauwerke der 50er Jahre befinden sich mitten in einer großangelegten Reparatur-, Umbau- und Zerstörungsphase. Achtlosigkeit und Unverständnis drohen dabei gerade jene Gestaltungsde-

tails zu vernichten, die als zeittypisch gelten können.

Zunehmend schaltet sich daher die Denkmalpflege ein, um ihr Interesse an Bauten der Nachkriegsepoche geltend zu machen. Dabei traten Städte wie Hannover, Frankfurt, Kassel und Köln als Vorreiter auf. Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz trug das Thema durch Fachtagungen, Publikationen und Presserundfahrten in die breitere Öffentlichkeit.¹

DER NEUAUFBAU DES PFORZHEIMER STADTZENTRUMS AM LEOPOLDPLATZ

Die Nachkriegsepoche in Pforzheim ist nahezu gleichzusetzen mit der Ära des Oberbürgermeisters Dr. Johann Peter Brandenburg, dessen Amtszeit im September 1947 begann und im Januar 1966 endete. Brandenburg, so geht aus den Akten hervor, nahm auf die Baupolitik vielfach direkten Einfluß – sei es, um ein Projekt wie den Hauptbahnhof durchzusetzen, sei es, um Detailfragen der Gestaltung zu klären.

Fragen wir nach markanten Bauwerken der 50er Jahre in Pforzheim, so richtet sich der Blick zunächst in die Stadtmitte. Der Leopoldplatz, Geschäftszentrum der Stadt, nahm bereits Anfang 1947 in hochfliegenden städtebaulichen Visionen neue Gestalt an², während man sich bei der Neuplanung des historischen Stadtkerns rund um den Marktplatz reichlich Zeit ließ: erst 1968–73 entstand dort das Neue Rathaus, 1988–90 das Stadttheater. Und man folgte zwei völlig unterschiedlichen städte-



Leopoldplatz, Südseite Richtung Westen um 1960

Foto: Dipl.-Ing. Gerd Wipfler, Industriefotograf, Pforzheim

baulichen Konzeptionen: rund um den Leopoldplatz bevorzugte man eine Blockrandbebauung in Anlehnung an die bisherige Parzellenstruktur, rund um den Marktplatz hingegen eine offene, großmaßstäbliche Solitärbebauung.

Städtebauliche Grundlage für den Neuaufbau des Bereichs Leopoldplatz war ein vom städtischen Planungsamt bis 1951 entwickeltes Massenmodell als Rahmenplan. Hauptgedanke dieses Rahmenplans war eine Blockrandbebauung mit eckbetonenden Dominanten, dazwischen ruhigen Gebäudefronten einheitlicher Gesimshöhe. Das Flanieren entlang der Geschäfte, das Bewundern der Schaufensterauslagen bestimmte die Gestaltung der Erdgeschoßzonen: Aufgeständerte und verglaste Ladenzonen, darüber Rasterfassaden oder Fensterbänder in den Wohngeschossen bildeten das einfache gestalterische Grundmuster. Die von den

Stadtplanern bevorzugte Ausbildung von zurückgestaffelten Flachdächern stieß bei etlichen Bauherren aufgrund praktischer Erwägungen auf wenig Gegenliebe; man einigte sich in solchen Fällen auf 20-Grad-geneigte Dächer mit abschließendem Kraggesims, die zu einem verbreiteten Stilmerkmal wurden.³

Als repräsentativste Beispiele des Neuaufbaus nach den Vorgaben des Rahmenplans können die Südseite des Leopoldplatzes (Westliche Karl-Friedrich-Straße 31–53a) und die Ostseite des Straßenzugs Bahnhofstraße – Leopoldstraße gelten. Die innerhalb weniger Jahre von 1950 bis 1957 abgeschlossene Bebauung führte trotz unterschiedlicher Bauherren und Architekten zu gestalterisch homogenen Lösungen, die heute freilich durch nachträgliche Fassadenverkleidungen, Schaufenstertausch und überdimensionierte Reklameflächen teilweise schon wieder gestört erscheinen.

1993 wurde überdies die Volksbank aus der Fassadenreihe herausgebrochen, wogegen sich die Denkmalpflege vergeblich wandte.

Im baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz fehlt leider das Kriterium der „städtebaulichen Bedeutung“, das entsprechend den übrigen Bundesländern die Aufnahme solcher Gebäudegruppen in die Denkmalliste unter dem Ensemblebegriff gestatten würde. Bislang sind daher nur die beiden dominierenden, von dem Stuttgarter Architekten Ernst Dobler entworfenen Geschäfts- und Wohnhäuser geschützt, die entsprechend dem Rahmenplan als torartige Eckbauten die Einmündung der Leopoldstraße in den Platz flankieren: das Gebäude der ehemaligen Rhein-Main-Bank (heute Dresdner Bank) von 1953 und das Gebäude des „Goldnen Adlers“ von 1956/57. Gemeinsame Merkmale beider Gebäude sind neben der Höhenbetonung die eingezogenen Erdgeschoßzonen, die anspruchsvoll verkleideten Fassaden aus Gauinger Travertinplatten und die zurückgestaffelten Flachdächer mit Kraggesims. Der „Goldne Adler“ mit seiner stadtbekannteren Gastwirtschaft ist künstlerisch bereichert durch ein farbfrohes Erkermosaikband des bekannten Münchner Künstlers Blasius Spreng und durch eine Adlerplastik nach Entwurf von Jakob Wilhelm Fehrle aus Schwäbisch Gmünd. Erdgeschoßzone und Innenräume sind durch nutzungsbedingte Umbauten bereits erheblich verändert.

WOHNGEBÄUDE: GEBRAUCHSARCHITEKTUR DER 50ER JAHRE

Der Neubau von Wohnhäusern ist es fraglos, der das Pforzheimer Stadtbild der 50er Jahre in besonderer Weise prägt. Von der großen Vielzahl solcher Gebäude steht freilich noch keins unter Denkmalschutz; eine systematische Inventarisierung ist auf absehbare Zeit nicht zu erwarten.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Es handelt sich um eine große Masse von typischer Gebrauchsarchitektur. Extravaganzen waren damals kaum erlaubt oder entzogen sich dem öffentlichen Einblick. Die typischen Kennzeichen dieses Wohnungsbaus: Massenfabrika-

tion, Normalisierung und Rückzug ins „private Glück“, lassen sich mit den traditionellen Kriterien von Städtebau und Denkmalpflege kaum bewerten.

Eine Ausstellung im Stadtmuseum Pforzheim widmete sich 1992 den „Formen der 50er Jahre“ im Bereich des Wohndesigns, des regionalen Bauens und Gestaltens.⁴ Dabei wurde die schlechte Dokumentationslage deutlich: Bauschmuck und Design der 50er Jahre fristen mehr oder weniger ein anonymes Dasein auf Abruf. Aus dem Stadtbild verschwinden oft fast über Nacht die eben noch allgegenwärtigen Ziermosaiken an Balkonen und Säulen, der Wandschmuck in Form von Sgraffitos oder Keramikteilen, die Blumen- und Erkerfenster, die eloxierten Rahmen und Türgriffe, die Schaufenster und Neonschriften. Der Veränderungsdruck gerade im Bereich der Gebrauchsarchitektur ist enorm; unter der Hand flinker Modernisierer vollzieht sich über die Schuttcontainer eine negative Auslese.

Den Geschichts- und Gestaltwert von typischen Bauten der 50er Jahre der Öffentlichkeit bewußt zu machen, hat sich daher ein Arbeitskreis der Architektenkammergruppe Pforzheim-Enzkreis zum Ziel gesetzt, der seit Ende 1994 besteht. Das Thema wurde pragmatisch angegangen: Jüngere befragten ihre älteren Kollegen. Aus den Interviews ging eine Auswahl von Objekten verschiedener Baugattungen hervor, die gesichtet und fotografiert wurden. In einer Ausstellung mit begleitender Dokumentation sollen die Ergebnisse vorgestellt und kommentiert werden. Gespannt sein darf man auch schon auf die Ergebnisse einer Videodokumentation, erstellt von Studentinnen und Studenten der Karlsruher Hochschule für Bildende Künste, die sich derzeit mit dem Thema „Pforzheimer Stadtbild der Nachkriegszeit“ beschäftigen.

Erhaltungszustand, Vorbildcharakter und regional erstmalige Formulierung künstlerischer oder technischer Ideen können wichtige Kriterien für eine Bewertung der Gebrauchsarchitektur sein. Vier Beispiele des Nachkriegswohnungsbaus, die diese Kriterien erfüllen, seien hier stellvertretend genannt.

In den Jahren 1949/50 ließ die Stadt Pforzheim drei Wohnblöcke in Zeilenform an der Fondely- und Oranierstraße in der Oststadt



Wohnquartier Au mit Hochhaus um 1955

errichten, die äußerlich ganz unscheinbar wirken. Die Stirnseite des mittleren Blocks allerdings schmückt ein monumentales, von Curt Rothe entworfenes Wandbild zum Thema „Stadtzerstörung und Neuaufbau“. Dadurch aufmerksam geworden, ergaben Nachforschungen im Bauarchiv, daß es sich um die drei ersten Pforzheimer Gebäude handelt, die nach dem technischen Verfahren des Schüttnbetonbaus ausgeführt wurden. Dieses in anderen Städten bereits erprobte Verfahren wurde zum Vorreiter des Serienbaus und ermöglichte eine Verwertung des aufbereiteten Trümmersplitts.⁵

Das innerstädtische Wohnquartier „Au“ zwischen Kreuz-, Calwer- und Pflügerstraße wurde 1950–54 durch vier große lokale Wohnungsbaugesellschaften nach einheitlichem Rahmenplan und auf der Grundlage einer Bodenneuordnung anstelle der zerstörten mittelalterlichen Vorstadt völlig neu gestaltet.⁶ Als stadtbildwirksame Dominante errichtete man ein Wohnhochhaus, an das sich westlich zunächst eine Blockrandbebauung mit Ladenzeile, dann offene Zeilenbauten anschließen. Der

architektonische Anspruch dieser Anlage besteht in der „aufgelösten“, durchgrünten Stadtstruktur, entsprechend den damals modernsten städtebaulichen Leitbildern, wie sie mit der CONSTRUCTA-Ausstellung in Hannover 1951 formuliert wurde.

Die Blockrandbebauung im Bereich Jahn-, Bleich- und Werderstraße in der Südstadt mit ihren Lochfassaden und zurückgestaffelten Flugdächern gehört ebenfalls zu den frühen und markanten Beiträgen des Stadtbildes der 50er Jahre, offenkundig nach einheitlichem Rahmenplan. Die „Löwen-Apotheke“ als Eckbau zur Bleichstraße ist durch eine Majolikaplastik nach Entwurf des Bildhauers Fritz Theilmann mit der Jahreszahl 1954 ausgezeichnet.

Ein frühes Beispiel für den großmaßstäblichen Solitärbau im historischen Zentrum ist der „Blumenhofbau“, 1956/57 nach Entwürfen von Karl-Heinz Stocker für eine Aufbaugemeinschaft privater Bauherren errichtet. Über einem zweigeschossigen Ladentrakt ist der Großblock in den Wohngeschossen mit milchweißen Opalglasplatten verkleidet, wodurch er



Wohnblock mit Wandbild Oranierstraße 16

Foto: Stadt Pforzheim

nach dem Motto „abwaschbar und pflegeleicht“ mühelos mit dem unterkühlten Charme eines Sanitärzimmers konkurrieren könnte.

Kritik an der Vielzahl allzu nüchterner, raschgeschaffener Gebäude der Nachkriegszeit ist nichts Neues. Sie begleitete schon den Wiederaufbau der 50er Jahre selbst, wie ein Blick in die lokale Presse oder zeitgenössische Fachveröffentlichungen erweist. Der Trend in Pforzheim ging früh zur Montage von Fertigbauteilen, verbunden mit der Ideologie der technischen Machbarkeit. Künstler vermißten die Möglichkeiten zur Mitgestaltung; für private Gebäude gab es nicht wie bei öffentlichen Bauvorhaben eine „Kunst-am-Bau-Quote“.⁷

Daß viele Bauherren Sparsamkeit und Monotonie mit Modernität verwechselten, ist indessen kein typisches Pforzheimer Phänomen. In Innenstädten wie denjenigen von Kassel, Hildesheim oder Pforzheim wird dieses Phäno-

mens allerdings besonders krass erlebt, weil Stadtstrukturen und Gebäude der Vorkriegszeit als Korrektiv und Maßstab fast abwesend sind. Die flächenhafte Zerstörung und der nachfolgende, gänzlich unsentimentale Neuaufbau, der auf historische Reminiszenzen verzichtete, tilgten dort alle Spuren von Stadtbau-tradition, reduzierten die historische Bausubstanz auf wenige Erinnerungspunkte.

„Daß die Architektur einer neuen Stadt nur modern, d. h. zeitgemäß sein kann“, rückte 1954 der Pforzheimer Stadtbaudirektor Kurt Kaiser in einen weltpolitischen Zusammenhang: „Die neue Baukunst, die von Deutschland ihren Ausgang genommen hat, ist inzwischen in allen freien Ländern zum Durchbruch gekommen. Was war, ist unwiderbringlich dahin. Es wird nur noch ein Pforzheim geben, das nach einem bestmöglichen Plan neu entsteht, das neue Pforzheim.“⁸



Jahnhalle

Foto: Egon Augenstein, Kieselbronn (Stadtarchiv Pforzheim)

DER WETTKAMPF DER MODERNISTEN

Anfang der 50er Jahre entspann sich zwischen den Mitarbeitern der beiden in Pforzheim beheimateten Hochbauämter von Stadt und Land ein regelrechter Wettkampf um die „bessere“ Moderne. Darüber berichtete kürzlich einer der Beteiligten dem Autor im erinnernden Gespräch.

Renè Holz, der seit 1950 das städtische Hochbauamt leitete, zeichnete verantwortlich für den Entwurf der Jahnhalle, die erste, für Großveranstaltungen im Stadtzentrum nach dem 2. Weltkrieg neu errichtete Halle, zugleich Sporthalle der benachbarten Schulen. 1953 fertiggestellt, repräsentiert die Jahnhalle in ihrer sachlich-knappen, auf zwei miteinander verzahnte Kuben reduzierten Formgebung den spröden Purismus der frühen Nachkriegsjahre. Hellgraue, hochrechteckig versetzte Muschelkalkplatten aus Kunststein bilden die Fassadenverkleidung, darüber kragt das flache Dach aus. Konstruktiv handelt es sich um einen Ziegelsplittbetonbau. Über dem Haupteingang erscheint als Bauschmuck und Hinweis auf die Sportstätte die Darstellung eines olympischen Wagenlenkers, ein Werk des Pforzheimer Bildhauers Edward Mürrle, zeittypisch in seiner Materialkombination von Mosaik und umspielender Metallfiguration. Zur Goethestraße ist die Erdgeschoßzone unterhalb der Tribüne städtebaulich geschickt für eine arkadenähnlich mit Stahlstützen ausgebildete Ladenzeile genutzt.⁹

Die Jahnhalle ist als erster örtlicher Versuch zu werten, über den Industriebau des Dritten Reiches hinaus an unterbrochene Traditionslinien der Moderne anzuknüpfen. Als ein unmittelbares Vorbild könnte Wilhelm Riphahns Kölner „Brücke“-Haus von 1949/50 Pate gestanden haben.

Ein weiteres Beispiel der bewußten Hinwendung zur Moderne sind die Pavillonbauten der innenstadtnahen Inselschule von 1953–54, entworfen von dem jungen Hochbauamts-Mitarbeiter Hans Schürle. Drei doppelgeschossige Zeilenbauten mit flachgeneigten Satteldächern, untereinander durch spartanisch überdachte Gänge verbunden, bilden mit durchgrünten Freiräumen die Schulanlage. Die architektoni-

sche Gestaltung beschränkt sich auf wenige, aber gekonnte Details: das Raster der Fassaden, dekorative Klinkerausfachungen, rhythmisch gegliederte Fensterfolgen, dazu gestreifte Sonnenschutzmarkisen, Eingangsumrahmungen mit Waschbetonkieselflächen. Deutlich sind hier internationale Vorbilder (Schweiz, Niederlande, Skandinavien) zu spüren.

Hans Schürle lieferte 1955 auch die Entwürfe für das Technische Rathaus, eine Art gestrandeten „Straßenkreuzer“, der mit seinem Y-förmigen Grundriß, dem Schwung seiner Rasterfassade und den auffälligen Flugdächern zeitgenössisches Design aufgriff, vergleichbar etwa dem 1954 errichteten Hauptquartier der französischen Streitkräfte in Freiburg/Breisgau. Eine technische Raffinesse sind die vor die Fassade gestellten Beton-„Strebepfeiler“ als äußeres Tragwerk, um innen freizügige Raumteilungen zu ermöglichen.

1957–60 entstand nach Schürles Plänen am südlichen Enztalhang die Goldschmiedeschule. Charakteristisch für diesen wohl anspruchsvollsten Schulbau der Nachkriegszeit in Pforzheim ist die konsequente Ausnutzung des starken Hanggefälles zu einer terrassenartigen Abstufung und Aufgliederung des Komplexes. Dem kompakten äußeren Erscheinungsbild geschlossener Kuben steht nach innen eine Reihung zeilenartig aufgegliederter, um begrünte Innenhöfe angeordneter Baukörper gegenüber. Mit dem Terrassenbau am Hang griff Schürle ein städtebauliches Prinzip auf, daß der Stuttgarter Bauhaus-Vertreter Richard Döcker in den 20er Jahren entwickelt hatte. Die reichliche Verwendung von Sichtbeton und Eternit, vor allem aber das kühle, aus einem Modul entwickelte Design der inneren Hallen- und Verkehrsflächen weist hingegen gestalterisch in die 60er Jahre voraus und erlangte in diesem Sinne Vorbildqualität.¹⁰

Talentierte und motivierte Mitarbeiter waren unter der Leitung von Heinrich Gremmelspacher auch im Staatlichen Hochbauamt tätig. Neben bedeutenden Wiederaufbauleistungen wie der Schloßkirche und dem Bezirksamt zeichnete Gremmelspacher für mehrere bemerkenswerte Neubauten verantwortlich, darunter das Gesundheitsamt und das Amtsgericht.¹¹



Goldschmiedeschule



Amtsgericht

Foto: Gerd Wipler

Das Gesundheitsamt im Blumenhof von 1954/55 steht im Stadtzentrum an prominenter Stelle, nämlich neben dem frühgotischen Chor der Barfüßerkirche. Es ist damit der einzige 50er-Jahre-Bau, der sich neben einem erhaltenen historischen Bauwerk der Stadt zu behaupten hat. Gremmelspacher entwarf einen Rasterbau, der in manchem der Insschule ähnelt: auch hier das flachgeneigte Satteldach, eine Ausfachung mit Klinkersteinen im Zierverband, rhythmisierte Fenster, dazu eine weitgehend in Glas aufgelöste Eingangsachse, die die freitragende Treppe durchscheinen läßt. In Anspielung auf Funktion und Ziegelmuster kam für das Gesundheitsamt bald der Spitzname „Drogenpalast“ auf. Von einer Palastarchitektur kann freilich überhaupt nicht die Rede sein: das Gesundheitsamt will keinen urbanen Platz begrenzen, sondern sich pavillonartig in eine begrünte „Stadtlandschaft“ einfügen.

Dem gleichen stadtbaukünstlerischen Leitbild folgt das Amtsgericht, das als Solitärbau in herrlicher Aussichtslage am Berghang über der Innenstadt liegt. Sein sichelförmig gebogener Grundriß scheint sich wie zwanglos aus der Hangtopographie zu entwickeln. Zwei separate Baukörper bilden eine Gruppe, bestehend aus dem 1956–58 erbauten Bürotrakt und dem 1958–61 hinzugefügten Verhandlungssaal. Der dreigeschossige Bürotrakt ist ein flachgedeckter Rasterbau, ausgefacht mit graublauen Keramikfliesen, die Stirnseiten ausgebildet als gelbe Klinkerwandscheiben. Den Baukörper durchdringt die Zäsur des außermittig angeordneten, weitgehend in Glas aufgelösten Treppenhauses mit Flugdach über dem Eingang, das quer zum Gebäude überraschend einen Durchblick in die Landschaft freigibt.

Der Verhandlungssaal, durch einen verglasten Gang mit dem Bürotrakt verbunden, variiert mit den gleichen Materialien das Thema: über dem in Glasflächen aufgelösten Foyerbereich mit seitlichen Treppenaufgängen scheint das Betondach als kühne Schalenkonstruktion fast zu schweben. Der repräsentative Innenraum des Saales zeigt mit seiner mobilen Bestuhlung, der hellen Holzaukleidung und einem abstrakten Intarsien-Wandbild des Ettlinger Künstlers Willi Müller-Hufschmidt eine typische Raumausstattung der späten 50er Jahre.

Mit architektonischen Mitteln wurde hier also eine staatliche Institution optisch „durchleuchtet“ und transparent gemacht. So führte das Amtsgericht ein zukunftsorientiertes Gegenbild zur obrigkeitstaatlichen Verwaltungskaserne vor. Ein Modell, für das Adolf Arndt 1961 in einem vielzitierten Vortrag die Formel von der „Domokratie als Bauherrin“ prägte.

Korrodierende Fensterprofile, schadhafte Betonteile und herabfallende Wandfliesen, dazu brandschutztechnische Mängel machten Ende der 80er Jahre eine Grundinstandsetzung erforderlich. Das Landesdenkmalamt schaltete sich ein und erklärte das Amtsgericht Anfang 1988 zum Baudenkmal. In zähen Verhandlungen gelang es, für die denkmalpflegerisch relevanten Fragen befriedigende Lösungen zu finden. So blieb die optische Transparenz der Mittelgänge mit ihren Oberlichtern und freistehenden Stahlstützen ebenso erhalten wie der schlanke Rahmenquerschnitt der Verglasungen im Saaltrakt, deren neue Profile eine raumseitige Aussteifung erhielten.

GLÄSERNE HALLE, GOLDENES DACH

Eine Art repräsentatives Entree zur Stadtmitte der 50er Jahre bilden der Hauptbahnhof und das benachbarte Hauptpostamt, 1958 bzw. 1960 eingeweiht.

Der Hauptbahnhof entstand nach Entwürfen des Stuttgarter Bonatz-Schülers Helmuth Conradi. Die Stadt Pforzheim vermittelte der Bahn günstige Kredite und sicherte damit die rasche Realisierung. Das elegante Verkehrsbauwerk fand auf Anhieb in der Fachpresse bundesweite Anerkennung. Eine genauere Analyse kann verdeutlichen, daß dieser Bahnhof tatsächlich ein herausragendes Beispiel der Anknüpfung an die Architektur der Internationalen Moderne ist.¹² Vor die fast bis zum Boden verglaste Hallenfront stellte der Architekt als Blickfang und Eingangstor ein kühnes, nach vorne ansteigendes Flugdach auf leichtfüßigen Stahlstützen, unterseitig verkleidet mit goldeloxierten Aluminiumplatten. Fast schwerelos scheint das „goldene Dach“ vor dem transparenten Kubus der Halle zu schweben. Betritt man die Bahnhofshalle, so fällt der Blick auf ein großes Wandrelief aus Metall: der Münch-



Hauptbahnhof, Schalterhalle mit Wandrelief

Foto: Egon Augenstein, Kieselbronn (Stadtarchiv Pforzheim)

Der Künstler Josef Karl Huber schmiedete das Thema „Goldstadt an der Schwarzwaldpforte“ in eine provozierend-abstrakte Raumplastik um, eine – wie er selbst formulierte – „Riesenspanne“ aus „schwingenden Linien“. ¹³ Mit dem Motiv der raumplastischen Bewegung knüpfte Huber an avantgardistische Kunstströmungen der 20er und 30er Jahre im Sinne von Oskar Schlemmer oder Alexander Calder an. Dieses Bewegungsmotiv durchzieht den gesamten Hallenraum: stromlinienförmig gerippte Blenden, die die Wand- und Deckenzonen zusammenfassen, suggerieren ein dynamisches Schweben des Hallendaches über der Glasfront. Stromlinien, Lichteffekte und spiegelnde Eleganz präsentieren die Bundesbahn als modernes Unternehmen. Tatsächlich begann mit dem Tag der Bahnhofseinweihung auch der elektrische Bahnverkehr zwischen Stuttgart, Pforzheim und Karlsruhe.

Die geistige Vorgeschichte dieses Bahnhofs reicht bis in die Kriegsjahre zurück, und es lohnt sich, sie zum tieferen Verständnis zu erzählen. Conradi und Huber, der beamtete Architekt und der Künstler, lernten sich in einem englischen Lager für Kriegsgefangene kennen. „Sie haben dort zwei Jahre von Porridge, Tee und Hammelfleisch gelebt, über den Wiederaufbau diskutiert, gezeichnet und Vorlesungen gehalten. Das hat meinem Vater gut getan“, berichtete 1994 Peter Conradi in einem Interview. „In diesem Lager, einem White Camp, waren keine Nazis. Die wurden vorher aussortiert. Und der, der meinen Vater für dieses Lager ausgesucht hatte, hieß Erwin Schoettle und war später Bundestagsabgeordneter und schließlich Vizepräsident des Deutschen Bundestages... Er hat in London während des Krieges in einer Gruppe gearbeitet, die ‚Neu Beginnen‘ hieß. Dazu gehörte auch



Hauptpostamt

(Postkarte)

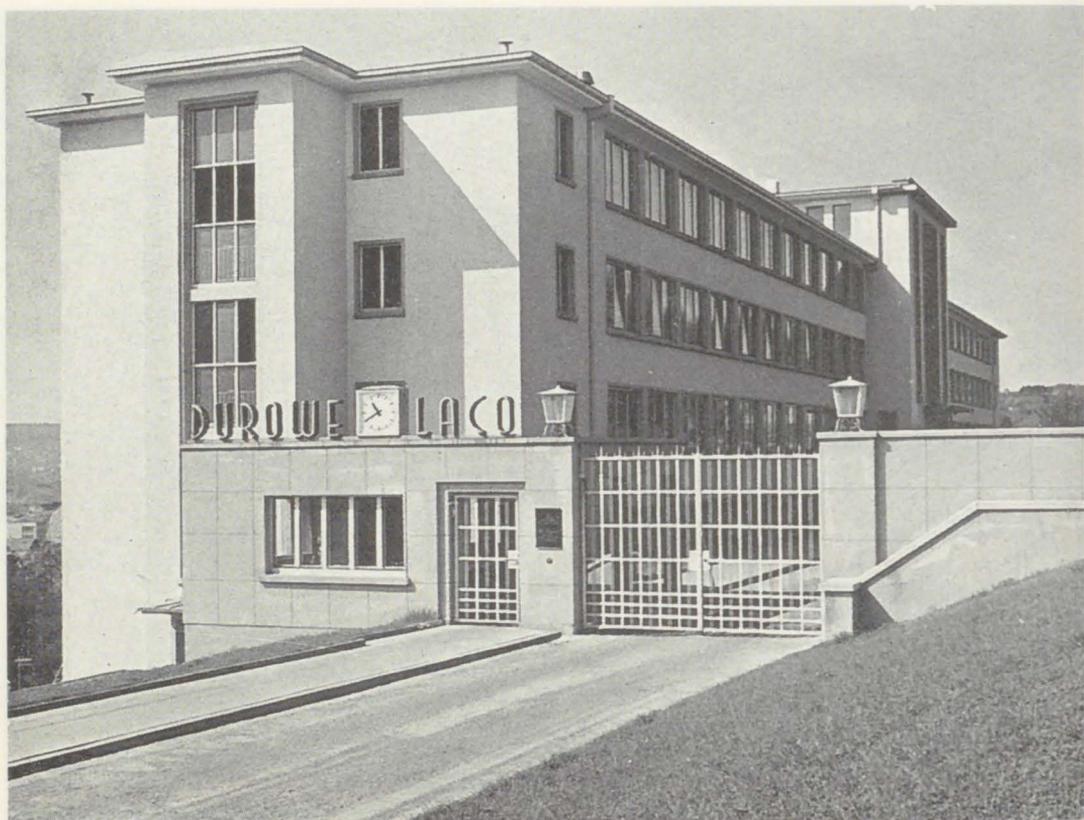
Fritz Erler. Das waren fortschrittliche Sozialdemokraten.“¹⁴ Und Josef Karl Huber hatte 1940 seine kritische Haltung gegenüber dem „Dritten Reich“ mit künstlerischen Mitteln bekundet, indem er dem Teufel auf einem Kirchenfenster unverkennbar die Gesichtszüge Hitlers verpaßte.

Anlaß für die Aufnahme des Hauptbahnhofs in die Denkmalliste war das Vorhaben der Bundesbahn, anstelle der Schalter im Erdgeschoß ein modernes Reisezentrum einzurichten. Der aus betrieblicher Sicht erforderliche Umbau wurde so sensibel durchgeführt, daß die Einbußen an Originalität kaum bewußt werden: So erhielten die Verglasungen im Bereich der zusätzlich geschaffenen Wandöffnungen wieder die zeittypischen grün- und goldeloxierten Rahmen; ausgebaute Wandplatten der wertvollen Natursteinverkleidung wurden zur Schließung anschließender Wandbereiche wiederverwendet.

Das benachbarte Hauptpostamt begrenzt mit seinem stadtbildprägenden Haupttrakt als

westliche Raumkante den Bahnhofplatz. Der solitärähnlich hervorgehobene Haupttrakt zeigt eine Rasterfassade mit Lochfenstern und rötlichen Natursteinbrüstungen, eingerahmt von Stirnseiten mit heller Travertinverkleidung und sparsam eingesetztem Bauschmuck. Zeittypisch sind wiederum die vorkragenden „Flugdächer“.

Bröckelnder Beton und zugige Fenster führten 1993–94 zu einer umfassenden Fassadensanierung. Eine Befunduntersuchung erwies, daß die Betonteile bereits zur Erbauungszeit farbig gefaßt wurden, sodaß die Oberfläche nach Abschluß der Sanierung tatsächlich befundgetreu „im neuen Glanz erstrahlen“ durfte. Hingegen mußte die Denkmalpflege den Verlust der originalen Befensterung mit ihren goldeloxierten Profilen hinnehmen; immerhin konnten die für das Fassadenmuster wichtigen außenliegenden Jalousien jedoch wiederholt werden. Zunächst zurückgestellt wurde die Sanierung der stirnseitigen Travertinverkleidungen. Hier soll nach dem Willen der Denkmalbe-



Uhrenfabrik LACO & DUROWE Ostansicht mit Pfortnerhaus

Foto: Dr. Hillenbrand (Stadtarchiv Pforzheim)

hörden zur Behebung der Sicherheitsmängel ein möglichst substanzschonendes Erhaltenskonzept zum Einsatz kommen.

DIE UHRENFABRIK LACO & DUROWE

Lassen sich die bislang aufgeführten Gebäude im weiteren Sinne der Innenstadt zuordnen, so gehört es doch zu den typischen Eigenarten des Pforzheimer Wiederaufbaus, daß viele prägnante Bauten der Nachkriegszeit über das weitere Stadtgebiet verstreut stehen.

Beispielhaft dafür ist die in den Jahren 1848–50 errichtete Uhren- und Uhrgehäusefabrik der Firmengruppe LACO & DUROWE (Lacher & Co. und Deutsche Uhren-Rohwerke L. Hummel & Co.) am bergseitigen Rand der Nordstadt. Dieser imponierende Großbau führt vor Augen, wie stürmisch der industrielle Wie-

deraufbau nach der Währungsreform (20. Juni 1948) verlief. Mit ihrem neuen Standort präsentierte sich die Firma darüber hinaus als Vorreiter der Verlagerung innerstädtischen Industriebetriebe an die Peripherie.

Das stadtbildprägende, frei am Hang platzierte Fabrikgebäude besteht aus zwei langgestreckten, horizontal betonten Flügeln, die durch einen überhöhten, vertikal gegliederten Mittelrisalit zusammengefaßt werden. Flache, vorkragende Dächer betonen den knappen kubischen Umriß des Betonskelettbbaus. Stirnseitig im Osten vorgelagert befindet sich das Werktor mit kandelaberbekrönten Pfeilern und seitlichem Pfortnerhaus. Die Planungen für diesen Gebäudekomplex gehen auf Josef Clev zurück, einen bereits seit 1905 in Pforzheim erfolgreich tätigen Architekten. Klare, sachlich-industrielle Formgebung im Sinne der klassischen Moderne einerseits und Zitate herr-



Auferstehungskirche (Bartning'sche Notkirche)

Landesdenkmalamt Karlsruhe

schaftlicher Architektur im Sinne des offiziellen Stils des „Dritten Reiches“ verband Clev dabei zu einer ambivalenten Synthese.

In den Jahren des „Dritten Reiches“ hatte die Firmengruppe Laco & Durowe nicht nur die führende am Aufbau der deutschen Uhrenindustrie mitgewirkt, sondern auch in der Pforzheimer Rüstungs-Zulieferindustrie, die vor allem Präzisionsteile wie Zünder herstellte. Bei den Bombenangriffen auf Pforzheim wurden 1944/45 die innerstädtischen Produktionsanlagen zerstört; einige vorsorglich ausgelagerte Betriebsteile erlaubten jedoch eine baldige Wiederaufnahme der Produktion von Armbanduhren. Bereits 1950 beschäftigte die Firmengruppe wieder mehr als 1200 Mitarbeiter.

Das „in harmonisch schöner Form“ errichtete Firmengebäude wurde zu einem Symbol des „Wirtschaftswunders“ in Pforzheim.¹⁵ Es besitzt damit den Rang eines Industriedenkmal der frühen Nachkriegszeit. Eine Erhaltung des inzwischen leerstehenden Gebäudes auf dem Wege der Umnutzung zu Wohnungen wird zur Zeit angestrebt.

DIE „BARTNING'SCHE NOTKIRCHE“

Die 50er Jahre in Deutschland waren – last not least – eine Epoche des Kirchenbaus. Dabei galt es nicht nur, Kriegsverluste zu ersetzen und Gemeindegkirchen für neue Wohnviertel zu schaffen, sondern auch, das geistige Vakuum zu füllen, das mit dem Scheitern der nationalsozialistischen Massenbewegung verbunden war. Der Sakralbau war einer der (wenigen) Orte, der einer Reflexion über Zerstörung, Scheitern und Neubeginn öffentlichen Ausdruck und Raum gab.

Die evangelische Auferstehungskirche im Rodviertel machte als Prototyp der berühmten „Bartning'schen Notkirche“ Geschichte. Ein starker Anstieg der Gemeindegliederzahl infolge von Einquartierungen aus der kriegszerstörten Talstadt führte schon im Jahre 1946 zu Überlegungen, für die dortige Johannesgemeinde ein Gotteshaus zu errichten. Mit einer provisorischen Baracke auf dem schon in der Vorkriegszeit erworbenen Bauplatz wollte man

sich aber nicht anfreunden. Über die badische Landeskirche wurden die internationalen Kirchenorganisationen eingeschaltet. Der Karlsruher Architekt Otto Bartning erhielt den Auftrag, aus serienmäßig vorfabrizierten, leicht transportablen Bauteilen das Grundgerüst für eine „Notkirche“ zu konzipieren, geeignet für einen weiteren Ausbau in Selbsthilfe durch die Gemeinde. Bartning empfahl sich für diese Aufgabe, denn er hatte bereits Mitte der 20er Jahre Aufsehen durch eine im Montagebau errichtete Kirche erregt, die „Stahlkirche“ auf der „Pressa“-Ausstellung in Köln. Da Baustahl allerdings in den ersten Nachkriegsjahren Mangelware war, griff Bartning auf den traditionsreichen Baustoff Holz zurück und konzipierte für Wände und Dach ein zeltähnliches Gerüst aus genagelten Brettbindern, das 1947 auf der Baustelle nur noch montiert zu werden brauchte. Helferinnen und Helfer aus der Gemeinde trugen Bausteine zusammen und mauerten die Wände auf. Die Biberschwanzziegel zur Dacheindeckung konnten erst nach der Währungsreform beschafft werden.

Die Auferstehungskirche demonstriert den Neuanfang in Bescheidenheit: Traditionell gegliedert, sind Turm und Schiff verkleidet mit aus Trümmerschutt geborgenen Sandsteinquadern, die zum Teil sogar noch Steinmetzspuren ihrer früheren Verwendung zeigen. Dem Innenraum, ausgerichtet auf einen polygonalen Chorschluß, geben das dunkel gebeizte Holz des Tragwerks und ein Füllmauerwerk aus rotem Backstein behagliche Wärme.

In seiner Festansprache zur Einweihung der Kirche am 24. Oktober 1948 wies der Architekt den Bauformen eine symbolhafte Bedeutung zu: „Aus Trümmern, aus Bruchsteinen von Treppenstufen und Fenstergewänden zerstörter Häuser sind diese merkwürdigen Mauern gebaut (. . .) Sehet, diese vom Boden auf zu einander geneigte und zum Rund sich schließende Konstruktion, sie ist ein Zelt in der Wüste. Wir wissen, daß gerade in der Wüstenei der Stadt, daß in der Not und Verwirrung der Seelen die klare Ordnung, die Einfalt und unbedingte Ehrlichkeit dieses Zeltes von tiefster Bedeutung ist. Wir wissen, daß Notkirche nicht notdürftigen Behelf, sondern neue und göltige Gestalt aus der Kraft der Not bedeutet.“¹⁶

Das Pforzheimer Vorbild war so erfolgreich, daß mit Hilfe ausländischer Spendengelder insgesamt 48 solcher „Notkirchen“ in west- und ostdeutschen Städten errichtet werden konnten; darunter in Heilbronn, Köln, Hamburg, Frankfurt, Dresden, Leipzig und Rostock.¹⁷

Die Notkirche in Pforzheim, original erhalten, ist ein Geschichtsdenkmal von nationalem Rang.

DIE MATTHÄUSKIRCHE

Vier Jahre später stand Pforzheim erneut im Rampenlicht der zeitgenössischen Architekturdebatte: Mit der evangelischen Matthäuskirche im oberen Teil der Gartenstadt Arlinger, erbaut in den Jahren 1952/53 nach Entwürfen des bekannten Karlsruher Architekturprofessors Egon Eiermann unter Mitwirkung von Robert Hilgers, vollzog sich ein richtungsweisender Durchbruch zur Betonskelettbauweise im Kirchenbau.¹⁸

Mit ihren Gemeinderäumen im Untergeschoß war die doppelgeschossige Matthäuskirche zugleich als Gemeindezentrum konzipiert. Die enorme Publizität, die dieser Neubau damals hervorrief, galt aber vor allem dem Mut zum formalen Experiment und der symbolhaften Formgebung, die Eiermann mit den Mitteln der Materialästhetik aus Beton und Glas erzielte. Der Kirchenraum, von Betonbindern umrahmt, wird ganz von der Wirkung der farbigen Verglasung bestimmt. Ringsum bilden sich aus gußverglasten Formsteinen transparente Wände, koloriert in leuchtenden Pastelltönen nach Angaben des Malers Theo Baumann aus Schopfheim. Bei Dunkelheit strahlt Licht durch die über 2000 Öffnungen nach außen, so daß der Bau wie ein leuchtender Schrein erscheint.

Wie die Auferstehungskirche verkörpert auch dieser Sakralbau die Vision vom „Zelt Gottes“. Die vorangegangene Stadtzerstörung erscheint hier im Material der aus Trümmersplitt hergestellten Gußsteine als transformierte Erinnerung. Besondere Bedeutung wies Eiermann jedoch der Symbolwirkung des farbigen Lichtes zu. Mit dieser assoziativen Anknüpfung an das sakrale Raumlicht der Gotik nahm er zugleich Ideen von einer „Glasarchitektur“ der



Matthäuskirche, um 1955

20er Jahre wieder auf, wie sie damals vor allem Auguste Perret in der Kirche Notre Dame du Raincy realisiert hatte. Demgegenüber reduzierte Eiermann alle übrigen Raumteile auf knappste Formen, den Fußboden auf ein Kleinpflaster, das bewegliche Mobiliar auf Stühle mit Korbgeflecht, den Altar auf einen Zeichentisch, den Baldachin darüber auf eine schwebende Betonlochplatte, so daß nichts vom Erlebnis des Raumlichtes ablenken sollte.

Eiermanns bekanntestes Werk, der Neubau der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche von 1961–63, erscheint rückblickend ohne die vorausgegangene Pforzheimer Matthäuskirche kaum denkbar, sind dort doch die wichtigsten Gestaltungselemente bereits vorgeformt: die Betonskelettbauweise, die transparenten Wände – in Berlin aus vorgehängten Lochplatten – das sakrale Licht, die Erinnerung an die Stadtzerstörung.

Die Erhaltung der Matthäuskirche hat den Verantwortlichen – im Gegensatz zur Auferstehungskirche – bereits erhebliche Kopfschmerzen bereitet. Wesentliche Ursache hierfür ist die seinerzeit zu knapp gewählte Überdeckung der Betonbewehrung, verbunden mit einer Be-

tonausführung, die man mit Fug und Recht als schlampig bezeichnen muß. Schon 1974 war daher eine Betonsanierung unumgänglich. Die Binderkonstruktion wurde nach damaligem Stand der Technik durch eine äußere Torkretierung verstärkt. Das Ergebnis ist in ästhetischer Hinsicht unbefriedigend: die Aufdimensionierung, verbunden mit dem Verlust der Brettstruktur, haben dem Gebäude die einstige Leichtigkeit genommen.

Sehr nachteilhaft auf das äußere Erscheinungsbild wirkte sich auch die Umwandlung des begrünten Vorplatzes in eine rechteckige, leblos versiegelte Betonfläche aus. Die ursprüngliche Freiflächengestaltung mit Rasen, Trittsteinen und Baumgruppen folgte dem Gedanken, daß die Mätthäuskirche in eine „Obstbaumwiese“ hineingebaut worden war. Der anregende Kontrast zwischen Grünflächen und Architektur, der zu den typischen Gestaltungsmerkmalen der 50er Jahre gehörte, wurde hier leichtfertig aufgegeben.

Als 1988 der Denkmalwert der Matthäuskirche festgestellt wurde, geschah dies vor allem mit Blick auf den unveränderten Innenraum mit seiner Ausstattung. Das Korbgestühl, teil-

weise durch Abnutzung schadhaft geworden, wurde 1992/93 handwerklich restauriert. Das „schwebende“ Vordach über dem Haupteingang konnte in seinen knappen Betondimensionen saniert werden. Vorläufig zurückgestellt bleibt eine Sanierung des Turmes. Nachdem eine unmittelbare Gefährdung in statischer Hinsicht ausgeschlossen werden konnte, sollen zunächst weitere Erfahrungen im Bereich der Betonsanierung abgewartet werden.

DIE LUTHERKIRCHE

Fast unbekannt blieb die in einer Nebenstraße verborgene Lutherkirche in der Weststadt. Dieser turmlose, ganz nach innen gerichtete und mit einfachen Mitteln gestaltete Sakralbau ist geradezu programmatisch für den Purismus der frühen Nachkriegszeit. Im Kirchensaal findet man die typischen Rundfenster der 50er Jahre. Lichtführung und grazile Muster der freigespannten Stahlkonstruktion der Dachbinder setzen grafische Akzente.

Die Lutherkirche, erbaut 1953, ist das Frühwerk eines Architekten, der dem deutschen Kirchenbau der 50er Jahre seinen besonderen Stempel aufdrückte, des eigenwilligen Münchners Olaf Andreas Gulbransson. Sein in Pforzheim formuliertes Raumkonzept mit gestrecktem Sechseck-Grundriß und ausgeschiedenem Altar blieb auch für Gulbranssons spätere Kirchenbauten vorbildlich.¹⁹ Unter dem erhöhten Kirchenraum wurden wie bei der Matthäuskirche Gemeinderäume angeordnet.

Die komplett erhaltene Ausstattung macht die Lutherkirche zu einem Gesamtkunstwerk der 50er Jahre. Dazu gehören die Kanzel mit den Evangelistensymbolen, der Taufstein von Ulfert Jansen, der Altar von Michael Dux, das Altarkreuz von Helmut Amman, das Altarfenster von Joseph Oberberger und Arno Bromberger sowie die nach Entwürfen des Architekten angefertigten Lampen und Altarleuchter. Die kupferbeschlagene Eingangstür mit dem Relief einer monumentalen Lutherfigur entstand nach einem Entwurf von Olaf Gulbransson, dem bekannten Karikaturisten und Vater des Architekten.

Eine bevorstehende Renovierung führte 1991 zur Feststellung des Denkmalwertes. Der Kirchenraum gewann durch die Wiederöffnung

der Lichtbänder im Altarbereich seine originale Tagesbeleuchtung zurück. Das Dach wurde erneut mit Welleternit eingedeckt, die teilweise durchfeuchteten Wände erhielten eine zusätzliche Außendämmung.

DAS KULTURZENTRUM „REUCHLINGHAUS“

Jüngstes Pforzheimer Baudenkmal ist das Reuchlinhaus am Stadtgarten, benannt nach dem berühmtesten Sohn der Stadt, dem Humanisten Johannes Reuchlin (1455–1522). Mit dem Reuchlinhaus fand die Epoche der unmittelbaren Nachkriegszeit gewissermaßen Bekrönung und Abschluß: man konnte sich Kultur (wieder) leisten. Eigentlich sollte dieses städtische Kulturzentrum mit Heimat- und Schmuckmuseum nördlich der Schloßkirche entstehen. Manfred Lehmbruck, ein Sohn des bekannten Bildhauers, gewann 1953 den dafür vorgesehenen Architekturwettbewerb. Nach einer neuen Standortentscheidung und den erforderlichen Umplanungen wurde das Reuchlinhaus jedoch schließlich am Stadtgarten realisiert. Stadtbibliothek und Stadtarchiv waren Ende 1959 bezugsfertig; die feierliche Einweihung des Gesamtkomplexes folgte am 20. Oktober 1961.

Inspiriert von Entwürfen Le Corbusiers, Mies van der Rohes und seines Lehrers Auguste Perret, spielte Lehmbruck virtuos mit den Stilmöglichkeiten der architektonischen Moderne. Dem lichtdurchfluteten, vollverglasten Foyer mit freischwinger Stahlwendeltreppe in der Mitte gliederte er pavillonartige Quader an, die mit gegensätzlichen Stimmungswerten überraschen: die Stadtbibliothek als Sichtbetonbau mit großen Fensterfronten zur Südseite, die große Ausstellungshalle mit darunterliegendem Vortragssaal als leichte Stahl-Glas-Konstruktion, der Kubus des Stadtmuseums mit heimischem Buntsandstein verkleidet, der Kubus des Schmuckmuseums mit einer vorgehängten Fassade aus seriellen, künstlerisch bearbeiteten Aluminiumplatten. Für sämtliche Innenräume entwarf Lehmbruck auch das Mobiliar, teilweise in Form wandfester Einbauten. Im anschließenden Gartenhof, wo eine Quelle plätschert, trieb der Architekt das Motto der „glücklichen Verbindung von Natur und Kunst“ auf die Spitze: Innen- und Außenräume



Lutherkirche, Kanzel

Foto: Stadt Pforzheim, Kulturamt



Reuchlinhaus, Treppe und Gartenhof

Foto: Günter Beck, Birkenfeld (Stadtarchiv Pforzheim)

sind durch transparente, wandhohe Glaswände voneinander geschieden, die großzügige Ein- und Ausblicke eröffnen, durch Schiebetürelemente bedarfsweise auch den direkten Zugang. Fließende Übergänge entstehen auch durch die Wandverkleidungen mit großen, blendweißen Kieselsteinen aus Carrara-Marmor, die sich nahtlos vom Untergeschoß in die Gartenanlagen hinein fortsetzen.

Das Reuchlinhaus erregte bundesweites Aufsehen.²⁰ Im Werk Lehmbrechts bildete es den Ausgangspunkt zur Entwicklung von Typenbauprogrammen und Systemmöbeln, aber auch zur Realisierung von zwei weiteren Museen in Duisburg und am Federsee. 1967 wurde Lehmbrecht als Dozent an die Technische Hochschule in Braunschweig berufen.

Im praktischen Betrieb des Reuchlinhauses offenbarten sich freilich bald einige Schwachpunkte. Die Flachdächer mit ihren Lichtkup-

peln erwiesen sich als häufig undicht und wartungsintensiv. Die großflächige Einfachverglasung der Ausstellungshalle verursacht vor allem im Sommer so extreme Temperaturschwankungen, daß Gemäldeausstellungen dort aus museums-konservatorischer Sicht kaum noch vertretbar sind. Die unzureichende Diebstahlsicherung im Schmuckmuseum schließlich stellte den weiteren Ausstellungsbetrieb generell in Frage. Gravierende Eingriffe in den Bestand waren daher absehbar, als 1989/90 die Forderungskataloge von Sicherheits- und Brandschutztechnik, daneben ein ganzes Paket von Überlegungen zur Erweiterung des Schmuckmuseums und zur Schaffung von Computer-Arbeitsplätzen in der Stadtbibliothek auf den Tisch kamen.

Die Denkmalschutzbehörden sahen sich daher veranlaßt, auf die Denkmalqualität des Gebäudes hinzuweisen. Eine 1991 vorgelegte

Magisterarbeit im Fach Kunstgeschichte beschäftigte sich mit der Entstehungsgeschichte und Architektur des Reuchlinhauses.²¹ Ergänzend wurde Anfang 1994 durch eine Restauratorin das Mobiliar Raum für Raum inventarisiert und zum Bestandteil des Baudenkmals erklärt: „Architektur, wandfeste Einbauten und Möbel bilden ein gemeinsames System, das die Architekturauffassung der späten 50er Jahre hervorragend dokumentiert und künstlerisch von überregionaler Bedeutung ist.“²²

Den Fachleuten der Haus- und Bautechnik war damit die schwierige Aufgabe gestellt, Umbauten und technische Nachrüstung bis in Details der Leitungsführung hinein auf die sensible Innenraumarchitektur abzustimmen. Unter Federführung des Hochbauamtes konnten für mehrere Teilbereiche inzwischen Lösungen gefunden werden. Als erster Sanierungsabschnitt wurde 1993/94 das Schmuckmuseum umgebaut. Die abgängige Trägerkonstruktion der Vorhangsfassade wurde in den Abmessungen detailgetreu wiederholt, dabei in ihrer Funktion verbessert. Die geforderte Fluchttreppe wurde als neues Element vor die Fassade gestellt. Im Inneren mußten aus Sicherheitsgründen sämtliche Wandvitrinen erneuert werden; dabei wurde auf die Einhaltung der bisherigen Abmessungen und des Erscheinungsbildes Wert gelegt. Original erhalten blieben die typischen, von Lehmbruck entworfenen Hänge- und Tischvitrinen, die als gestaltete Objekte frei im Raum „schweben“ und damit den besonderen Raumeindruck prägen.

„Man wird diesen modernen Gebäudekomplex des Reuchlinhauses später sicherlich auch unter die ‚Denkmale‘ Pforzheims rechnen“, prophezeite bereits im Jahre 1963 Oskar Trost, der Chronist Pforzheims, „als einen Markstein, der beweist, daß die Generation Pforzheimer, welcher das große Werk des Wiederaufbaus der zerstörten Stadt oblag, neben den rein praktischen Erwägungen auch einen Sinn für ideelle und kulturelle Belange hatte.“²³

Anmerkungen

- 1 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz (Hg.): Architektur und Städtebau der Fünfziger Jahre. Dokumentation der 14. Presserundfahrt (= Schriftenreihe Bd. 36, Bonn 1988).
- 2 Badische Neueste Nachrichten vom 9. 4. 1947.
- 3 Baurechtsamt, Bauakten Westliche Karl-Friedrich-Straße 31, 35, 37 und 39–53 a.
- 4 Formen der 50er Jahre. Katalog zur Ausstellung des Kulturamtes der Stadt Pforzheim im November/Dezember 1992.
- 5 Baurechtsamt, Bauakte Fondelystraße 4–8. Für entsprechende Hinweise danke ich den Herren Kaub und Mürle.
- 6 Trost, Oskar: Die alte Flößervorstadt Au (= Lebendige Vergangenheit, H. 3, 1954), S. 22 ff.
- 7 Pforzheimer Zeitung vom 15. 4. 1953.
- 8 Pforzheimer Zeitung, Jubiläumsausgabe 1954.
- 9 Die Bauverwaltung 60. Jg. 1955, Nr. 5, S. 179.
- 10 Goldschmiedeschule, Pforzheim. In: Deutsche Bauzeitung, 67. Jg. 1962, Nr. 10.
- 11 Staatliche Hochbauten Baden-Württemberg, Bauabteilung Nordbaden (Stuttgart 1959), S. 13 ff. – Zur Person Heinrich Gremmlers vgl. OFD-Nachrichten 1/1990, 2/1990.
- 12 Timm, Christoph: Gläserne Halle, goldenes Dach. Der Pforzheimer Hauptbahnhof von 1958. In: Hennze, Joachim (Hg.): Zwei Bahnhöfe der späten fünfziger Jahre (= Heilbronner Museumshefte Nr. 17, Heilbronn 1994).
- 13 Pforzheimer Zeitung vom 29. 5. 1958.
- 14 Interview mit Peter Conradi. In: Hennze, Joachim (Hg.): Zwei Bahnhöfe der späten fünfziger Jahre (vgl. Anm. 12).
- 15 Pforzheim – Ein Heimatbuch mit Wirtschaftsbiographien (Stuttgart 1953), S. 60 ff.
- 16 Bartning, Otto: Vom Raum der Kirche. Aus Schriften und Reden ausgewählt und eingeleitet von Alfred Simon (Bramsche 1958), S. 99 ff.
- 17 Hartmann, Wolfgang: Die Notkirchen von Otto Bartning. In: Kunst und Kirche H. 3, 1987, S. 199 ff.
- 18 Egon Eiermann 1904–1970 (Stuttgart 1984), S. 105 ff.
- 19 Poscharsky, P.: Kirchen von Olaf Andreas Gulbranson (München 1966), S. 24 ff.
- 20 Lehmbruck, Manfred: Das Reuchlinhaus Pforzheim. In: Aluminium, 38. Jg. H. 2 (1962). – Das Reuchlinhaus in Pforzheim. Sonderdruck aus: Deutsche Bauzeitschrift 10. Jg. H. 8 (1962), S. 1169 ff. – Das Reuchlinhaus in Pforzheim. In: Bauwelt 53. Jg. (1962) Nr. 12, S. 307 ff. – Das Reuchlin-Haus in Pforzheim. In: Werk 52. Jg. (1965) Nr. 6, S. 212 ff. –

- Reiseführer zur modernen Architektur (1968), S. 106. – Bauten für Bildung und Forschung (Gütersloh 1971), S. 66 ff.
- 21 Breusch, Elke: Das Reuchlinhaus in Pforzheim (1957–1961) von Manfred Lehmbruck (Heidelberg, Magisterarbeit 1991).
- 22 Untere Denkmalschutzbehörde, Bauakte Reuchlinhaus (Jahnstraße 42).
- 23 Trost, Oskar: Denkmale und Denkmäler (= Lebendige Vergangenheit, Heft 12, Pforzheim 1963), S. 27.

Allgemeine und weiterführende Literatur:

Baden – Monographie einer Landschaft 7. Jg. (1955), H. 1: Pforzheim – Reuchlinjahr 1955.

Beyme, Klaus von: Der Wiederaufbau. Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten (München 1987).

Diruf, Hermann/Timm, Christoph: Kunst- und Kulturdenkmale in Pforzheim und im Enzkreis (Stuttgart 1991).

Durth, Werner/Gutschow, Niels: Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre – Nicht wegwerfen! (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 33, Bonn 1987).

Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950 (München 1993).

Das Fachschrifttum zur Architektur der fünfziger Jahre in Baden-Württemberg. Bearbeitet von Susanne Jakubowski-Zaloni (Stuttgart 1988).

Osteneck, Volker: Über den inventarisatorischen Umgang mit der Architektur nach 1945. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 17. Jg. H. 2 (1988), S. 80 ff.

Rabeler, Gerhard: Wiederaufbau und Expansion westdeutscher Städte 1945–1960 im Spannungsfeld von Reformideen und Wirklichkeit. (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 39, Bonn 1990).

Schulze, Jörg: Umgang mit Baudenkmalern der fünfziger Jahre In: Deutsches Architektenblatt 24. Jg. H. 9 (1992), S. 1283 ff.

Staatliche Hochbauten Baden-Württemberg, Bauabteilung Nordbaden (Stuttgart 1959).

Timm, Christoph: Architektur der 50er Jahre in Pforzheim. In: Formen der 50er Jahre. Katalog zur Ausstellung im Alten Pfarrhaus (Pforzheim 1992).

Verwaltungsbericht und Statistik der Stadt Pforzheim 1945–1952. Herausgegeben von der Stadtverwaltung. Welt am Oberrhein, H. 1, 1964: Pforzheim – Neue Bauten.

Zwanzig Jahre Kirchenbau in der Evangelischen Landeskirche in Baden. Hrsg. vom Evang. Oberkirchenrat (Karlsruhe 1968).

Fenster zur Pforzheimer Stadtgeschichte:

Der archäologische Schauplatz Kappelhof

*„Unsere Altstadt ist die älteste
und deshalb um so erinnerungswerteste
Vorstadt von Pforzheim.“
(Julius Naeyer, 1895)*

GESCHICHTE — UNTER DEM ASPHALT

Nach einer Legende, die Johannes Reuchlin 1494 erzählte, soll der Trojaner Phorkys Begründer und Namensgeber von Pforzheim gewesen sein¹. Diese Legende bezeugt den Stolz des berühmten Humanisten auf seine alte und ehrwürdige Vaterstadt, die damals sogar beinahe Universitätsstadt geworden wäre.

Die Spuren der antiken Vergangenheit Pforzheims allerdings ruhten noch lange nach Reuchlins Zeit unbeachtet im Boden. Erst im 19. Jahrhundert begannen einige Forscher den Zufallsfunden Aufmerksamkeit zu widmen, die im Zuge des Stadtausbaus vermehrt ans Tageslicht kamen². Von dem erwachenden archäologischen Interesse profitierte vor allem das Landesmuseum in Karlsruhe; in Pforzheim selbst entstand erst um 1900 eine kleine heimatkundliche Sammlung.

Heute deutet im Stadtbild selbst fast nichts mehr darauf hin, daß Pforzheim zur illustren Gruppe der südwestdeutschen Städte zählt, die ihre Tradition bis in die Römerzeit zurückverfolgen können. Die Stadt an Enz und Nagold ist vielmehr gezeichnet vom Schicksal der mehrfachen, flächenhaften Zerstörung: erstmals im Dreißigjährigen Krieg (1645), dann im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1689/1692), am schwersten jedoch am Ende des 2. Weltkrieges (23. Februar 1945). Stadtarchiv und Stadtmuseum verloren durch die Kriegszerstörungen

fast ihre gesamten, nicht einmal katalogisierten Bestände.

Geschichtsträchtig blieb jedoch das „Archiv im Boden“. Daher ist Pforzheim zur Erkundung seiner Vergangenheit heute in besonderer Weise auf die Ergebnisse von archäologischer und topographischer Stadtkernforschung angewiesen. Was in dieser scheinbar so geschichtsarmen Stadt noch an historischen Erkenntnissen möglich ist, bedarf freilich einer mühevollen Kleinarbeit, um verstreute Puzzle-teile aus archäologischen Befunden, Archiven und älteren Plänen mit nahezu kriminalistischem Spürsinn richtig zu kombinieren und ihnen auf diese Weise vielleicht ihre Geheimnisse zu entreißen.

Ein archäologischer Fund war es, der im Jahre 1934 Gewißheit über den antiken Namen des Ortes brachte: nahe der einstigen römischen Militärstraße vom Rheintal zum Neckar bei Friolzheim (Enzkreis) fand man einen römischen Meilenstein, eine sogenannte Leugensäule. Die Inschrift der Säule gab den Reisenden die Entfernung von der (und zur) Siedlung „PORTUS“ an der Enz mit fünf Leugen an. Die Leuge ist als keltorömisches Entfernungsmaß bekannt (1 Leuge = ca. 2,22 Kilometer). Die vollständige Inschrift lautete: „IMP(eratori) M(arco) IUL(io) PHILIPPO PIO FEL(ici) AUG(usto) P(ontifici) M(aximo) TRIB(unicia) POT(estate) CO(n)S(uli) P(atri) P(atriciae) et M(arco) IUL(io) PHILIPPO CAES(ari) A PORT(us) L(eugas) V“. Zu Deutsch: „(Unter) Kaiser Marcus Julius Philippus, dem frommen und glücklichen, dem Erhabenen (= Augustus), dem Oberpriester mit Tribungswalt, dem Konsul, dem Vater des Vaterlandes, und dem Caesar Marcus Julius Philippus, von Pforzheim (= Portus) fünf

Leugen⁴³. Die Leugensäule von Frießheim wurde demnach bald nach Regierungsantritt des Kaisers Philippus Arabs im Jahr 244 n. Chr. und der Ernennung seines gleichnamigen Sohnes zum Caesar im selben Jahr, aufgestellt.

Ein Abguß der Leugensäule mit der ältesten Überlieferung des Ortsnamens ist heute im Eingangsbereich des Kappelhof-Museums aufgestellt; das Original befindet sich im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart.

EIN RÖMISCHER HANDELSPLATZ

Das römische „Portus“ entwickelte sich seit dem ausgehenden 1. Jahrhundert n. Chr. am Flußübergang über die Enz, wie ein reichhaltiges archäologisches Fundmaterial belegt. Bei Ausgrabungen, die der flächenhaften Zerstörung im 2. Weltkrieg folgten, traten im Bereich des Städtischen Krankenhauses sowie der Altstadtkirche beiderseits der Enz ausgedehnte römische Befunde zu Tage, darunter ein Warenspeicher und die Trasse der römischen Fernstraße vom Rheintal zum Neckar (Straßburg – Canstatt), die in Höhe der heutigen Altstadtkirche die Enz überschritt⁴. Die Altstädter Straße folgt annähernd noch heute jener alten Römerstraße. In der Umgebung der Römersiedlung wurde eine größere Anzahl von Gutshöfen (*villae rusticae*) nachgewiesen.

„Portus“ war damit ein Bestandteil des rechtsrheinischen Landesausbaus zur Sicherung der römischen Herrschaft, der unter Kaiser Domitian (81–96 n. Chr.) einsetzte. Zu diesem Landesausbau gehörte neben der Anlegung eines öffentlichen Straßennetzes die Errichtung des obergermanisch-rätischen Limes, eine befestigte Grenzsicherung gegen das freie Germanien, die sich vom Mittelrhein bis zur Donau erstreckte.

Die heute vorherrschende Deutung des römischen Ortsnamens von „Portus“ als „Hafen“ oder „Landeplatz“ (ein zweiter, nicht überlieferter Namensbestandteil ist zu vermuten; vgl. „colonia“ oder „aquae“) erscheint erklärungsbedürftig. Wir müssen uns dafür zunächst vergegenwärtigen, daß „Portus“ keine militärische, sondern eine zivile Ansiedlung war, die ihre ökonomischen Grundlagen der günstigen verkehrsgeographischen Lage am Schnittpunkt von Verkehrswegen zu verdanken hatte:

am Nordrand des unwegsamen Schwarzwaldgebirges kreuzte die römische Militär- und Fernhandelsstraße zwischen Oberrhein- und Neckargebiet das tief eingeschnittene Enztal. Weitere Straßen führten von dort zu den *vici* bei Mühlacker und Wilferdingen (*vicus Senotensis*). Die Enz war ab „Portus“ schiffbar, da hier Enz, Nagold und Würm zusammenflossen.

Die neueste provinzialrömische Forschung nimmt daher an, daß die römische Siedlung an der Enz nicht nur Etappenort der Fernhandelsstraße, sondern zugleich Stapel- und Umladepunkt als Ausgangspunkt für den Flußtransport in Richtung Neckar und Rhein und für den militärischen Nachschub zum Limes war. Im 3. Jahrhundert erlangte „Portus“ darüber hinaus mit einiger Sicherheit die Funktion einer „civitas“, also eines Verwaltungsmittelpunktes der Region⁵. Bald darauf trat eine furchtbare Katastrophe ein: in den Jahren 259–260 n. Chr. durchbrachen Franken und Alamannen auf breiter Front den Limes, überrannten brandschatzend das rechtsrheinische römische Gebiet und drangen sogar bis Oberitalien vor. Die römische Herrschaft rechts des Rheins war damit zusammengebrochen. „Portus“ wurde als Verwaltungsort aufgegeben und verschwand für mehrere Jahrhunderte im Dunkel der Geschichte.

DER MITTELALTERLICHE SIEDLUNGSKERN „ALTE STADT“

Irgendwann im frühen Mittelalter lieferten die Ruinen des römischen „Portus“ das Baumaterial für eine neue Siedlung; aus „Portus“ wurde „Pforzheim“. Die römische Siedlung wurde zur Wiege der „Alten Stadt“, deren Entwicklung sich bis ins 19. Jahrhundert räumlich getrennt von einem zweiten Siedlungskern, der späteren „Neustadt“ am Schloßberg, vollzog.

In archäologischen Resten tritt die „Alte Stadt“ schon vor dem 11. Jahrhundert in Erscheinung. Forscher wie E. Lacroix, A. Dauber, H.-P. Becht und H. G. Zier sind sich darin einig, daß sie sich seit fränkisch-karolinischer Zeit im Schutze einer frühen Martinskirche über den römischen Resten entwickelte. Namenstradition und archäologisch nachgewiesene Vorgängerbauten der Altstädter Kirche weisen in

vorromanische Zeit⁶. Noch im 14. Jahrhundert hatte die Martinskirche die Rechte der Mutterkirche für die Stadt inne.

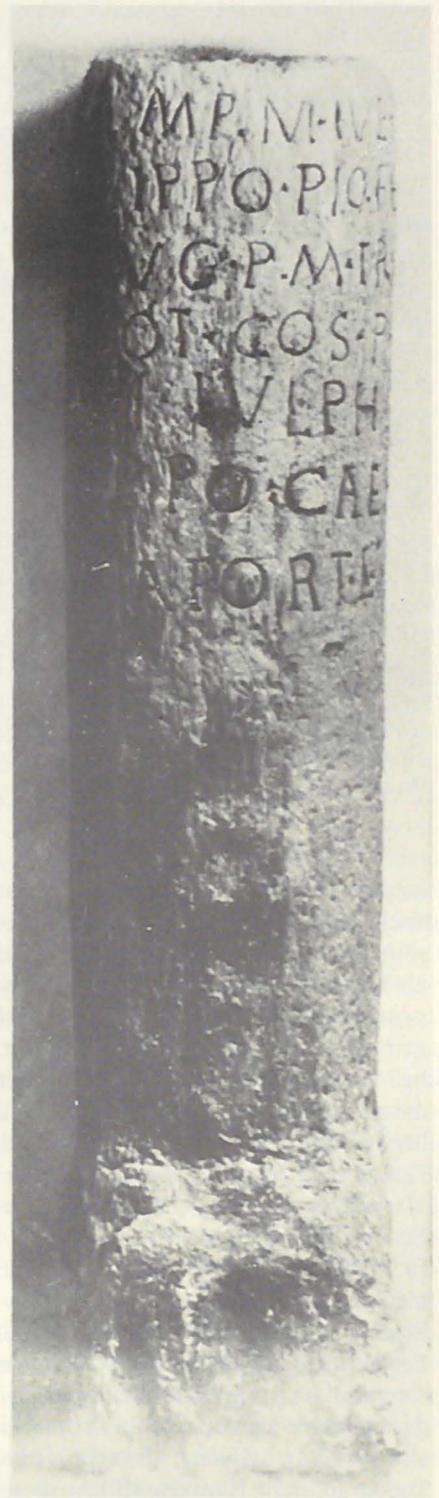
Nur nebenbei kann hier erwähnt werden, daß die Altstadtkirche mittelalterliche Kunstwerke von einmaligem Rang bewahrt hat: dort ist das vermutlich älteste Figurentympanon auf deutschem Boden zu besichtigen, das spätestens um 1100 mit einem romanischen Neubau der Kirche seinen Platz über dem Westportal erhielt. Im Chor haben sich gotische Wandbilder und Grabsteine erhalten, die erst nach dem 2. Weltkrieg aufgedeckt wurden.

Dem Codex des Klosters Hirsau läßt sich entnehmen, daß bereits vor 1100 ein Marktrecht mit der „Alten Stadt“ verbunden war. Die Hälfte von Pforzheim gelangte zu jener Zeit in den Besitz des mächtigen Klosters im Nagoldtal. So schenkte im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts ein Drageboto von Pforzheim dem Kloster Hirsau „hubam unam in Pfortzheim“, ein Stück Land oder Bauerngut⁷. 1383 wird die Altstädter Enzbrücke erstmals erwähnt⁸. Die Siedlung besaß offenbar auch eine halbringförmige Umwehrung, vermutlich mit wasserführendem Graben und Holzpalisadenzaun, deren einstiger Verlauf bis heute im Straßenzug Brühlstraße-Kappelhofstraße angedeutet ist. Nach Norden setzte sich die Bebauung der Altstadt, dem Verlauf der früheren Römerstraße folgend, quer durch die „Brühlwiesen“ bis an den Enztalhang fort, wo 1587 der neue „Altstädter Kirchhof“ angelegt wurde.

DER FUND DES MITTELALTERLICHEN BOOTES

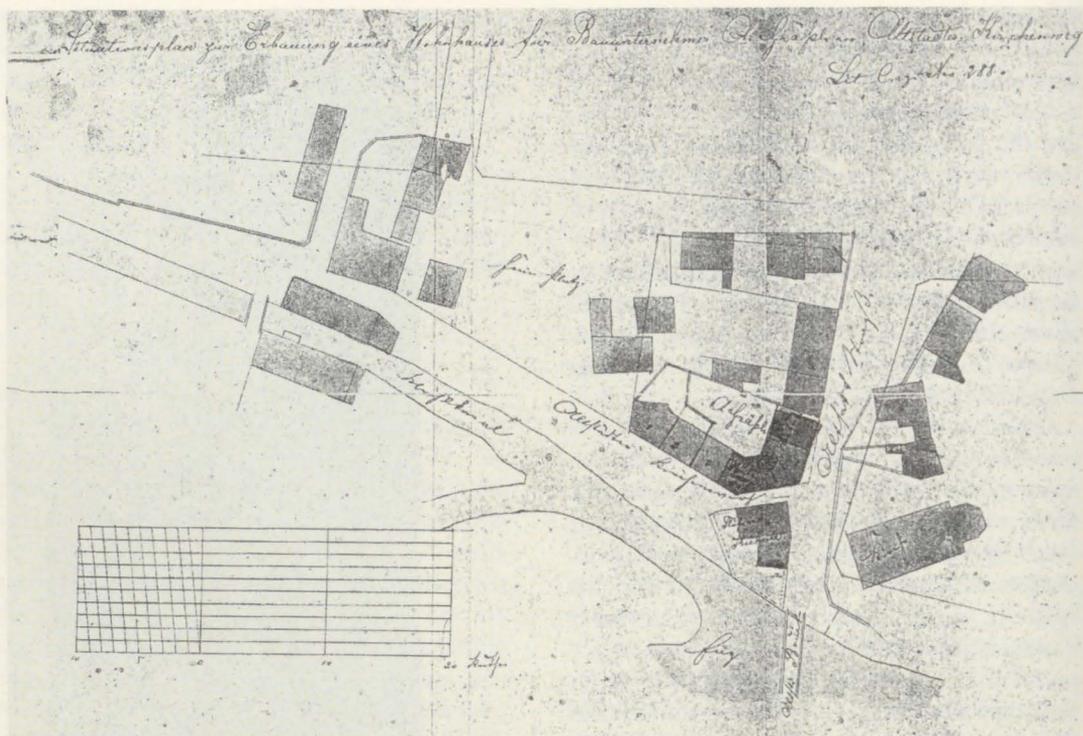
Ein herausragendes Ausstellungsstück des Kappelhof-Museums sind die Bestandteile eines hölzernen Bootsrumpfes, die man um 1909/10 im Flußschlamm bei der Altstädter Brücke fand. Es handelt sich um ein sogenanntes Kimmboot. Das Eichenholz konnte mit Hilfe der Radiokarbon-Methode in die Zeit des Hochmittelalters (1030–1250) datiert werden⁹.

Der in Mitteleuropa bislang immer noch einzigartige Fund gibt Anlaß zu vielen Fragen und Vermutungen. Konstruktiv handelt es sich offenbar um ein Zwischenglied zwischen Einbaum und breiteren Plankenbooten, wie man sie für den Flußtransport verwendete. Man



Die römische Leugensäule von Frießheim aus dem Jahre 244/245 n. Chr. mit dem Namen der Siedlung „PORT(us)“.

(Zier)



Situationsplan des westlichen Teils der „Alten Stadt“ mit Kappelhofplatz, Mühlkanal, Altstädter Straße, Kirche und Brücke. (Sta PF, BA)

kann wohl davon ausgehen, daß die Enz, die ja auch heute ab Pforzheim für kleinere Boote ständig befahrbar ist, sowohl in römischer Zeit als auch im Mittelalter rege als Transportweg genutzt wurde. Mit Flößen und Kleinfahrzeugen wie demjenigen von der Altstädter Brücke ließ sich über die Enz Anschluß gewinnen an die großen Verkehrsadern Neckar und Rhein, und damit an die ökonomischen Zentren der Zeit. Die Flößerei unterlag erst im frühen 20. Jahrhundert endgültig der Konkurrenz von Eisenbahn und Auto.

Bringt man diese Überlegungen in Zusammenhang mit der mittelalterlichen „Alten Stadt“, so besteht begründeter Anlaß zu der Vermutung, daß es dort nicht nur in römischer, sondern auch in mittelalterlicher Zeit einen geschützten Landungs- und Umschlagplatz, also eine Art „Hafen“ gegeben haben muß. Topographische Hinweise stützen diese Vermutung. So stand noch bis 1872 direkt neben der Altstädter Brücke am Fluß das Anwesen des Flößers Chr. Kiehle¹⁰. Besondere Beachtung

verdient auch die mittelalterliche Nachricht von einer dem hl. Nikolaus geweihten Kapelle am Kappelhof. Der hl. Nikolaus wurde im Mittelalter als Patron der Flößer und Schiffer verehrt: Die Legende berichtet, daß er drei Pilger aus Seenot rettete; auf Bildern gehört der Anker zu seinen Attributen. Nikolauskapellen und -kirchen standen oft an Wasserwegen und Häfen; in Calw beispielsweise finden wir eine Nikolauskapelle bis heute direkt auf der alten Nagoldbrücke.

Nahe beim Kappelhof, vermutlich im geschützten Mündungsarm des Mühlbachs (siehe unten), muß vor langer Zeit ein Landungs- und Umschlagplatz für Wasserfahrzeuge in der „Alten Stadt“ von Pforzheim existiert haben.

DIE „NEUSTADT“ ÜBERFLÜGELT DIE „ALTE STADT“

Räumlich getrennt von der kirchlich-klösterlich geprägten „Alten Stadt“ bildete sich am späteren Schloßberg wahrscheinlich schon im

11. Jahrhundert eine zweite Siedlungszelle heraus, die ursprünglich den Burgberg mit seiner Michaelskapelle umfaßte und nach Auffassung von R. Stenzel und C. Timm mit dem vermuteten salischen Königshof und den urkundlich bezeugten Besuchen König Heinrich IV. in Pforzheim in den Jahren 1067 und 1074 in Zusammenhang zu bringen ist¹¹.

Mit dem planmäßigen Ausbau der landesherrlichen „Neuen Stadt“ am Schloßberg seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts erwuchs der „Alten Stadt“ eine mächtige Konkurrentin. Das Marktrecht ging zu einem nicht bekannten Zeitpunkt von der Alten auf diese Neue Stadt über. Nach 1220, als die badischen Markgrafen Pforzheim zur Residenz ausbauten, verschob sich der Schwerpunkt der Stadt endgültig nach Westen an die heutige Stelle. 1365 ist die Flußbrücke der Neuen Stadt, die heutige Auer Brücke, zuerst erwähnt. Auf der gegenüberliegenden Flußseite entstand im 14. Jahrhundert als „Brückenkopf“ das Flößerviertel der „Au“.

Der Rollentausch nahm der „Alten Stadt“ bald ihre ökonomische Bedeutung. Gegen Ende des 30jährigen Krieges (1645) von bayrischen Truppen niedergebrannt, wurden ihre Befestigungswerke danach nicht mehr repariert¹². Mit „etlichen 40 Bürgern“¹³ sank die „Alte Stadt“ zu einem dorfähnlichen Weiler herab. Der Pforzheimer Stadtplan von 1790 verzeichnet kaum mehr als ein Dutzend locker verstreuter Gebäude, dazwischen Gärten.

Auch die Geschichtsschreibung verlor die „Alte Stadt“ fast ganz aus den Augen. Die Wiege Pforzheims war den Chronisten fortan nur noch wenige Randnotizen wert.

DER „KAPPEL-HOF“ IN ALTEN URKUNDEN

Das annähernd 3000 m² große Areal des Kappelhofes zwischen Altstädter- und Kappelhofstraße umfaßt etwa ein Drittel der „Alten Stadt“, und zwar deren westlichen Teil. Der Kappelhof gehört damit zum ältesten, seit etwa 1900 Jahren (durchgängig?) besiedelten Stadtbereich.

Die merkwürdige Ortsbezeichnung „Kappelhof“ ist erst auf Stadtplänen des 19. Jahrhunderts nachweisbar, beruht aber sicher auf älterer Überlieferung. Folgt man den Vermu-

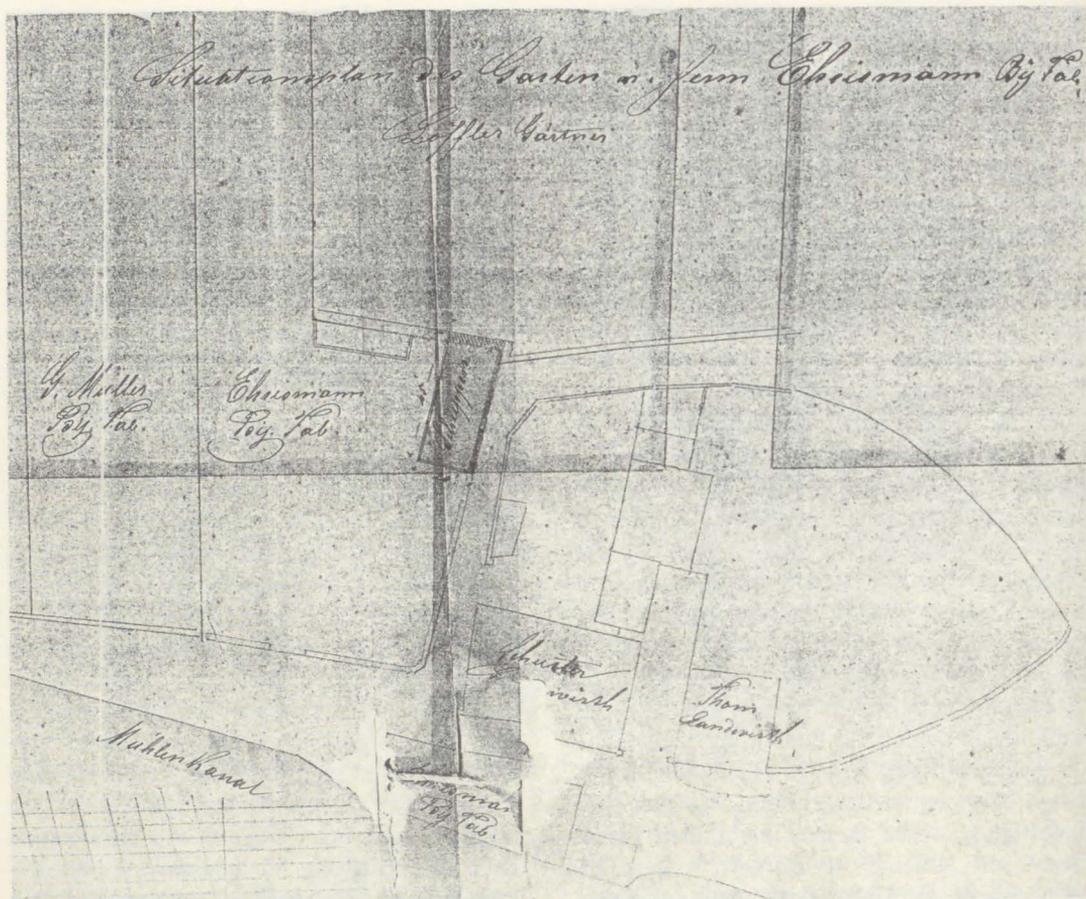
tungen von Pflüger und Naeyer, fußt diese Bezeichnung namenskundlich auf der Erinnerung an zwei bedeutende mittelalterliche Einrichtungen, die sich auf dieses Areal konzentrierten: die bereits erwähnte Nikolauskapelle und ein Hofgut des Klosters Hirsau¹⁴.

Die Geschichte des Hirsauer Klosterhofs ist entgegen gängiger Darstellung keineswegs „nur“ entfernte Vergangenheit: sie läßt sich vielmehr bis ins 19. Jahrhundert verfolgen. Und bei näherer Beschäftigung verdichtet sich der Eindruck, daß es sich bei diesem Hofgut um einen wichtigen, bislang zu wenig beachteten „Baustein“ der Siedlungstopographie Pforzheims handelt.

Die umfangreichen Rechte und Ländereien, die das Kloster Hirsau in der „Alten Stadt“ besaß, hat E. Ohnemus ausführlich dargestellt¹⁵. Aus den vorliegenden Quellen läßt sich entnehmen, daß es sich um einen größeren gutswirtschaftlichen Eigenbetrieb gehandelt haben muß, der vielleicht aus einem vorher bestehenden fränkischen Fronhof hervorging. Von solchen geistlichen und weltlichen Fron- und Gutshöfen ging im Mittelalter die Intensivierung der Landwirtschaft (Dreifelderwirtschaft) sowie der Übergang zur handwerklichen Arbeitsteilung, Mechanisierung (Mühlbetriebe) und marktorientierten Produktion aus; in diesem Zusammenhang sei an das schon um 1100 bezeugte Marktrecht der „Alten Stadt“ erinnert. Eine Gutshofanlage umfaßte je nach Größe eine ganze Anzahl von Gebäuden: im Zentrum der Herren- oder Haupthof mit dem Haus des Gutsverwalters, umgeben von Vorratsscheunen, Ställen und Werkstätten, wozu auch eine Mühle gehören konnte. Holzpalisade und Graben schützten solche Hofanlagen gegen unerwünschte Eindringlinge. Davor lagen die Höfe der abhängigen und abgabepflichtigen Bauern (Huber) und die Hütten der Leibeigenen.

Seit dem Spätmittelalter wurde der Eigenbau auf den Fronhöfen in Südwestdeutschland schrittweise aufgegeben. Stattdessen teilten die Grundherren die Höfe in kleinere bäuerliche Lehngüter auf und verpachteten oder verkauften diese an die Bauern.

Das „Hirsauer Hofgut“ in Pforzheim gelangte 1563 durch Tausch mit allen Rechten in das Eigentum der badischen Markgrafen¹⁶. Im



Situationsplan Westhälfte Kappelhof mit dem eingefriedeten Grundstück des vermutlichen früheren Gutshofs, 1861.

(SLA PF. BA)

markgräflichen Lagerbuch von 1565 ist der Gutsbesitz mit „Hauß, Hof, Scheuren, Gärtten, Aeckher, wysen“, gelegen in der „Altenstadt oberhalb der Ölschlagin bei der St. Nikolaus Kappelwiesen“¹⁷ genauer verzeichnet. Demnach hatte das Hofgut damals den beachtlichen Umfang von etwa 140 Morgen (rund 43 Hektar). 1631 wurde es aufgeteilt in drei Huben oder Höfe, die von verschiedenen Inhabern bewirtschaftet wurden; der Haupthof wurde der ersten Hube zugeschlagen¹⁸. Eine Abschrift von 1760 aus dem markgräflichen Kellerei-Lagerbuch von 1704 bestätigt die Lehensverpflichtungen der „drey abgetheilten Höf und Lehensgütter in der alten Stadt, so vom Closter Hirsau vor gerauhmen Jahren ertauscht worden mit derselben Zinnßen und Gülten jährlich (...) Martini gefallendt, sampt denen anhangen-

den Herdtrechten und Dienstbarkeiten“¹⁹. Die zeitlich letzte Beschreibung „der drei Hirsauer Erblehenhöfe“ hat sich aus dem Jahre 1788 erhalten²⁰. Aus ihr geht hervor, daß zu jedem der drei „Höfe“ Ackerland, Wiesen und Gärten gehörten, jedoch offenbar keine Gebäude mehr, denn aufgeführt werden: das Ackerland in den Gewannen Unterer, Mittlerer und Oberer Zellg, die Wiesen im Brühl, Langenwörth und am Holzgarten und das Gartenland in der Alten Stadt, angrenzend an den „Ölschlag“ (= Mühle), die „Allmend Gaß“ (= Kappelhof?) und den „Allmend Weg“ (bis 1872 in Lageplänen bezeichnet). Damals begannen die Erbpächter, Anteile an dem inzwischen stark zersplitterten Grundbesitz durch Zahlung einer Kaufsumme abzulösen und damit das Lehensverhältnis zu beenden²¹. 1853 schließen die

markgräflichen Akten. Inzwischen war das Erblehen des ehemaligen Hirsauer und markgräflichen Hofguts faktisch erloschen²².

Die Frage nach der genauen Lage des ehemaligen Hirsauer Gutshofs beschäftigte schon die ältere Forschung. Pflüger teilt – leider ohne genauere Angaben – mit, daß um 1830 „die Ruinen des alten Hofgebäudes“ am Kappelhof ausgegraben worden seien²³. Der 1824 geborene Naehrer verbürgte sich als Augenzeuge, daß „in meiner Jugendzeit die Grundmauern des alten Hirschauer Hofes aufgedeckt“ wurden. Er bezeichnete dafür in einem Plan die Stelle des späteren Wirtshauses „Zum Kappelhof“²⁴.

Pflüger wie Naehrer gingen also davon aus, daß Hof und Nikolauskapelle infolge des 30jährigen Krieges „ganz verschwunden“ seien.

Nach Lage der Dinge ist die Annahme wahrscheinlich, daß zwar die alten Hofgebäude im 30jährigen Krieg zerstört, danach jedoch teilweise am alten Platz in vereinfachter oder ähnlicher Form durch die Pächter bzw. Eigentümer wiederhergestellt wurden²⁵. Wir werden später sehen, daß tatsächlich im Bereich des Kappelhofs noch im 19. Jahrhundert drei Gehöfte existierten.

Den Mittelpunkt des Klosterhofs lokalisierten bereits Pflüger und Naehrer am späteren Kappelhofplatz. Eine mittelalterliche Lagebeschreibung findet sich in einer Urkunde aus dem Jahre 1282. Die Urkunde besagt, daß damals Markgraf Rudolf I. den ihm und seinem Vater Hermann V. verpfändet gewesenen Hof bei der Nikolauskapelle in der Alten Stadt, „in Phortzhein iuxta capellam sancti Nicolai veteris ville“, dem Kloster Hirsau zurückgab²⁶. Klosterhof und Nikolauskapelle waren demnach einander benachbart. Vorbei an der Kapelle führte im 16. Jahrhundert die „St. Niklausengasse“²⁷. Ergänzend erfährt man aus einer Urkunde von 1455, daß neben der Nikolauskapelle eine Schleifmühle stand²⁸.

Liest man diese Informationen zusammen, so ist zu erschließen, daß Klosterhof und Nikolauskapelle nahe an einem Mühlkanal neben einer Mühle lagen. Die Urkunden enthalten damit einen recht präzisen Ortshinweis. Gemeint ist zweifellos der „Mühlbach“ oder „Eichmühlgraben“, der bedeutendste der mittelalterlichen Stadtbäche²⁹. Der „Mühlbach“ zweigte

von der Enz oberhalb der „Neustadt“ ab und mündete unterhalb des Kappelhofes, kurz vor der Altstädter Brücke, wieder in sie ein. Dieser Wasserlauf begrenzte also den Kappelhof nach Süden. Er trennte außerdem von der „Alten Stadt“ die „Insel“ ab, auf der sich im frühen 19. Jahrhundert der Tuchfabrikant Samuel Finkenstein ein Wohnhaus mit großem Park anlegen ließ, das sogenannte „Finkensteiner Schloßchen“. Der „Mühlbach“ selbst wurde um 1904 zugeschüttet. Anfang 1911 verbreiterte man an seiner Stelle den parallel verlaufenden Altstädter Kirchenweg. Dieser Aktion fiel auch ein Gebäude zum Opfer, das an der Nahtstelle von Mühlbach und Kappelhof stand: das schon auf dem Stadtplan von 1790 verzeichnete, 1857 dem Kaufmann Friedrich Ehrismann gehörige Gebäude mit der Nr. 38 am Kappelhof (heute: Altstädter Kirchenweg), das nach der Überlieferung den Platz der früheren Mühle einnahm³⁰.

Der Vorgängerbau, die mittelalterliche Mühle am Kappelhof, wurde vermutlich im 30jährigen Krieg oder spätestens 1692 zerstört. 1615 war sie im Besitz eines Christoph Nonnenmacher, der „Ölschläger“ genannt, der sie zu einer Ölmühle machte, nachdem sie „vor Jahren eine Schleifmühle und vor derselben eine Kupfermühlin gewesen“³¹. Aus einer bislang unveröffentlichten Quelle im Generallandesarchiv geht außerdem hervor, daß in der Barockzeit an einen Wiederaufbau jener Mühle gedacht wurde. 1770 nämlich richtete der Pforzheimer Bürger Jacob Siegele ein Gesuch an die markgräfliche Verwaltung, die Mühle wiederaufzubauen, und zwar auf demjenigen „Platz in hiesiger Altenstadt, welcher dermalen dem Hintersaßen Burckhard Schäfer gehöret, und öd lieget, und worauf ehedessen, wie noch alten Leuten allhier denket, eine Öhl- und Schleifmühle gestanden“³².

DAS WIRTSHAUS „ZUM KAPPELHOF“ ERZÄHLT(E) GESCHICHTE

Auch nach dem 30jährigen Krieg blieb der „Kappelhof“ ein dörflicher Fahrweg, gesäumt von drei Bauernhöfen mit Gärten, Mauern und Zäunen, der sich S-förmig von der Straße „Altstadt“ (heute: Altstädter Straße) südwestlich



Altstädter Kirchenweg 39, Gastwirtschaft „Zum Kappelhof“, Giebelseite zum Kappelhofplatz, aufgenommen zwischen 1933/45 (mit Hakenkreuz- und Reichsflagge). (StA PF)

zum Mühlbach (heute: Altstädter Kirchenweg) hinschlingelte. Dort erweiterte er sich platzähnlich, indem er drei einmündende Wege aufnahm, den nicht mehr existierenden „Allmendweg“, die heutige Parkstraße und den heutigen Altstädter Kirchenweg.

Blickte man nach Westen, so bot der Platz ein idyllisches, bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts überliefertes Bild: Zwei Giebelhäuser begrenzten dort den Platz, zwischen denen für den Altstädter Kirchenweg eine schmale Durchfahrt blieb. Bei dem südlichen der beiden Häuser, längsseits direkt am Mühlgraben, später mit der Hausnummer Altstädter Kirchenweg Nr. 38, handelte es sich um den eben angesprochenen Nachfolgebau der mittelalterlichen Mühle (siehe oben). Um die Jahrhundertwende aufgenommene Fotos zeigen ihn als schlichten, wohl im frühen 19. Jahrhundert neu- oder umgebauten zweigeschossigen Putz-

bau. Vor dem Abbruch im Jahre 1911 diente er zuletzt als Kontor der Doubléfabrik und Scheideanstalt Philipp Ehrismann.

Das nördliche der beiden Gebäude wandte sich als behäbiger Putzbau mit einladendem Giebel dem Platz zu. In dieser Form dürfte es in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts als landwirtschaftliches Anwesen entstanden sein. Noch 1861 gehörte es der Witwe des „Landwirts Michael Schuster“; bis 1872 besaß es eine vorgelagerte Scheune³³. Die Hausgeschichte muß freilich weiter zurückreichen, als der äußere Anschein es kundtat. Denn schon auf dem barocken Stadtplan von 1790 ist an dieser Stelle ein Gebäude verzeichnet. An der südwestlichen Gebäudeecke befand sich bis zur Zerstörung im 2. Weltkrieg eine Sandsteinkonsole mit der Jahreszahl „163(?)“, nach älterer Lesart „1612“³⁴. Dieser Befund läßt eigentlich nur eine Möglichkeit der Interpretation

zu: Offenbar stand vor der Niederbrennung der „Alten Stadt“ im Jahre 1645 an dieser Stelle ein Gebäude mit massivem Sockel, das bedeutend genug war, um die Erinnerung daran spolienhaft noch 300 Jahre lang zu bewahren!

Das zugehörige, recht große Grundstück mit zwei Nebengebäuden schnürte mit seiner Einfriedungsmauer den Platz ein und war seit alters her von dem bereits mehrfach erwähnten „Allmendweg“ umschlossen. Die Lage neben der früheren Mühle („Ölschlag“) sowie Pflügers Nachricht der Aufdeckung von Hofresten (siehe oben) und die mittelalterlichen Angaben zur Lage des Klosterhofs passen genau auf dieses Grundstück. Alles spricht daher nach unserer Ansicht dafür, hier den baulichen Kern des früheren Hirsauer Klosterhofs zu suchen, wie es bereits J. Naehrer tat³⁵.

Nach 1872 wurde der frühere Bauernhof zur Gastwirtschaft umgebaut. Als Gastwirtschaft „Zum Kappelhof“ bestand er bis 1945. Die letzten Erinnerungen an den Ort des historischen Hirsauer Gutshofes sind demnach erst unter den Trümmern des Großangriffs vom 23. Februar 1945 begraben worden.

Die zwei weiteren bäuerlichen Anwesen, die bis 1872 bzw. 1902 nachweislich am Kappelhof existierten, sind möglicherweise mit weiteren Gebäuden des früheren Hirsauer Hofguts in Verbindung zu bringen.

Das frühere Anwesen des Landwirts Rühle stand auf der Ostseite des Kappelhofplatzes. Bereits der barocke Lageplan zeigt es als u-förmige, nach Norden offene Hofanlage mit Scheunen und Wohnhaus, die sich in den Platz hineinschob³⁶. 1857 mit der Hausnummer „Kappelhof Nr. 46“ versehen, nennt das damalige Adreßbuch als Besitzerin die Witwe von „Joh. Rühle“³⁷. Jener Johannes Rühle war 1811 unter den Pächtern des Hirsauer Hofguts aufgeführt³⁸. Letztmalig erscheint das Anwesen 1872 in Lageplänen als Besitz des „Landwirts Morlock“, bevor es zur Erweiterung der Platzfläche abgebrochen wurde³⁹.

Ein drittes landwirtschaftliches Anwesen befand sich am Ostende der späteren Kappelhofstraße, Ecke Altstädter Straße. Seine frühere Zugehörigkeit zum Hirsauer Hofgut ist indes aus den spärlichen Quellen nicht zu belegen. 1857 erhielt der Hof die Hausnummer „Kappel-

hof 48“, später Kappelhofstraße 4 (ehem. Scheune) und 6 (ehem. Bauernhaus). Damaliger Eigentümer war der Landwirt Christian Hief, der 1859 sein Gartenland an zwei Bauunternehmer verkaufte, dreizehn Jahre später sein Anwesen selbst an den Schmiedemeister und Hufschmied Georg Staib. Dieser ließ die „Scheuer“ zu einer Schmiedewerkstatt mit Wohnung im Obergeschoß umbauen; Abort und Waschküche kamen 1878/79 hinzu. 1902 und 1905 wichen die Gebäude des alten Hofes zwei vierstöckigen Mietshäusern⁴⁰.

DIE STADT STRECKT IHRE FÜHLER AUS

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die „Alte Stadt“ mit dem Kappelhof im Zuge der Industrialisierung von der urbanen Bauentwicklung erfaßt. 1857 führte man in der ganzen Stadt die Hausnumerierung ein⁴¹, und zwar nach einem fortlaufenden System, das der Altstadt mit der Zuweisung der niedrigsten Hausnummern historische Reverenz erwies.

Die früheren Gärten wurden schrittweise parzelliert, die Landwirtschaft zugunsten der lukrativeren Wohnungsvermietung aufgegeben. Der industrielle Boom, der um die Jahrhundertmitte in der Schmuckwarenherstellung einsetzte, führte zu einem Zustrom Arbeitssuchender und einer qualvollen Überbelegung der Häuser. So waren 1857 im ehemaligen Bauernhof von Johannes Rühle nicht weniger als sechs Haushaltsvorstände gemeldet: zwei Witwen, ein Bijoutier, ein Tuchmacher, ein Kehretsmüller und ein Tagelöhner⁴². Dazuzurechnen ist eine unbekannte Zahl mitwohnender Personen.

Längs der Kappelhof- und Altstädterstraße entstanden ab etwa 1855 zusätzliche Gebäude in zwei-, bald schon dreigeschossiger geschlossener Bauweise. Diese Neubauten der frühurbanen Bebauungsphase sind in Bildquellen überliefert, sodaß eine recht anschauliche Rekonstruktion möglich ist.

Der früheste Neubau war das Haus Nr. 49, später als Kappelhofstraße 2 bezeichnet, 1864 im Besitz des Juweliers Ernst Ungerer. Zu jenem Zeitpunkt handelte es sich um einen einstöckigen Putzbau, der laut Baueingabeplan nunmehr aufgestockt, durch eine über-



Altstädter Straße 26, Gastwirtschaft „Badischer Hof“, erbaut 1859, aufgenommen um 1928.

(Sta PF, BA)

baute Tordurchfahrt erweitert und im Hof durch einen Toilettenanbau ergänzt werden sollte. 1875 fand ein weiterer Umbau statt: Ein neuer Besitzer, der Graveur Herrmann Gress, ließ im Erdgeschoß Fabrikationsräume einrichten. So stand das Haus bis 1904⁴³.

DER „BADISCHE HOF“ UND SEIN BIERGARTEN

Um die Ecke herum, an der Altstädter Straße, wurde 1859 das ehemalige Gartengrundstück des Landwirts Christian Hief mit einem breitgelagerten, traufseitigen Doppelhaus in städtisch-geschlossener Bauweise bebaut. Die Baupläne für dieses „gemeinschaftliche Bauvorhaben der Maurermeister Gottl. Kollmar und Zimmermeister Carl Ringer hier“ mit der Datierung August 1859 gehören zu den frühesten überhaupt, die sich im Pforzheimer Stadtarchiv erhalten haben⁴⁴. Es handelte sich um einen typischen Spekulationsbau, ein Gebäude also, bei dem die beiden Bauherren als Unternehmer auftraten; der erhoffte Gewinn sollte sich beim anschließenden Verkauf einstellen. Der angesehene Zimmermeister Carl Ringer

übrigens war der Vater jener legendären Frau, die die erste Autofernfahrt der Welt unternahm: Berta Benz geb. Ringer aus Pforzheim.

Das 1859 in der Altstädter Straße errichtete Doppelhaus in schlichten Formen des Biedermeierstils bestand aus zwei ungleich breiten Teilen, später mit den Hausnummern 26 und 28, die an zwei verschiedene Eigentümer verkauft wurden. Der Bijoutier Georg Kiehnle ließ seine schmale Haushälfte Nr. 28 bereits im Jahre 1872 von zwei auf drei Geschosse aufstocken und durch ein Hofgebäude erweitern. Aus der breiten Haushälfte Nr. 26 entwickelte sich das „Gasthaus zum Badischen Hof“, eine florierende Gastwirtschaft, die bis zur Kriegszerstörung am 23. Februar 1945 die Umgebung prägte und das Straßenbild beherrschte.

Beim „Badischen Hof“ verblieb der größte Teil der früheren Gartengrundstücke, der unbebaut blieb und als Innenhof rückwärtig bis zum Kappelhofplatz durchreichte. Dort konnten fortan die Pforzheimer an warmen Tagen Platz nehmen und sich unter schattigen Bäumen an einem kühlen Bier erfreuen. Der Biergarten wurde im Laufe der Zeit allerdings noch etwas eingengt: 1867 entstand als Anbau an

die Gastwirtschaft ein unterkellertes Hinterhaus, 1877 im Westen, angrenzend an den Kappelhofplatz, ein kellerloses „Magazin- und Stallgebäude“, 1878 an der nördlichen Grundstücksgrenze eine Kegelbahn⁴⁵. Um 1888 gelangte die Gastwirtschaft mit ihrem Biergarten in den Besitz der Karlsruher Brauerei Hoepfner. Später war der „Badische Hof“ offenbar Vereinskneipe des „Vereins für Rasenspiele e. V. Pforzheim“, wie sich der noch heute bestehende Fußballverein damals vornehm nannte. 1928 jedenfalls ersuchte der „VfR Pforzheim“ die Stadtverwaltung um die Erlaubnis, an der Fassade einen Aushängekasten anbringen zu dürfen⁴⁶. So streng waren damals die Sitten. Und das war gut so, denn der beigefügten Fotografie verdanken wir die einzige Abbildung, die vom „Badischen Hof“ überliefert ist.

Die Besucher des Biergartens im „Badischen Hof“ ahnten wohl kaum, auf welchem historischen Boden sie ihren Durst löschten. Dank

der weiteren Gartennutzung blieben im dortigen Bereich die Befunde von 1.900 Jahren Pforzheimer Siedlungsgeschichte im Boden erhalten. Die heutige archäologische Schaufläche am Kappelhof deckt sich weitgehend mit dem Areal des früheren Biergartens.

VOM VORSTADTIDYLL ZUM PFERDEMARKT: DIE GRÜNDERZEITLICHE UMGESTALTUNG DES KAPPELHOFPLATZES

Mit der Umgestaltung zur urbanen Platzanlage in den Jahren 1872/73 begann für den Kappelhofplatz eine neue Ära. Seit 1874 fand dort der allmonatliche Pferdemarkt statt, ein Teil des Pforzheimer Viehmarkts, der traditionell viel Zulauf hatte⁴⁷. Ältere Anwohner erinnern sich noch an das sicher nicht nur für die



Blick auf den Kappelhofplatz Richtung Osten mit montäglichem Pferdemarkt. Im Bildmittelgrund links die Kappelhofstraße, rechts hinter Bäumen der Biergarten des „Badischen Hofes“ mit Magazin- und Stallgebäude.

(Sta PF)



Blick in die Altstädter Straße nach Norden, links die Gastwirtschaft „Badischer Hof“, aufgenommen bald nach der Kriegszerstörung vom 23. 2. 1945.

(StA PF, Foto: W. Leibbrand)

Kinder immer wieder aufregende Ereignis, wenn sich am ersten Montag im Monat der ganze Platz und die umliegenden Straßen füllten. Da kamen die Pferdehändler, Landwirte und Zigeuner von weither, um auf dem Markt Pferde zu kaufen oder zu verkaufen, vorzuführen oder zu beschauen. Beim Hufschmied Staib in der Kappelhofstraße konnte man die Tiere neu beschlagen lassen und derweil in einer der umliegenden Gastwirtschaften das eine oder andere Bier trinken. Im Magazin- und Stallgebäude des „Badischen Hofes“ ließen sich Pferde auch für mehrere Tage einquartieren. Ein Fotograf hielt das Markttreiben um die Jahrhundertwende auf zwei Bildern fest, die sich heute im Stadtarchiv befinden.

Der Marktnutzung ging die Umgestaltung zum urbanen Platz unmittelbar voraus. Die in die Platzfläche hineinragenden Hofgebäude und Mauern wurden eingeebnet. Das öffentliche Waschhaus auf dem Kappelhofplatz hatte man schon um 1860 beseitigt⁴⁸. Die Platzfläche wurde begradigt, aufgehöhht, geschottert und

mit Bäumen bepflanzt. Randsteine markierten zwei Platzhälften, die von einem Fahrweg diagonal durchschnitten wurden. Die Gartenstraße (heute: Parkstraße) wurde von Nordwesten her nunmehr direkt in den Platz eingeführt.

Zur Vorbereitung dieser städtebaulichen Umgestaltung waren vom Stadtrat schon ein Jahrzehnt zuvor Baufluchtlinien für drei Platzwände im Westen, Norden und Osten (einschließlich Gartenstraße) festgelegt worden, die erstmals auf einem Lageplan aus dem Jahre 1861 eingetragen sind⁴⁹.

Der Zeitpunkt der Umgestaltung des Platzes läßt sich auch in einen Zusammenhang mit der intensiven Bauspekulation und dem rasanten Stadtausbau in den Gründerjahren bringen. Mehrere Neubauten waren um 1870 an der Gartenstraße entstanden. Am Altstädter Kirchenweg zog der Maurer und Bauunternehmer Andreas Gräßle ab 1872 eine Gruppe zwei- und dreigeschossiger Wohnhäuser hoch⁵⁰. Die Altstadtkirche erhielt in den Jahren 1874/75 ihren repräsentativen neogotischen Westturm.

Der Prozeß der urbanen Umgestaltung kam erst in der spätwilhelminischen Zeit zum Abschluß. In den Jahren 1902–1905 veränderte die gesamte Südseite der Kappelhofstraße vom Kappelhofplatz bis zur Altstädter Straße ihr Gesicht. An die Stelle der ländlichen Gebäude traten nun auch dort Wohn- und Geschäftshäuser mit urbanem Charakter: Auf dem bisherigen Grundstück Kappelhofstraße 2 ließ der Schuhmacher Wilhelm Schwarz 1904 ein viergeschossiges Eckhaus mit Ladengeschäft zum Kappelhofplatz sowie einen niedrigeren Anschlußbau mit der neuen Nr. 4 errichten⁵¹. Auf dem Eckgrundstück zur Altstädter Straße errichtete 1902 der Architekt A. Baumert für den Schmiedemeister Georg Staib ein reichdekoriertes Eckhaus mit der neuen Adresse Altstädter Straße 24, dem drei Jahre später ein dreigeschossiger Neubau mit Schmiedewerkstatt und Wohnungen auf dem abgeteilten Nachbargrundstück an der Kappelhofstraße Nr. 6 folgte⁵².

DIE LETZTE MÜHLE ZERKLEINERT DIE KRIEGSTRÜMMER

Die Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wurde zur tiefsten Zäsur in der Geschichte Pforzheims. Der flächenhafte Großangriff am Abend des 23. Februar 1945 traf auch die „Alte Stadt“ mit voller Wucht. Die 5.109 „Altstädtler“, die man im Jahre 1939 zählte, waren nach dem Feuersturm bis auf zwei Personen geflohen oder tot⁵³. Am Kappelhof blieb kein einziges Gebäude unversehrt. Wenige Jahre danach wurden die herrenlosen Trümmergrundstücke von Amts wegen geräumt und einplaniert.

Sämtliche Grundstücke zwischen Altstädterstraße, Kappelhof- und Parkstraße, darunter der ehemalige Biergarten des „Badischen Hofes“, wurden seitens der Stadt erworben und zu einem Grundstück zusammengelegt (Lgb.-Nr. 867). Um 1947/48 errichtete dort die Baufirma Stetzler eine Anlage zur Trümmeraufbereitung, die etwa zehn Jahre lang die Reste des alten Kappelhofes „auffraß“. Kernstück der Anlage war eine Brechmühle, die mit ohrenbetäubendem Lärm Trümmerziegel zu Splitt zerkleinerte. Der Trümmersplitt fand als Zu-

schlagstoff bei der Herstellung von Hohlblocksteinen sowie im Betonschüttbau Verwendung⁵⁴.

Pläne von 1958 zur Errichtung eines Schwesternwohnheims am Kappelhof zerschlugen sich⁵⁵. Stattdessen reduzierte sich der Gebrauchswert der geräumten Trümmerfläche mehr und mehr auf das Abstellen von Autos. Im Westen zwackten die Verkehrsplaner ein Stück für den vierspurigen Straßenausbau ab. Damit war der ehemals stadträumlich gefaßte Platz endgültig aus der planerischen Vorstellung gestrichen.

DIE ARCHÄOLOGISCHEN AUSGRABUNGEN AM KAPPELHOF

Seit Mitte der 80er Jahre gewannen Überlegungen für eine Bebauung am Kappelhof erneut an Aktualität. Vorgesehen war nun eine maximale Ausnutzung, die sich nicht mehr am früheren Platzrand orientierte, sondern die gesamte Platzfläche einschloß. Darüber hinaus war eine große, zweigeschossige Tiefgarage in der Diskussion.

Das Landesdenkmalamt hatte inzwischen den Bereich des Kappelhofes aufgrund der urkundlichen Nachrichten über die frühere Nikolauskapelle, deren Reste man noch im Boden vermutete, in die Liste der mittelalterlichen Bodendenkmale aufgenommen⁵⁶. Das Pforzheimer Stadtarchiv bekräftigte in einer Stellungnahme die Prognose, daß „bei eventuellen Bauarbeiten Funde ans Tageslicht befördert werden würden (...), die eine erhebliche Bedeutung haben“⁵⁷.

Stadt und Landesdenkmalamt kamen daher überein, eine Voruntersuchung durchzuführen, um Aufschlüsse über den Umfang der zu erwartenden Befunde und Funde zu erhalten. Im April 1987 legten die Archäologen M. Braune und K. Kortüm im Auftrag der Stadt Pforzheim einen Suchschnitt parallel zur Altstädter Straße an. Die angeschnittene Fläche erwies sich indessen als stark gestört. Dennoch konnte die Prognose, daß der Kappelhof eine archäologisch hochwertige Fläche darstelle, deutlich bestätigt werden: in Spuren fanden die Archäologen die gesamte Siedlungsgeschichte Pforzheims von der Römerzeit über das Mittelalter bis in die Neuzeit präsent. „Weniges läßt



Ausgrabungen am Kappelhof, Juli 1990

(KA/ UDB)

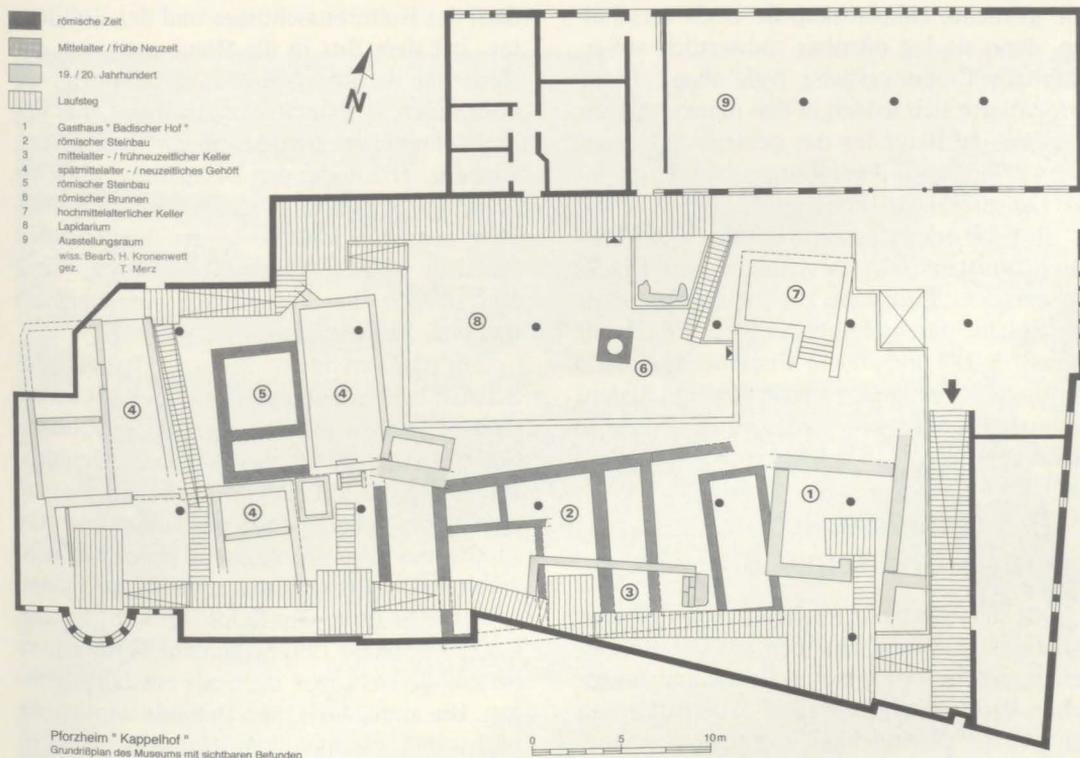
viel hoffen“, titelte die Presse, die mit regem Interesse die Sondierungen begleitete⁵⁸.

Im April 1988 konkretisierten sich die Bauabsichten. Der Caritasverband Pforzheim e. V. interessierte sich dafür, am Kappelhof ein Wohnheim für Schwerstbehinderte zu errichten, gefördert mit Landes-, Kreis- und Kommunalmitteln. Daraufhin nahm das Landesdenkmalamt den Kappelhof in seinen Grabungsplan für das Jahr 1989 auf.

Am 2. Mai 1989 begannen unter der wissenschaftlichen Leitung von E. Schallmayer und der örtlichen Leitung von M. Bäuerle die Ausgrabungen. Auf der Grabungsfläche herrschte bald emsiges Treiben. Im Sommer arbeiteten dort bis zu 15 Hilfskräfte mit Schaufel, Schubkarre, Kelle und Meßband, darunter neben auswärtigen Fachstudenten auch Hausfrauen, SchülerInnen und Auszubildende aus der Region, die sich auf Zeitungsannoncen hin als Grabungshelferinnen und -helfer beworben hatten.

Im westlichen Teil der Grabungsfläche stießen die Ausgräber gleich zu Beginn auf die Grundmauern und gepflasterten Hofflächen des zum Hirsauer Hofgut gehörigen ehem. Rülfe'schen Bauernhofs, der bis 1872 den Kappelhof im Osten begrenzte. Weiter östlich traten die Fundamente mehrerer römischer Steingebäude mit Resten von Fußbodenheizungen zu Tage. Außerordentlich spannende Befunde zeichneten sich unter den römischen Steinbauten im Nordostteil der Grabungsfläche ab: dort konnten die Reste zweier römischer Holzfachwerkgebäude aus der Zeit der frühesten Besiedlung um 90 n. Chr. freigelegt werden. Im nördlichen Teil der Grabungsfläche wurden neben einem römischen Steinbrunnen mehrere mittelalterliche Keller aufgedeckt.

Die Presse berichtete fast jede Woche über neue Funde. Zaungäste beobachteten die Grabungsfortschritte vom Straßenrand. Für die interessierte Öffentlichkeit und für Pforzheimer Schulklassen wurden Führungen organisiert.



Pforzheim "Kappelhof"
Grundrißplan des Museums mit sichtbaren Befunden

Grundrißplan des Museums mit Eintragung der archäologischen Befunde und des Rundweges.

(Entwurf: H. Kronenwett, Ausführung: F. Bethmann)

Am Jahresende stand fest, daß die Reichhaltigkeit der Befunde alle Erwartungen übertraf. Und erst knapp die Hälfte des Areals war bis dahin systematisch untersucht und dokumentiert.

Mit Unterstützung der Stadt Pforzheim führte daher das Landesdenkmalamt die Grabung in den Jahren 1990 und 1991 fort. Im Osten wurden nun unter einem schützenden Zelt die Befunde der römischen Holzbauphase sorgfältig untersucht. Unterhalb des Kellerbodens des „Badischen Hofes“ legte man eine römische Herdstelle frei. Unter der ehemaligen Platzfläche im Westen und im Bereich der Fundamente des kriegszerstörten Eckgebäudes Kappelhofstraße 2 wurde die Struktur eines Graben- und Entwässerungssystems ermittelt. Westlich davon erreichte man schließlich die Einfriedungsmauer des Grundstücks „Zum Kappelhof“, des mutmaßlichen Kernbaus des früheren Hirsauer Klosterhofs. Seine Gebäudebefunde liegen – falls nicht zerstört – im heutigen Fahrbahnbereich der Parkstraße⁵⁹.

Das Ergebnis der dreijährigen Ausgrabungen bot damit eine Reihe von Überraschungen. Die gesuchte Nikolauskapelle blieb verschollen, denn sie lag offenbar südwestlich außerhalb der Grabungsfläche (vgl. oben). Dafür präsentierte sich jedoch in den umfangreichen Funden und Befunden das gesamte Spektrum der 1.900jährigen Siedlungsgeschichte und ihres Lebensalltags.

In einer ersten Bewertung sprach das Landesdenkmalamt von „archäologischen Ergebnissen erster Güte“, die ein „neues Kapitel in der Geschichtsschreibung der Stadt Pforzheim öffnen“⁶⁰. Die geborgene Fundmenge, „nach Zentnern zu rechnen“⁶¹, verpackt in 140 Kisten, beinhaltete einen sehr reichhaltigen Fundbestand von der Römerzeit bis in die Neuzeit.

DIE „EINHAUSUNG“ DER ARCHÄOLOGISCHEN BEFUNDE

Mit dem Grabungsfortschritt mehrten sich im Herbst 1989 die Stimmen aus der Bürgerschaft, die forderten, man solle die archäologischen Befunde am Kappelhof dauerhaft erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich machen. Nur der Kappelhof könne als letzte, ungestört erhaltene größere Fläche im Stadtgebiet die

1900jährige Ortsgeschichte noch veranschaulichen. Die Stadträte G. Rempp und J. Kück brachten am 13. Oktober 1989 einen entsprechenden Antrag der SPD-Fraktion in die gemeinderätlichen Gremien ein, der die Unterstützung auch der anderen Fraktionen fand. Nach einer Anhörung der Fachämter sowie des Landesdenkmalamtes fiel noch im gleichen Jahr die politische Grundsatzentscheidung, anstelle der geplanten öffentlichen Tiefgarage die Erhaltung einer Teilfläche mit archäologischen Befunden im Untergeschoß des Neubaus anzustreben. Das Land Baden-Württemberg sicherte dem Projekt in einem Schreiben „nachhaltige Unterstützung“ zu. An Zuschüssen wurden aus Mitteln des Landesdenkmalamtes insgesamt 587 325 DM zur Erhaltung und Begehbarmachung der archäologischen Fläche bewilligt.

Im März 1990 legte das städtische Kulturamt erste konzeptionelle Überlegungen für das „stadarchäologische Museum auf dem Kappelhofplatz“ vor, das organisatorisch als Außenstelle des bestehenden Städtischen Museums geführt werden sollte. Am 2. Oktober 1990 startete eine 13-köpfige Delegation von Mitgliedern des Kulturausschusses und des Kulturrates „mit dem Bus in die Römerzeit“, um das „Museum im Römerbad“ in Heidenheim zu besichtigen. D. Planck, der damalige Leiter der Archäologischen Denkmalpflege Baden-Württemberg, erläuterte der Delegation, wie eine „museale Schauanlage“ auf dem Kappelhofplatz aussehen könnte. In den kommunalen Haushalt wurde vorsorglich ein Betrag von 2 Mio DM für die Schauanlage aufgenommen und vom Stadtrat gebilligt.

Mit der architektonischen Planung der Schauanlage beauftragte die Stadt den Caritasverband Pforzheim e. V. als Träger des Gesamtprojekts. In Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt wurde festgelegt, eine Fläche von ca. 1500 m² im Untergeschoß des zukünftigen Caritasheimes als archäologische Schaufläche zu erhalten. Der Gemeinderat stimmte den Plänen in seiner Sitzung vom 9. Juli 1991 zu.

Im Dezember 1991 begannen die Rohbauarbeiten, die sich über mehr als ein Jahr hinzogen. Die archäologischen Befunde wurden zunächst mit sandgefüllten Holzverschalungen umschlossen, um sie für die Dauer des Baustellenbetriebes vor Beschädigungen zu schützen.

Die eigentliche „Umhausung“ wurde in Form einer weitgespannten Betondeckenplatte ausgeführt. Diese liegt ringsum auf den Umfassungswänden auf, mittig ruht sie ähnlich einer Brücke auf insgesamt zwölf Pfeilern. Westlich schließt eine kleine Tiefgarage des Caritasheimes an.

Parallel zur Fertigstellung des Rohbaus wurde in enger Zusammenarbeit zwischen Landesdenkmalamt, städtischem Hochbauamt und Kulturamt die museale Konzeption der Schauanlage von H. Kronenwett und C. Timm entwickelt.

Im Herbst 1993 konnte in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt mit der Herrichtung der archäologischen Flächen begonnen werden. Im Sommer 1994 folgte der Einbau von hölzernen Stegen, um die archäologische Fläche begehrbar zu machen. Als herausragender Beitrag zum Stadtjubiläum 1995 wird der „Archäologische Schauplatz Kappelhof“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

DER „ARCHÄOLOGISCHE SCHAUPLATZ AM KAPPELHOF“ – EIN RUNDGANG DURCH 1900 JAHRE STADTGESCHICHTE

Die Altstadtkirche mit ihrem Turm an der Enzbrücke und eine etwa sechs Meter hohe Jupitergigantensäule⁶² im Straßenraum der Altstädter Straße weisen die Besucher zum „Archäologischen Schauplatz Kappelhof“ hin. Der Zugang zum Museum führt über mehrere Stufen treppab. Im Eingangsbereich begrüßt die römische Leugensäule mit dem Ortsnamen „PORTUS“ (Abguß des Originals) die eintretenden Besucher.

Die Schauanlage gliedert sich räumlich in zwei Teile: Zum einen die konservierten archäologischen Befunde mit Einführungsbereich und Lapidarium, zum anderen den Ausstellungsraum, in dem vor allem die Funde aus den Nachkriegsgrabungen im Bereich des Städtischen Krankenhauses und der Altstädter Kir-



Blick von Norden in den hochmittelalterlichen Keller.

(Foto: LDA Karlsruhe)

che und die neuen Fundstücke vom Kappelhof präsentiert werden.

Das Areal der archäologischen Ausgrabungen ist auf einem Rundweg erschlossen. Über hölzerne Stege durchwandert man im Zeitraffer die wichtigsten Epochen der Siedlungsgeschichte Pforzheims.

Am Beginn des Rundgangs werden im Einführungsbereich nähere Informationen zur archäologischen und historischen Topographie der Region anhand von Übersichtsplänen geboten. Die Ausgrabungen am Kappelhof werden zudem durch Texte und Pläne zu den einzelnen Siedlungsperioden erläutert.

Über eine Rampe gelangt der Besucher in den Ausgrabungsbereich. Ein Stichweg führt zur ersten Station, einem Keller im rückwärtigen Bereich des einstigen Gasthauses „Badischer Hof“.

Er gehörte zu dem 1867 errichteten Hinterhaus und befand sich direkt unter der Küche⁶³. Zu sehen sind die unterste Steinlage des Kellerfundamentes aus großen Sandsteinplatten sowie Reste der Fußbodenplatten, die unter dem Druck und der Hitze einwirkung der Bomben des zweiten Weltkrieges in kleinste Teile geborsten sind. Die Westwand des Kellers sitzt teilweise auf den Fundamenten eines sich westlich anschließenden römischen Steingebäudes.

Unter den Kellerfundamenten läßt sich deutlich ein massives römisches Schichtpaket erkennen, das aus dem Schutt abgebrannter Holzbauten und Planierschichten zur Nivellierung des Geländes besteht. Von den Fachwerkhäusern hatten sich im Boden verkohlte Balken und verziegelte Lehmewurf erhalten. Sie konnten jedoch nicht konserviert werden. Einzig die Reste einer knapp einen halben Meter unter dem Kellerniveau des Badischen Hofes liegenden offenen Herdstelle sind aus dieser Zeit noch sichtbar. Ihre an der Nord- und Westseite erhaltene Einfassung bestand aus Steinen und Ziegeln. Der östliche Bereich ist durch eine jüngere Pfostengrube zerstört worden.

Solche einfachen Feuerstellen besaßen zu meist eine aus Ton bestehende Herdplatte, die nur wenig über dem Fußboden lag. Darüber standen auf einem eisernen Rost Kochtöpfe, Kasserollen oder Tiegel.

Folgt der Besucher dem Verlauf des Rundweges, so erblickt er rechter Hand verschiedene Mauerzüge, die zu einem großen römischen Steingebäude gehören. Von leicht trapezförmigem Grundriß, besitzt es eine Länge von 20 Metern und eine Breite von 8 bis 10 Metern. Die partiell über einen Meter tief gegründeten Fundamente der Außenmauern bestehen aus teilweise fischgrätenartig angeordneten Wacken und Bruchsteinen. Es folgen ein bis zwei Ausgleichslagen, über denen sich noch bis zu sechs Lagen des aufgehenden Mauerwerkes erhalten haben.

An der gestörten Nordostecke deutet sich der Eingang an.

Im Fundmaterial weisen Reste von farbig bemaltem Wandverputz auf eine gehobene Ausstattung des Gebäudes hin.

Es war auf die etwa zwanzig Meter östlich verlaufende römische Hauptstrasse von Ettlingen nach Bad Cannstatt, die bei der Altstädter Kirche die Enz überquerte, ausgerichtet.

Im südlichen Bereich dieses römischen Gebäudes führt der Steg über einen Keller mit einem Abgang aus drei mächtigen Stufen. Um ihn anzulegen, hat man die römischen Mauern zum Teil überbaut oder bis zur untersten Fundamentlage abgetragen. Die Kellerwände wurden unter teilweiser Wiederverwendung römischer Handquader aufgeführt. Ebenso handelt es sich bei der obersten sichtbaren Treppenstufe um eine römische Türschwelle in sekundärer Verwendung, an der sich mehrere in den Stein eingearbeitete Riegellöcher erkennen lassen.

In Ermangelung von Funden ist eine archäologische Datierung des Kellers kaum möglich. Er dürfte im Mittelalter oder der frühen Neuzeit angelegt und vor dem Ende des 18. Jahrhunderts aufgegeben worden sein, da er in den seit dieser Zeit vorhandenen Archivalien nicht nachzuweisen ist.

Teilweise rekonstruiert wurde der sich anschließende, einzige beheizbare Raum des bereits genannten römischen Gebäudes, dessen Estrichunterboden mit den Abdrücken der Hypokaustpfeiler sich erhalten hat. Sie tragen einen Boden aus Steinplatten mit darüberliegendem Feinstrich, der das eigentliche Laufniveau bildete. Von einem außerhalb gelegenen Praefurnium (Befeuerrungsraum), das in diesem Fall nicht ausgegraben werden konnte,

verteilte sich die Wärme gleichmäßig in dem Hohlraum zwischen den beiden Böden. Eckige Tonrohre, sogenannte Tubuli, die in einzelnen Strängen in die Wand eingemauert waren, dienten als Rauchabzug und Heizkörper zugleich.

Wenige Meter weiter führt ein zweiter Stichweg, parallel zu einem nord-süd orientierten römischen Mauerzug verlaufend, direkt auf den vermauerten Abgang eines spätmittelalterlichen Kellers zu. Seine Südostecke wird von den Resten eines rechteckigen Schachtes mit betoniertem Boden und Abfluß überlagert. Es handelt sich hierbei um die einstige Jauchegrube an der Nordseite des 1877 errichteten, zum Badischen Hof gehörenden Wirtschaftsgebäudes mit Stall und Magazin. Nach dem Umbau zum Wohnhaus in den 1880er Jahren wurden die Toiletten in diesen Schacht entsorgt⁶⁴.

Ein weiteres, kleineres Schachtfundament, das sich westlich an den Holzsteg anschließt, gehört ebenfalls zu diesem Wirtschaftsgebäude, ohne daß es sich bisher näher identifizieren ließ.

Die folgenden Stationen liegen im Bereich eines größeren Gebäudekomplexes, dessen Zusammengehörigkeit nicht auf Anhieb ersichtlich ist. Er setzt sich aus drei u-förmig um einen Hof gruppierten Gebäuden zusammen, die den bereits genannten Rühle'schen Hof bilden, der bis 1872 bestanden hat. Das Gehöft ist bereits auf dem ältesten Stadtplan von 1790 in dieser Form überliefert und gehörte wohl zu dem Hirsauer Hofgut (siehe oben).

Zunächst blickt man in einen Keller des Hauptgebäudes, dessen unterste Treppenstufe und Teile des Plattenbodens konserviert wurden. An der Innenseite der östlichen Hauswand ist eine verbaute römische Spolie sichtbar.

Die zum Teil erhaltene West- und Nordwand des Gebäudes, dessen südlicher Abschluß bei der Ausgrabung nicht erfaßt werden konnte, überblickt man von einer großen Plattform. Nördlich an das Haupthaus schließt sich ein zweigeteilter Bau mit gepflastertem Fußboden an, von dessen nördlichem Raum nur ein kleiner Teil erhalten werden konnte. Eine Tür, – der Schwellstein ist noch gut erkennbar –, führte von hier aus in den sich östlich anschließenden, in gleicher Weise gepflasterten Hofbe-

reich. Die Pflasterung aus teilweise hochkant gesetzten Wackeln und Bruchsteinen ist im Süden durch moderne Bodeneingriffe stark gestört. Eine in der Mitte des Pflasters gelegene Rinne entwässert den Hof nach Norden.

Etwa 0,3 Meter über dem ersten Pflaster folgte ein neuzeitliches, sorgfältig verlegtes Kopfsteinpflaster, von dem einige Reihen am nördlichen Ende des Hofbereiches zur musealen Präsentation rekonstruiert wurden. Im Gegensatz zu dem älteren fand sich das jüngere Pflaster lediglich im nordwestlichen Raum und im Hofbereich. Auch dieses Pflaster wies eine, im Norden in einen abgedeckten Kanal mündende, Rinne auf. Dieser wiederum mündete in einen größeren Kanal, der zum einstigen Mühlbach hin entwässerte.

Wendet sich der Besucher von der Plattform nach Süden, blickt er in eine leer belassene Apsis, die die urkundlich bezeugte, archäologisch nicht nachgewiesene Nikolauskapelle symbolisiert.

Im weiteren Verlauf des Rundweges sieht man rechter Hand Teile eines zweiten römischen Gebäudes, dessen nördlicher Raum ebenfalls die bereits erwähnte Fußbodenheizung besaß. Erhalten hat sich der Estrichunterboden, der ursprünglich die ganze Breite des Raumes einnahm. Wir wissen nicht, aus welchen Gründen er zu einem späteren Zeitpunkt zur Hälfte ausgeschlagen wurde. Auf dem verbliebenen Rest erkennt man bei näherem Hinsehen die Abdrücke der Hypokaustpfeiler sowie in den Estrich eingeritzte Linien, die bei deren Aufstellung als Orientierungshilfen dienten. Bei den Ausgrabungen konnte der Abdruck eines genagelten Schuhs beobachtet werden, den ein Römer im noch frischen Estrich hinterlassen hatte.

Die heute auf dem Estrich aufgestellten Hypokaustpfeiler wurden an verschiedenen Stellen innerhalb des Ausgrabungsbereiches aufgefunden.

Die letzte Station vor dem Eintritt in das Lapidarium gibt den Blick auf einen spätmittelalterlichen Keller frei, der zu dem bereits genannten Gehöft gehörte und den Hof östlich begrenzte. Die Westwand des Kellers, dessen Außenmauern sich bis zu einem Meter Höhe erhalten haben, sitzt auf einer römischen Mauer auf.

Der Keller weist eine Stückung aus unterschiedlich großen, zum Teil hochkant gestellten Sandsteinen auf. Es ist nicht klar, ob sie der Festigung des Untergrundes oder als Drainage dienen sollte. Für letzteres spräche der vom Keller in nordwestliche Richtung abgehende, jetzt nur noch im Ansatz sichtbare Entwässerungskanal.

An der südlichen Stirnseite des Kellers erkennt man unmittelbar neben dem nachträglich vermauerten Eingang eine kleine Wandnische, die in einer Zeit, die noch kein elektrisches Licht kannte, zum Abstellen der Kerze oder Öllampe diente.

Das sich nun anschließende Lapidarium präsentiert, nach Themengruppen zusammengefaßt, römische Steindenkmäler aus Pforzheim und Umgebung.

Den größten Bestand bilden Dedikationen für römische Gottheiten, deren Gunst oder Beistand sich der Stiftende sichern wollte.

Besonders hervorzuheben sind dabei die Fragmente von mehreren Jupitergigantensäulen, Zeugnisse der Verehrung des obersten römischen Staatsgottes im nordgallisch-obergermanischen Raum⁶⁵. Die Jupitersäulen setzen sich, einem kanonischen Aufbau folgend, aus mehreren Teilen zusammen: Auf einem mehrstufigen Unterbau ruht ein quadratischer Block, der sogenannte Viergötterstein, auf dessen Seiten häufig Juno und Minerva sowie Herkules und Merkur dargestellt sind. Darüber folgt eine profilierte Platte als Träger für den mit den Wochengöttern geschmückten Zwischensockel. Eine weitere profilierte Platte leitet zu der eigentlichen Säule über, die mit einem Schuppenmuster verziert ist. Über dem Säulenkapitell mit den Köpfen der vier Jahreszeiten befindet sich die krönende Reitergruppe: Jupiter, ein Blitzbündel in der Hand haltend, reitet einen Giganten nieder.

Im Lapidarium sind mehrere Viergöttersteine und Zwischensockel, ein Teil einer Schuppensäule, ein Figurenkapitell sowie zwei Jupitergigantenreiter zu sehen, die ursprünglich innerhalb der römischen Siedlung zu beiden Seiten der Enz oder in einer der umliegenden villae rusticae aufgestellt waren.

Auf zwei Weihungen an Abnoba, die einheimische Göttin des Schwarzwaldes, der bereits

von Tacitus als Abnoba mons bezeichnet wird, sei hier noch verwiesen⁶⁶.

Im Mittelpunkt des Lapidariums steht neben weiteren Grabdenkmälern der monumentale Grabaltar für Caius Iulius Aprilis, Iulia Accepta und Iulius Acceptus, der 1976 bei Renovierungsarbeiten in der Evangelischen Kirche in Niefern aufgefunden wurde⁶⁷.

Zahlreiche Säulenfragmente, Hypokaustpfeiler, Schwellen und Werksteine aus dem Bereich des vicus komplettieren die Sammlung. Am Ausgang des Lapidariums stößt der Besucher nochmals auf drei Originalbefunde der Ausgrabungen am Kappelhof.

Zum einen handelt es sich um einen römischen Steinbrunnen, der neben mehreren Holzbrunnen, die nicht bewahrt werden konnten, die Wasserversorgung der römischen Siedlung sicherte. Der noch in einer Tiefe von 3,5 Metern erhaltene, in Trockenmauerwerk ausgeführte Brunnenmantel von etwas über einem Meter Durchmesser sitzt auf einem heute noch teilweise sichtbaren quadratischen Holzrahmen. Dieser erfüllte zwei Funktionen: Zum einen sorgte er für Stabilität im Untergrund, zum anderen diente er als Filter für das eintretende Grundwasser⁶⁸.

Der Brunnen wird von einem aus vier Teilen gebildeten, quadratischen Brunnenkranz aus Buntsandstein abgedeckt, der nicht vom Kappelhof, sondern von einem vergleichbaren römischen Brunnen stammt, der 1954 in dem Siedlungsareal unter dem Städtischen Krankenhaus ausgegraben wurde.

Zwischen dem römischen Brunnen und der letzten Station, einem hochmittelalterlichen Keller, liegt ein u-förmiger Fundamentblock aus Beton, wohl ein Rest der nach dem zweiten Weltkrieg hier betriebenen Trümmerbeseitigungsanlage.

Den Abschluß des Rundganges durch die konservierten archäologischen Befunde bildet ein hochmittelalterlicher Keller, den man über die noch mit vier Stufen erhaltene Treppe von der Südseite betrat. Die Kellerwände ließen noch flächige Verputzreste erkennen. Man muß davon ausgehen, daß der Keller mit Stampflehboden unter einem Fachwerkbau lag, über dessen Größe sich keine genauen Angaben machen lassen. Das Haus besaß, wie die zahlreichen aus der Kellerverfüllung gebor-



Römischer Münzschatz.

(Foto: LDA Karlsruhe)

genen Ofenkacheln zeigen, im Obergeschoß eine beheizbare Stube.

Der Keller stellt den bislang ältesten erhaltenen Überrest eines mittelalterlichen Wohnhauses in Pforzheim dar.

VOM SCHWERT DER BRONZEZEIT BIS ZUR BAROCKEN OFENKACHEL — ARCHÄOLOGISCHE FUNDE AUS PFORZHEIM UND UMGEBUNG

Der letzten Station des Rundganges gegenüber befindet sich der Eingang zum Ausstellungsraum. Hier werden zukünftig die meisten der bisher im Heimatmuseum in Brötzingen ausgestellten archäologischen Objekte aus Pforzheim und Umgebung zu sehen sein.

Unter den vorgeschichtlichen Funden sind ein spätbronzezeitliches Griffplattenschwert aus Bilfingen⁶⁹ sowie Schmuck, Werkzeuge und Keramik aus der frühkeltischen Siedlung

vom Schloßberg in Neuenbürg⁷⁰ hervorzuheben.

Die römische Epoche ist durch die Funde aus den Nachkriegsgrabungen bei der Altstädter Kirche und unter dem Städtischen Krankenhaus zahlreich vertreten. Eine besondere Stellung nehmen dabei die außergewöhnlich gut erhaltenen Holzfunde aus Brunnen 1 beim Städtischen Krankenhaus ein⁷¹. Zum einen handelt es sich um eines der wenigen bisher bekannt gewordenen Joche, das Teil einer Zugtierschirung war wie wir sie von zahlreichen Darstellungen auf römischen Steindenkmälern kennen und wie sie bis zur Erfindung des Kummets im Mittelalter gebräuchlich war. Zum anderen fand sich am Brunnengrund die aus einem Brett geschnitzte Statuette einer weiblichen Figur mit vor die Brust gehaltener rechter Hand. Durch eine sich an ihrer linken Seite emporwindende Schlange wird sie als einheimisch-keltische Quell- und Heilgöttin Sirona charakterisiert⁷².

Das frühe Mittelalter repräsentieren wenige Schwerter und Lanzenspitzen, etwas Schmuck

und ein stempelverziertes Keramikgefäß aus mehreren Gräbern, die 1896/97 beim Bau des alten Gaswerkes entdeckt und ausgegraben wurden⁷³. Sie gehörten zu einem fränkischen Reihengräberfeld des 6./7. Jhs., dessen ursprüngliche Größe sich nicht mehr feststellen ließ, da bereits beim Bau der älteren Gasbehälter Gräber unbeobachtet zerstört worden sein dürften. Die heute ausgestellten Funde stellen nur einen geringen Teil der ursprünglichen Grabbeigaben dar, der Rest ist im Krieg zerstört worden.

Aus dem hoch- und spätmittelalterlichen Bestand des Heimatmuseums werden neben dem bereits oben angeführten Bootsfragment die ornamentierten Bodenfliesen aus der Altstädter Kirche am Kappelhof präsentiert, die somit in die unmittelbare Nähe ihres einstigen Bestimmungsortes zurückkehren⁷⁴. Die im 13. Jahrhundert gefertigten Fliesen weisen verschiedene Dekore auf, darunter Darstellungen von Menschen, Tieren (Adler, Hirsch, Löwe) und Fabelwesen (Drache) sowie florale und geometrische Muster⁷⁵.

Den zweiten Akzent setzen Fundobjekte, die bei den jüngsten archäologischen Untersuchungen am Kappelhof ausgegraben wurden. Sie umspannen einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren und geben Zeugnis vom einstigen Alltagsleben im Herzen der Altstadt. Exemplarisch sollen hier ein paar Stücke herausgegriffen und vorgestellt werden.

Der älteste und einzige vorrömische Fund vom Kappelhof ist das Bruchstück eines keltischen Arminges aus kobaltblauem Glas mit weißer Zickzackfadenaufgabe, der im 2. Jahrhundert v. Chr. hergestellt wurde⁷⁶. Leider handelt es sich um ein Einzelstück, das auf vielerlei Weise hierher gelangt sein kann und nicht als Beleg keltischer Siedlungstätigkeit am Ort gewertet werden darf.

Unter den zahlreichen römischen Funden bilden die Münzen – insofern als sich mit ihnen exakte Jahreszahlen verbinden lassen – die interessanteste Gruppe. Das Gros datiert vom Ende des ersten bis Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, der hauptsächlichsten Bestehenszeit des römischen Portus. Die jüng-



Römischer Bronzebeschlag mit Darstellung des Gottes Merkur.

(Foto: LDA Karlsruhe)



Mittelalterliches Spielzeugpferdchen.

(Foto: C. Mueller)

ste Münze, eine Prägung des Kaisers Volusian, stammt aus den Jahren zwischen 251–253 n. Chr. und demnach aus der Zeit kurz vor dem Ende der römischen Herrschaft in Südwestdeutschland. Ein kleiner Münzschatz aus acht Silberdenaren (Abb. 11) enthielt prägefrische Münzen der Kaiser Vespasian bis Marc Aurel⁷⁷. Der jüngste darin enthaltene Denar datiert in das Jahr 166 n. Chr. und gibt den frühest möglichen Zeitpunkt seiner Deponierung an⁷⁸. Möglicherweise wurden die Münzen in unruhiger Zeit von einem Sammler vergraben, der sie später nicht mehr bergen konnte.

Hinzuweisen ist ferner auf eine kleine, gegossene Bronzestütze, die sich in der Verfüllung eines römischen Holzbrunnens fand.

Das männliche Brustbild wird durch die geflügelte Kappe eindeutig als Merkur, Gott der Händler und Diebe, charakterisiert. In Kontrast zur sorgfältig ausgearbeiteten Vorderseite steht die nur als Negativ erscheinende Rückseite. Dies weist darauf hin, daß die Büste ursprünglich als Zierbeschlag diente. Bronzene Appliken waren in römischer

Zeit als dekorativer Möbelschmuck an Klinen, Tischen oder Truhen außerordentlich beliebt⁷⁹. Im Fall des Pforzheimer Merkur geben allerdings weder die Fundumstände noch der Beschlag selbst einen Hinweis auf den einst damit verzierten Gegenstand. Der Gedanke, ein umsichtiger Römer habe den häufig auch mit Geldbeutel dargestellten „Mehrer des Reichums“⁸⁰ in dieser Funktion auf seiner Schatztruhe befestigen lassen, entbehrt allerdings nicht eines gewissen Reizes.

Bereits dem ausgehenden Mittelalter gehört ein tönernes Spielzeugpferdchen mit Reiter an, das der Verfüllung eines durch Keramikfunde ins 15. Jahrhundert datierten Kellers entstammt.

Der Oberkörper des Reiters ist abgebrochen, ebenso Ohren und Beine des Pferdes. Pferd und Reiter aus rot gebranntem, mit einer hellen Engobe überzogenem Ton waren, wie Glasreste an einigen Stellen noch deutlich erkennen lassen, gelblichgrün glasiert.

Der Reiter ist mit eng anliegenden Beinlingen und einem Wams mit kurzem, gefältelem



Rekonstruktionszeichnung einer barocken Ofenkachel mit Darstellung der „Luft“ und des „Frühlings“.

(Zeichnung: D. Tonn)

Schoß bekleidet⁸¹. Das Pferd trägt ein durch Punkteinstiche verziertes Zaumzeug, das teilweise abgeplatzt ist und einen Sattel, der von mehreren über der Kruppe verlaufenden Riemen gehalten wird. Die Pferdebrust wird durch einen Panzer geschützt, der zeigt, daß es sich hier um ein für Kampf oder Turnier gerüstetes Pferd handelt. Der Pferdepanzer, auch Fürbug genannt, schützte zugleich die Beine des Reiters und machte dadurch einen Beinharnisch überflüssig. Er bestand aus Metall oder gepolstertem Leder, das mit metallenen Zierteilen besetzt sein konnte⁸². In diesem Sinne dürfte auch die Verzierung des Pforzheimer Pferdchenpanzers mit runden, durch Einstiche verzierten Scheiben zu interpretieren sein.

Obwohl Spielzeugpferdchen bereits in römischer Zeit bekannt waren, scheinen sie sich in Mitteleuropa besonders seit dem Hochmittelalter wachsender Beliebtheit erfreut zu haben⁸³. Dies erklärt sich nicht zuletzt durch die Herausbildung der Ideale des Rittertums in jener Zeit. Pferd und Reiter verkörperten in besonderem Maße die mittelalterliche, höfische Welt mit Jagd, Kampf, Turnier und Minne und im Spiel mit Ritterfiguren eiferten Kinder den Erwachsenen nach.

Zu den schönsten Funden der Ausgrabungen am Kappelhof zählen die Fragmente von wenigstens vier barocken Ofenkacheln, deren unterschiedliche Bruchstücke eine nahezu vollständige Rekonstruktion des Bildfeldes erlauben.

Die helltonigen Kacheln weisen einen Graphitüberzug auf, der ihnen ein metallisches Aussehen verleiht. Diese Wirkung war durchaus beabsichtigt, sollten doch dadurch teurere gußeiserne Ofenaufbauten imitiert werden.

Das Bildfeld der Kacheln nimmt eine allegorische Darstellung des Frühlings und der Luft ein. Der Frühling in Gestalt einer geflügelten weiblichen Figur wird von einem Adler, der personifizierten Luft, getragen. In der erhobenen linken Hand hält sie einen Vogel, ein zweiter scheint auf ihrem Haupt zu brüten. Aus dem Hintergrund tritt ein blumenbekränzter Putto, eine Vase mit Blumen in den Händen haltend, hinzu. Alle Attribute weisen auf das Werden, Wachsen und die Blüte im Frühling hin, ebenso die umliegende Landschaft, in der Blumen sprießen. Nach oben wird das Bildfeld

durch die Tierkreiszeichen des Frühlings (Widder, Stier und Zwilling) abgeschlossen. Die Bildunterschrift lautet „DIE LVFFFT VDT FRVELING“.

Das Motiv „Luft und Frühling“ gehört zu einer Kachelserie mit Darstellungen der vier Jahreszeiten und der ihnen zugeordneten Elemente. Ein Model, dessen Bildfeld mit dem unserer Kacheln identisch ist, befindet sich im Museum Altes Rathaus in Villingen⁸⁴. Es ist inschriftlich in das Jahr 1684 datiert und erlaubt somit die zeitliche Einordnung der Pforzheimer Kacheln ins ausgehende 17. Jahrhundert⁸⁵.

Zu jener Zeit war der Kachelofen längst nicht mehr nur Wärmequelle der guten Stube, sondern – zumindest bei entsprechendem Wohlstand des Besitzers – auch repräsentatives Kunstwerk, das wie ein Gebäude architektonisch gegliedert und mit bildlichen Darstellungen unterschiedlichster Art geschmückt wurde. Besonders beliebt waren hierbei historische, mythologische und biblische Themen sowie Personifikationen der Jahreszeiten, der Elemente, der Tugenden oder der Künste, die einerseits die humanistische Bildung des Hausherrn dokumentieren, andererseits dem Nachwuchs Anregung sein mochten.

Anmerkungen

- 1 Johannes Reuchlin, *de verbo mirifico* (1494). – Zitiert bei: Siegmund Friedrich Gehres, *Pforzheims kleine Chronik* (Memmingen 1792). – Hans Georg Zier, *Geschichte der Stadt Pforzheim* (Stuttgart 1982) S. 20.
- 2 Ernst Wagner, *Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden*. Teil II: *Das Badische Unterland* (Tübingen 1911), S. 142 ff. – Robert Gerwig, *Die Altstadt zu Pforzheim*. Kirchliche Gemeindeblätter für Pforzheim 2, 1912, S. 7 ff.
- 3 Oskar Paret, *Der römische Meilenstein von Frieolzhaim*. *Fundberichte aus Schwaben* 8, 1935, S. 101 f. – Peter Goessler, *Zum neugefundenen Leugenstein A Port (= Pforzheim)*. *Saalburg Jahrbuch* 9, 1939, S. 23 ff. – *Die Kunstdenkmäler Badens IX, 6*. Die *Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim*. Bearb. Emil Lacroix, Peter Hirschfeld u. Wilhelm Paeseler (Karlsruhe 1939, Reprint 1983), S. 2 f. (im folgenden zitiert: *Kdm Stadt Pforzheim*).
- 4 Albrecht Dauber s. v. Pforzheim in: Philipp Filtzinger, Dieter Planck, Bernhard Cämmerer (Hrsg.), *Die Römer in Baden-Württemberg* (3. Auflage Stuttgart 1986) S. 477 ff.

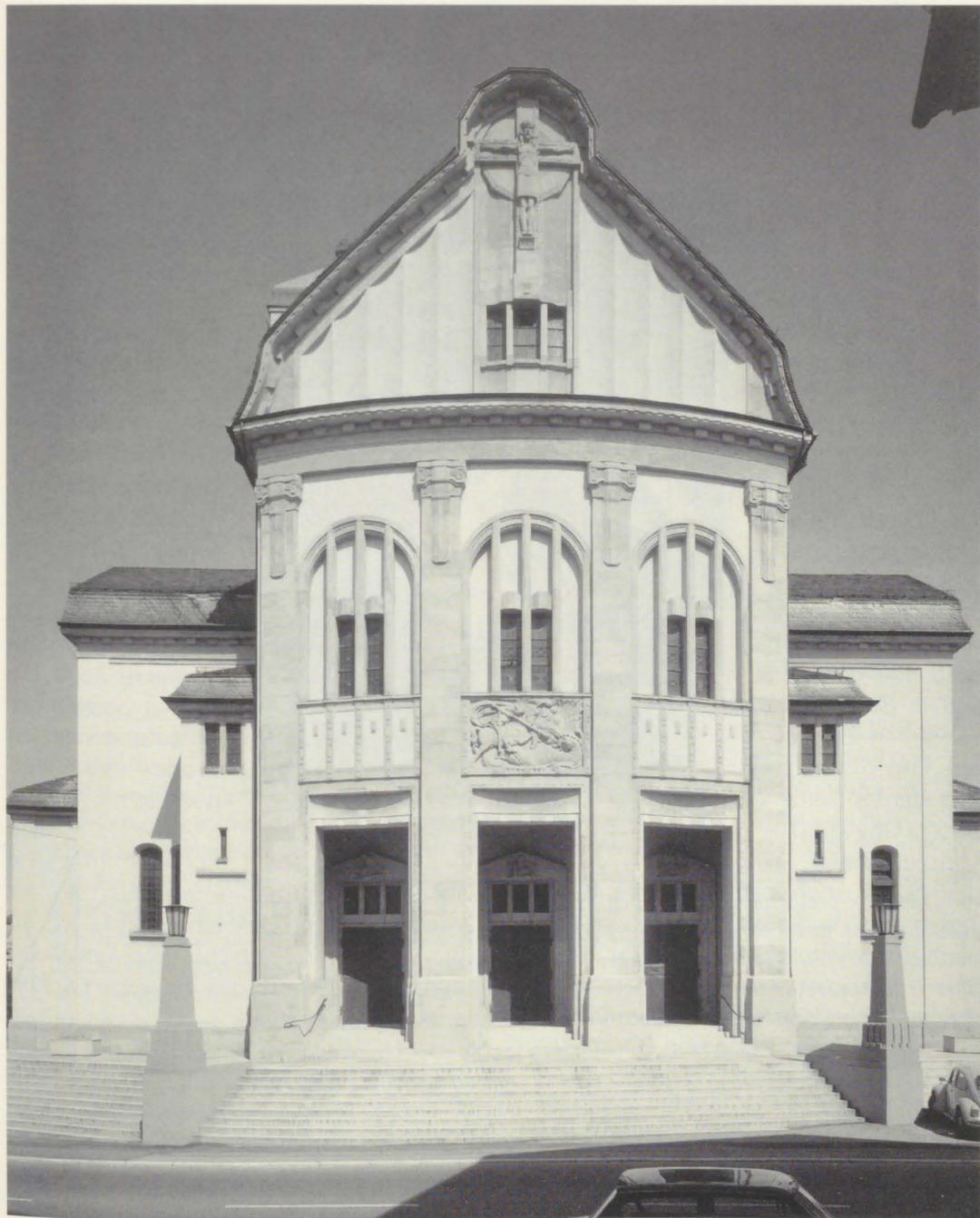
- 5 Vgl. dazu: Egon Schallmayer, *Der Kappelhofplatz – Ausgrabungen im ältesten Siedlungsteil Pforzheims. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989* (Stuttgart 1990) S. 139 ff. – Ders., *Fortsetzung der Ausgrabungen auf dem Kappelhofplatz von Pforzheim. Ebd. 1990* (Stuttgart 1991) S. 141 ff. – Ders., *Abschluß der archäologischen Untersuchungen am Kappelhofplatz in Pforzheim. Ebd. 1991* (Stuttgart 1992) S. 135 ff. – Klaus Kortüm, *Portus – Pforzheim. Quellen und Studien zur Geschichte der Stadt Pforzheim. Bd. 3* (im Druck).
- 6 Emil Lacroix, *Zur Topographie des römischen und mittelalterlichen Pforzheim. Baden. Monographie einer Landschaft 3, 1951, S. 7 ff.* – Dauber (Anm. 4) S. 477 ff. – Hans-Peter Becht, *Pforzheim – so wie es war* (Düsseldorf 1987) S. 11 ff. – Zier (Anm. 1) S. 28 f.
- 7 Johann Georg Friedrich Pflüger, *Geschichte der Stadt Pforzheim* (Pforzheim 1862, Reprint 1989) S. 40 f. – Kdm Stadt Pforzheim S. 4.
- 8 Pflüger (Anm. 7) S. 123.
- 9 Christian Hirte, *Reste eines Bootes schreiben Geschichte. Blickpunkt Pforzheim 1986, S. 58 ff.*
- 10 *Stadtarchiv Pforzheim (=StA PF), Bauakte Altstädter Kirchenweg 47, Lageplan 1872.*
- 11 Christoph Timm, *Pforzheim um 1500 – Zur Topographie einer verschwundenen Stadt. In: Pforzheim zur Zeit der Pest* (Pforzheim 1993) S. 38 f. – Rüdiger Stenzel, *Die Städte der Markgrafen von Baden. In: Jürgen Treffeisen, Kurt Andermann (Hrsg.), Landesherrliche Städte in Südwestdeutschland. Oberrheinische Studien 12* (Sigmaringen 1994) S. 92 ff.
- 12 Pflüger (Anm. 7) S. 438 und 450.
- 13 Ebd. S. 454.
- 14 Ebd. S. 41. – Julius Naehrer, *Die Stadt Pforzheim und ihre Umgebung* (Pforzheim 1884) S. 18.
- 15 Erwin Ohnemus, *Besitzungen und Rechte von Klöstern auf Pforzheimer Gemarkung. Pforzheimer Geschichtsblätter 1, 1961, S. 159 ff.*
- 16 Ebd. S. 160.
- 17 Kdm Stadt Pforzheim S. 275.
- 18 Ohnemus (Anm. 15) S. 160.
- 19 *Generallandesarchiv Karlsruhe (=GLA), Bestand 171/2354, fol. 46.*
- 20 GLA, Bestand 410/371, *„Beschreibung der drei Hirsauer Erblehen Höfe wie solch durch den Schulmeister und (...) Feldmesser Johann Jacob Schotthofer zu Eutingen im Jahr 1788 aufgemessen und vertheilt worden“.*
- 21 GLA Bestand 410/372–374, *enthält Gesuche von Erben an die markgräfliche Verwaltung „um Allodifikation ihres Anteils am Hirschauer Erblehen“ aus den Jahren 1807–1823. – GLA 410/371, „Aufteilung des herrschaftlichen Hirschauer Erblehenhofs in drei Teile mit Angabe der jeweiligen Besitzveränderungen“ (1705–1799).*
- 22 GLA, Bestand 171/2352–2354, *enthält Bittschriften um Erlaß des „Todtfalls“ von Eigentümern des „Brehmer und Hirschauer Hofguts“ an die Markgräfliche Verwaltung bis ins Jahr 1801. – GLA, Bestand Abt. G (Baupläne) Pforzheim Nr. 87: „Plan über die Brühl Wiesen östlich Alte Stadt“ mit Verzeichnis von Parzellen und Eigentümernamen des „Hirschauer Hof Guth“. – GLA 391/30063–65, „Das herrschaftliche Erblehengut zu Pforzheim der Hirschauer Hof genannt“ (1756–1853).*
- 23 Pflüger (Anm. 7) S. 41.
- 24 Julius Naehrer, *Schloß und Stadt Pforzheim vor der Zerstörung 1688. Mit Grundplan* (Pforzheim 1895) S. 16.
- 25 Von mehreren „Gebäulichkeiten“, die nach dem 30jährigen Krieg wiederaufgebaut wurden, spricht schon Ohnemus (Anm. 15) S. 160.
- 26 Kdm Stadt Pforzheim S. 248.
- 27 Pflüger (Anm. 7) S. 297.
- 28 Vgl. Anm. 26.
- 29 Timm (Anm. 11) S. 40 f.
- 30 StA PF, *Bauakte zu Nr. 38 fehlt; jedoch Schreiben in der Bauakte Altstädter Kirchenweg 37: „... das frühere Ehrismannsche Haus im Frühjahr 1911 niedergelegt werden muß“. – Adreßbuch 1857, S. 26, Kappelhof Nr. 38 (die Haus-Nr. stimmt nur zufällig mit der späteren Belegenheit Altstädter Kirchenweg 38 überein). – Naehrer (Anm. 24) S. 13: „... ferner in der Altstadt bei der Nikolauskapelle eine Oelschlag- und Schleifmühle – da, wo jetzt Ehrismann.“*
- 31 Erwin Ohnemus, *Der herrschaftliche Besitz des Hauses Baden-Durlach und seine Rechte auf Pforzheimer Gemarkung. Pforzheimer Geschichtsblätter 1, 1961, S. 192.*
- 32 GLA, Bestand 171/1908.
- 33 StA PF, *Bauakte Altstädter Kirchenweg 37, Lageplan von 1861 – Adreßbuch 1857, S. 26, Kappelhof Nr. 43.*
- 34 Die ältere Mitteilung bei Pflüger (Anm. 7) S. 462. – Kdm Stadt Pforzheim S. 334.
- 35 Naehrer (Anm. 24) Lageplan.
- 36 Egon Schallmayer in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989* (Stuttgart 1990) S. 143 deutete den im Verlauf der Grabung aufgedeckten Hofbereich zunächst als „Straßenpflaster“, was im Lichte der neueren Grabungsauswertung durch H. Kronenwett sowie aufgrund der hier vorgelegten Quellenforschung von C. Timm zu korrigieren ist.
- 37 Adreßbuch 1857, S. 27, Kappelhof 46.
- 38 GLA, *„Plan über die Brühl Wiesen ...“* (Anm. 22).
- 39 Adreßbuch 1867, S. 81, Kappelhof 282. – *Auf Lageplänen bis 1872 noch verzeichnet in: StA PF, Bauakten Kappelhofstraße 4, 6, Altstädter Kirchenweg 47.*
- 40 Adreßbuch 1857, S. 27, Kappelhof 48. – StA PF, *Bauakten Kappelhofstraße 4, 6.*
- 41 Pflüger (Anm. 7) S. 696.
- 42 Vgl. Anm. 34.
- 43 StA PF, *Bauakte Kappelhofstraße 2.*
- 44 StA PF, *Bauakten Altstädter Straße 26, 26+28, 28. – Das zitierte Anschreiben mit Datum vom 10.8.1859 befindet sich in der Bauakte Nr. 26+28.*
- 45 StA PF, *Bauakte Altstädter Straße 26.*
- 46 Vgl. Anm. 45.

- 47 Aloys Stolz, *Geschichte der Stadt Pforzheim* (Pforzheim 1901) S. 462.
- 48 Adreßbuch 1857, S. 27, verzeichnet unter Kappelhof, Nr. 45: „Stadtgemeinde (Waschhaus)“ – GLA 171/794, erwähnt „das Waschhaus in der Altstadt“.
- 49 StA PF, Bauakte Altstädter Kirchenweg 37.
- 50 StA PF, Bauakten Altstädter Kirchenweg 41–47, Altstädter Straße 30, 32.
- 51 StA PF, Bauakte Kappelhofstraße 2, 4 (Pläne: Gg. Federlin).
- 52 StA PF, Bauakten Altstädter Straße 24, Kappelhofstraße 6.
- 53 Zitiert nach amtlichen Statistiken bei Esther Schmalacker-Wyrich, Pforzheim 23. Februar 1945. Der Untergang einer Stadt in Bildern und Augenzeugenberichten (Pforzheim 5. Auflage 1989) S. 238.
- 54 Für diesbezügliche Auskünfte und Hinweise danken wir Herrn Walter Kaupp, ehem. Mitarbeiter des Planungsamts Pforzheim.
- 55 Baurechtsamt Pforzheim, Archiv, Bauakte Kappelhofstraße 4 von 1958.
- 56 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, Liste der Bodendenkmale des Mittelalters, Pforzheim Nr. 5: „Kappelhof, Kappelhofstraße, ehem. Nikolauskapelle. Im Westteil der ehemaligen Altstadt die Straßen- bzw. Platzbezeichnungen ‚Kappelhof‘ und ‚Kappelhofstraße‘. Hinweis auf die 1282 erstmals genannte und Mitte des 15. Jh. abgegangene Nikolauskapelle.“
- 57 Kulturamt Pforzheim, Untere Denkmalschutzbehörde, Akte 41.10.61 (Kappelhofplatz), Schreiben des Stadtarchivs vom 23. 5. 1986.
- 58 Pforzheimer Kurier Nr. 93 vom 23. 4. 1987.
- 59 Egon Schallmayer in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1990* (Stuttgart 1991) S. 142f.
- 60 Stuttgarter Nachrichten vom 11. 10. 1989.
- 61 Schallmayer (Anm. 59) S. 144.
- 62 Es handelt sich um einen Abguß der 1968 südlich des Kastells I in Walheim, Lkr. Ludwigsburg geborgenen Jupitergigantensäule. Vgl. hierzu Philipp Filtzinger, *Die Jupitergigantensäule von Walheim*. Fundberichte aus Baden-Württemberg 1, 1974, S. 437ff.
- 63 STA PF, Bauakte Altstädter Kirchenweg 26.
- 64 Vgl. Anm. 63.
- 65 Zu Jupitergigantensäulen im allgemeinen: Gerhard Bauchhens, *Jupitergigantensäulen*. Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands 14 (Stuttgart 1976). – Ders., Peter Noelke, *Die Jupitersäulen in den germanischen Provinzen*. Beihefte der Bonner Jahrbücher 41 (Bonn 1981).
- 66 Tacitus, *Germania* 1.
- 67 Rainer Wiegels, *Ein römischer Grabaltar aus Niefern*, Enzkreis. Fundberichte aus Baden-Württemberg 4, 1979, S. 344 ff.
- 68 Die gleichen Konstruktionsmerkmale zeigt der 1954 unter dem Städtischen Krankenhaus zu Tage gekommene Brunnen 5. Vgl. hierzu Albrecht Dauber, *Römische Brunnen in Pforzheim*. Beiträge zur naturkundlichen Forschung in Südwestdeutschland XIV, 1955, S. 43 ff., bes. S. 46 ff.
- 69 Peter Schauer, *Die Schwerter in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz I*. Prähistorische Bronzefunde IV, 2 (München 1971) S. 61f. mit Taf. 24, 182.
- 70 Vgl. Inken Jensen, *Der Schloßberg von Neuenbürg*. Eine Siedlung der Frühlatènezeit im Nordschwarzwald. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 8 (Stuttgart 1986).
- 71 Albrecht Dauber, *Römische Holzfunde aus Pforzheim*. *Germania* 28, 1944–50, S. 227 ff.
- 72 Emil Krüger, *Die Deutung der Pforzheimer Statuette als Göttin Sirona*, *Germania* 28, 1944–50, S. 235 ff.
- 73 Wagner (Anm. 2) S. 152f. – Reinhard Mürle, *Grabstätten erhellen die Geschichte*. Die fränkischen Reihengräber auf dem Gaswerksgelände. *Blickpunkt Pforzheim* 11, 1984/85, S. 2 ff.
- 74 Die bei Ausgrabungen in der „Neuen Stadt“ zutage gekommenen mittelalterlichen Funde von Markt- und Waisenhausplatz werden nicht am Kappelhof ausgestellt, sondern weiterhin im Heimatmuseum in Brötzingen gezeigt. Zu diesen Funden vgl. Dietrich Lutz, *Die Funde aus zwei Fäkalien gruben beim Marktplatz in Pforzheim*. *Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg* 8 (Stuttgart 1983) S. 215 ff. – Irene Schneid-Horn, *Vom Leben im Kloster und Spital am Waisenhausplatz in Pforzheim*. *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg* 16 (Stuttgart 1991).
- 75 Eleonore Landgraf, *Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150–1550*. *Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg* 14 (Stuttgart 1993) passim, bes. S. 215f.
- 76 Das Armringfragment gehört zur Gruppe 8b nach Haevernick. Vgl. Thea Elisabeth Haevernick, *Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätlatènezeit auf dem europäischen Festland* (Bonn 1960) S. 55. – Nach der Einteilung von Rupert Gebhard, *Der Glasschmuck aus dem Oppidum von Manching*. *Die Ausgrabungen in Manching* 11 (Stuttgart 1989) S. 11 ff. ist das Stück seiner Reihe 12 zuzurechnen und datiert in die entwickelte Mittelatènezeit (Lt. C1b). Ebd. S. 70f.
- 77 Egon Schallmayer, *Ein römischer Münzsammler in Portus/Pforzheim?*. Edward Sangmeister (Hrsg.), *Zeitspuren* (Freiburg 1993) = *Archäologische Nachrichten aus Baden* 50, 1993, S. 138f.
- 78 Entgegen Schallmayer (Anm. 77), der als Schlußmünze einen Denar Marc Aurels aus dem Jahr 161 anführt, handelt es sich bei der jüngsten Münze um einen Denar desselben Kaisers von 166 n. Chr. (Bestimmung Dr. P.-H. Martin, *Badisches Landesmuseum Karlsruhe*).
- 79 Hans Ulrich Nuber, *Antike Bronzen aus Baden-Württemberg*. *Schriften des Limesmuseums Aalen* 40 (Stuttgart 1988) S. 24f. – Martin Kemkes, *Bronzene Truhenbeschläge aus der römischen Villa von*

- Eckartsbrunn Gde. Eigeltingen, Lkr. Konstanz. Fundberichte aus Baden-Württemberg 16, 1991, S. 299 ff.
- 80 Bernhard Cämmerer in: Philipp Filtzinger, Dieter Planck, Bernhard Cämmerer (Hrsg.), Die Römer in Baden-Württemberg (3. Auflage, Stuttgart 1986) S. 183.
- 81 Hinsichtlich der Kleidung des Reiters läßt sich unser Stück mit einem insgesamt jedoch wesentlich gröber gearbeiteten Pferdefigürchen aus Saverne vergleichen. Bernadette Schnitzler, *Jeux et jouets médiévaux. Etudes médiévales* 4, 1986/87, S. 159 ff., bes. S. 160 mit Taf. 3, 18. – Meinrad Maria Grewenig (Hrsg.), *Leben im Mittelalter. 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsaß* (Speyer 1992) S. 351.
- 82 Ortwin Gamber, *Ritterspiele und Turnierrüstung im Spätmittelalter*. In: Josef Fleckenstein (Hrsg.), *Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte* 80 (Göttingen 1985) S. 513 ff. – Ders., s.v. Fürbug in: *Lexikon des Mittelalters* 4 (München 1989) Sp. 1027.
- 83 Dazu ganz allgemein Sabine Felgenhauer, *Tönerne Spielzeugpferdchen des Mittelalters in Österreich*. *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines* 119, 1974, S. 39 ff. – Eva Stauch in: *Spielzeug in der Grube lag und schlief. . . Archäologische Funde aus Römerzeit und Mittelalter. museo* 5/1993, S. 90 ff. – Auch aus Pforzheim sind weitere Spielzeugpferdchen, allerdings ohne Reiter, bekannt. Lediglich bei einem Pferdchen aus einer Latrine am Marktplatz sind noch Abdrücke eines verlorengegangenen Reiters zu erkennen. Vgl. Lutz (Anm. 74) S. 237, 239 Abb. 15, 72, 73, 247 Abb. 28. – Schneid-Horn (Anm. 74) S. 38, 41 Abb. 31.
- 84 *Hafnerkunst in Villingen. Bestandskatalog I des Museums Altes Rathaus Villingen, Abt. Kunsthandwerk* (Villingen 1978) S. 26 Kat.Nr. 1b, 22, S. 94 Abbildung unten rechts. – Diesen Hinweis verdanken wir H. Rosmanitz, Karlsruhe.
- 85 Nach freundlicher Auskunft von Herrn Dr. M. Hütt, Museum Villingen beruht die Datierung 1634 im Bestandskatalog (Anm. 84) auf einem Lesefehler und muß auf 1684 korrigiert werden.



Stadtjubiläum



Vorderseite der katholischen Kirche St. Georg mit Freitreppe und den drei Eingängen sowie dem St. Georgs-Relief



Badisches Landesmuseum Karlsruhe

Sehr geehrte Damen und Herren,

fast alle Entscheidungen auf Landesebene zur Frage des Erwerbs der badischen Markgrafensammlung sind gefallen.

Für alle Interessierten liegt seit einigen Tagen der siebenbändige Auktionskatalog des Hauses Sotheby's vor. Nun läßt sich

erst auch für Außenstehende so recht ermessen, wie viele unersetzliche Kulturgüter aus unserem badischen Land zum Verkauf in die Versteigerung kommen werden. Zwar konnte manches Wichtige im Vorfeld durch das Land Baden-Württemberg gesichert werden, aber bei weitem nicht alles, was dringlich im Lande gehalten und in Zukunft im Badischen Landesmuseum präsentiert werden sollte.

25.000 Objekte (zusammengefaßt in ca. 6.500 Auktionslosen) stehen in Baden-Baden zum Verkauf. Dazu gehören von allem über einhundert Objekte der historischen, einzigartigen „Badischen Kunstkammer“ aus dem 16./17. Jahrhundert,

von der das Badische Landesmuseum zwar schon einen anderen wichtigen, etwa gleich großen Teil, aber längst noch nicht alle bedeutenden Stücke erwerben konnte. Spiegel, die bis 1918 zur historischen Ausstattung des Karlsruher Schlosses gehörten, befinden sich im Auktionsangebot.

Ebenso zahlreiche Gemälde, Skulpturen, Gebrauchsgegenstände, die von großer Bedeutung für die badische Landes- und Kulturgeschichte sind.

Der Ausverkauf der markgräfllich-badischen Sammlung ist für unsere badische Geschichte ein einzigartiger Vorgang. Jede Hilfe, hier weitere Objekte der badischen Landes- und Kulturgeschichte zu sichern, wäre eine nur jetzt mögliche

Tat — ein Jahrhundertereignis, das nie wieder kommt. Deshalb möchte ich an Sie appellieren, sich für den unwiederbringlichen Erwerb des badischen Kulturerbes zu engagieren.



Herzlichen Dank

Prof. Dr. Harald Siebenmorgen

Spenden können überwiesen werden an:
„Freunde des Badischen Landesmuseums“
Badische Beamtenbank
BLZ 660 908 00
Nr. 169 79 00 (Sichwort: Kunstkammer)

Hockenheim wurde vor 100 Jahren zur Stadt erhoben

Heute international bekannte Rennstadt mit hohem Wohn- und Freizeitwert

Die Stadterhebung Hockenhems vor 100 Jahren war eine besondere öffentliche Auszeichnung durch den badischen Großherzog Friedrich I. Diese kam nicht von ungefähr, war Hockenheim doch in der letzten Dekade des vorigen Jahrhunderts nach seiner Struktur und seinem Charakter über die rein dörfliche Siedlung hinausgewachsen. Dies ist aus einem an das Bezirksamt Schwetzingen mit der Bitte um Weiterleitung gerichteten Hockenheimer Gesuch zwecks Stadterhebung vom 18. Juni 1895 erkennbar, in dem es u. a. heißt:

„Unseren Wunsch (daß Hockenheim Stadt werden möge) rechtfertigen wir durch folgende Punkte:

1. Hockenheim hat nach der am 14. d. M. vorgenommenen Zählung 5200 bis 5300 Einwohner, ist sohin nach der statistischen Nachweisung die 18. größte Gemeinde des Landes.
2. Bestehen hier 17 große Cigarrenfabrikanlagen, deren Eigentümer es für einen nicht zu überschätzenden Vortheil halten, wenn sie sich bei dem Verschleiß ihrer Fabrikate als Stadteinwohner präsentieren können.
3. Ist Hockenheim durch die in den letzten Jahrzehnten gemachten Verbesserungen und Neuherstellungen in der Lage, sich bezüglich dieses ihres Aufschwunges mit den meisten Städten des Landes messen zu können. Um nur einiges anzuführen wurde ein Rathaus – wohl das schönste in sämtlichen Landgemeinden – drei neue Schulhäuser erbaut, eine Kanalisation hergestellt, Straßen verbreitert, Gehwege mit Randsteinen angelegt, sonstige viele schö-

ne Neubauten aufgeführt, eine gewerbliche Fortbildungsschule u. a. m. errichtet. Außerdem besitzt die Gemeinde eine sehr gut geschulte mit ausgezeichneten, der Neuzeit entsprechenden Geräthschaften ausgerüstete Feuerwehr von 120 Mann.

4. Ist Hockenheim einer der bedeutendsten Handelsplätze für Hopfen und Tabak, besitzt drei bedeutende Kunst- und Kundenmühlen und hat ein Postamt II mit einem jährlichen Nettoüberschuß von ca. 40 000 M.
5. Besitzt Hockenheim eine Sparkasse, die alljährlich 6000 bis 7000 Mark für gemeinnützige Zwecke an die Gemeindekasse abgibt.“

Soweit das Gesuch. Die Antwort darauf ließ, im Gegensatz zu früheren Anläufen, nicht lange auf sich warten. Am 30. Juli 1895 erreichte den damaligen Bürgermeister Louis Zahn ein Telegramm des Oberamtmanns Brecht aus Schwetzingen, das lautete: „Gratuliere herzlichst zur Stadt. Erlaß eingetroffen. Brecht.“

Diesem freudigen Ereignis, das seinerzeit aber nicht von allen Bürgern so empfunden wurde, verdankt Hockenheim sein Jubiläumsjahr. In diesen Hundert Jahren entwickelte sich die Stadt zu einem Unterzentrum und zu einem im Raum bedeutenden Gewerbe- und Industriestandort mit hohem Freizeitwert.

Im folgenden sei auf einige wesentliche Aspekte der letzten hundert Jahre eingegangen. Historisch bietet sich dafür zunächst die Teilung in zwei Hälften an, also die ersten fünfzig Jahre von 1895 bis 1945 und die zweiten von 1945 bis heute.



Mekka des Motorsports: Auf den Hockenheimring werden pro Jahr sechs internationale Großveranstaltungen und mehrere nationale Kleinveranstaltungen durchgeführt. Außerdem wird die Anlage von der Kraftfahrzeugwirtschaft zu Testzwecken benutzt.

WILHELMINISCHE ZEIT

In der ersten Periode beeinträchtigten zwei Weltkriege die Stadtentwicklung. Nach dem zweiten Weltkrieg partizipierte die Stadt als Teil unseres Landes am allgemeinen wirtschaftlichen Aufstieg. Doch gab es auch in der ersten Hälfte der letzten hundert Jahre nicht nur Not- und Hungerzeiten. Während in Bismarck's Ära, der 1890 abdanken mußte, in Deutschland und darüber hinaus wirtschaftliche Stagnation und Rezession herrschten, war die wilhelminische Zeit, insbesondere von 1895 bis 1914, fast durchweg von Hochkonjunktur geprägt. Dies hing mit mehreren großen Innovationen auf einmal zusammen, sei es der allgemeinen Elektrifizierung, den Anfängen der Motorisierung oder dem Funkwesen. Außerdem trug dazu auch die Großmachtstimmung der Deutschen bei, die ihre Ursachen unter anderem im Sieg über Frankreich 1870/71 und in der Reichsgründung am 18. Januar 1871 in Versailles hatte.

Auch das gerade zur Stadt erhobene Hockenheim nahm an diesem Aufschwung teil, der noch heute stadtbildprägend nachwirkt, denn in dieser Zeit sind die evangelische und katholische Kirche, der Wasserturm – das Hockheimer Wahrzeichen –, die Pestalozzi-Schule und große Zigarrenfabriken entstanden. Neben der öffentlichen Wasserversorgung, die im Jahre 1911 eingeführt wurde, war schon seit 1902 ein städtisches Gaswerk in Betrieb, das Kokereigas an die örtlichen Betriebe und Haushalte lieferte. Das Gas diente bis zum Aufbau des Hockheimer Stromnetzes in den zwanziger Jahren auch zur Beleuchtung von Straßen und Gebäuden.

NOTZEIT NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG FÜHRTE ZUM RENNSTRECKENBAU

Die Aufwärtsentwicklung um die Jahrhundertwende wurde durch den ersten Weltkrieg,

bei dem etwa zweihundertfünfzig Hockenheimer Soldaten ihr Leben lassen mußten, jäh gestoppt. Schlimm waren auch die wirtschaftlichen Folgen dieses verlorenen Krieges, die in Hockenheim zu zweitausend Arbeitslosen führten. Hinzu kam noch die Inflation, die alle Ersparnisse auffraß, die aber von der damaligen Reichsregierung gewollt war, um die Reparationslasten abzuschütteln. Ende 1923 war der Betrag, den man für einen Dollar ausgeben mußte, auf 4,2 Billionen Mark angewachsen. In Deutschland herrschten absurde Zustände. Für die Wohlstandskinder unserer Tage ist es einfach unvorstellbar, welch große Not damals viele Hockenheimer Familien belastete.

Deshalb war es nur allzu verständlich, daß die Verantwortlichen der Stadt nach jedem Strohalm griffen, der Besserung versprach. Klappte es schon mit der Industrieansiedlung nach dem ersten Weltkrieg nicht, so bot der

Rennstreckenbau 1932 die Möglichkeit, Arbeitslose zu beschäftigen. Am 29. Mai 1932 hatte Hockenheim vor rund 60 000 Zuschauern seine Premiere als Rennstadt. Die erste Rennveranstaltung wurde ausschließlich mit Motorrädern ausgetragen. Erst 1938 fand das erste Wagenrennen statt. Zuvor wurde der Dreieckskurs, der teilweise über eine öffentliche Straße führte, zu einer permanenten, ovalen Rennstrecke umgebaut.

Ein trauriges Kapitel der Stadtgeschichte wurde im Dritten Reich geschrieben: die Art und Weise, wie mit den ortsansässigen Juden umgegangen wurde. Sofern sie nicht schon vorher Stadt und Land verlassen hatten, um sich in Sicherheit zu bringen, wurden sie von den Nazis deportiert und viele überlebten die KZ-Aufenthalte nicht. Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft führte uns Deutsche schließlich ins Chaos. Im zweiten Weltkrieg



Aquadrom: Zu den Aushängeschildern Hockenheims zählt das Freizeitbad Aquadrom, das einen Hallen- und Freibadebereich umfaßt. Wellen- und Solebecken, Wasserrutschen und Saunen sowie andere Attraktionen sorgen für einen Badespaß nach Maß.



Hockenheimring: Eingebettet in den Hardtwald liegt die Hockenheimer Rennstrecke. Der große Kurs, auch Grand-Prix-Kurs benannt, ist 6,8 km lang. Der kleine Kurs, der durch den Einbau einer parallel zum Wald verlaufenden Querspange entstanden ist, hat eine Länge von 2,6 km. Das Bild zeigt im unteren Teil die Bundesautobahn A 6 mit dem Autobahndreieck „Hockenheim“ (links). Ab diesem beginnt bzw. endet die Bundesautobahn A 61.

verloren von den rund zehntausend Hockenheimern über fünfhundert ihr Leben, zumeist junge Männer und Familienväter mit Kindern.

WIRTSCHAFTLICHER AUFSTIEG NACH 1945

Die Zeit nach 1945, also die letzten fünfzig Jahre, kann am besten mit der Betrachtung der drei Bürgermeisterperioden charakterisiert werden.

Franz Hund, von 1945 bis 1958 Bürgermeister, mußte mit dem Gemeinderat und der Verwaltung das schwierige Problem der Wohnraumbeschaffung für etwa zweitausend Flücht-

linge und Vertriebene lösen. Deshalb herrschte damals an der nördlichen und westlichen Peripherie unserer Stadt eine rege Bautätigkeit. Der Initiative von Bürgermeister Hund war 1949 auch die Eröffnung des städtischen Krankenhauses zu verdanken. Dieses war für Hockenheim ein Segen, doch konnte die kleine Einheit mit 41 Betten schon aus wirtschaftlicher Sicht auf Dauer nicht gehalten werden. Das alte Krankenhaus wurde abgerissen und an seiner Stelle ein Neubau errichtet, der im April 1995 seinen Betrieb aufnahm. Im neuen Haus wurden vierzig Betten für die geriatrische Rehabilitation, ebenso viele für die Altenpflege und 17 betreute Altenwohnungen geschaffen.

Dr. Kurt Buchter, der als Bürgermeister zwanzig Jahre amtierte, nutzte die Chancen

und führte die Stadt zu großem Aufschwung. Unter seiner maßgeblichen Führung wurde Hockenheim zu einem im Raum bedeutsamen Gewerbe- und Industriestandort mit einem beachtlichen Arbeitsplatzangebot ausgebaut.

UMBAU DES HOCKENHEIMRINGS IN EIN WELTBEKANNTES MOTODROM

In den 60er Jahren wurde der alte Hockenheimring durch den Bau der Bundesautobahn A 6 tangiert, deren Trasse ihn querte. Erst nach der Überwindung vieler Widerstände konnte er in ein modernes Motodrom umgestaltet werden, das im Mai 1966 mit dem Großen Preis von Deutschland für Motorräder eröffnet wurde.

1970 fand auf dem neuen Hockenheimring der erste Formel 1-Grand-Prix statt. Damals

wurde das Rennen kurzfristig vom unsicheren und deshalb von den Fahrern boykottierten Nürburgring nach Hockenheim verlegt. Bis 1976 blieb dies ein einmaliges Gastspiel der Formel 1, die den Deutschen Grand-Prix erst seit 1977 – mit lediglich einer Ausnahme – alljährlich in Hockenheim veranstaltet. Auch in den nächsten fünf Jahren bis einschließlich 2000 wird die Formel 1 dem Hockenheimring treu bleiben. Die entsprechenden Verträge sind bereits unter Dach und Fach.

Neben der Austragung dieser weltweit bedeutenden sowie anderer internationaler und nationaler Veranstaltungen von Format dient die Anlage auch als ständiges Prüffeld der Kraftfahrzeugwirtschaft. Außerdem werden im Motodrom schon seit Jahren hochkarätige Open-Air-Konzerte veranstaltet. Michael Jackson, Genesis, Pink Floyd und andere Top-Gruppen waren bereits zu Gast. Am 19. August dieses Jahres spielten die Rolling Stones vor



Landesgartenschau 1991: Die 11. baden-württembergische Landesgartenschau wurde in Hockenheim veranstaltet. Über 1,1 Millionen Besucher führten zu einem erfolgreichen Verlauf. Unser Bild zeigt die Seebühne im Gartenschau-park, der auch nach der Gartenschau die westliche Peripherie Hockenheims wesentlich aufwertet.



Industriegebiet Talhaus: In der Nachkriegszeit konnten in Hockenheim große Flächen für die Neuansiedlung von Gewerbebetrieben bereitgestellt werden. Heute sind in Hockenheim über 8000 Personen beschäftigt. In die einstige große Arbeiterwohnge­meinde, die den Raum Mannheim mit Arbeitskräften versorgte, pendeln schon seit Jahren mehr Arbeitnehmer ein als aus.

90 000 Besuchern im ausverkauften Motodrom.

EINDRUCKSVOLLE STADTENTWICKLUNG

Neue Hockenheimer Wohngebiete wie „Birkengrund I und II“ sowie „Hubäcker“ erhöhten die Einwohnerzahl und ein Schulzentrum mit allen weiterführenden Schulen wie Gymnasium, Realschule und Förderschule für Lernbehinderte entstand. Außerdem wurde dort eine Grund- und Hauptschule errichtet. Im Schulzentrum befindet sich auch eine hauswirtschaftliche Berufsschule, deren Träger der Rhein-Neckar-Kreis ist. Der Bau eines Freibades und eines Hallenfreizeitbades (Aquadrom) waren weitere Meilensteine einer eindrucksvollen Stadtentwicklung in jener Zeit. 1975 führte

die Verwaltungsreform des Landes zur Vereinbarten Verwaltungsgemeinschaft mit Altlußheim, Neulußheim und Reilingen.

ÜBERÖRTLICHE PLANUNGEN

Die 70er Jahre offenbarten das immense Spannungsfeld einer verkehrsgeografisch bevorteilten Stadt durch überörtliche Planungen. Dazu zählen der Bau der Autobahnen A 6 und A 61, die Neutrassierung der Bundesstraße 39, die geplante Großraumwasserentnahme im Hockenheimer Rheinbogen durch den Wasserzweckverband Kurpfalz und die Neubaustrecke Mannheim – Stuttgart der Deutschen Bundesbahn. Diese wurde im Raum Hockenheim mit der alten Rheintalbahn und der Bundesstraße 36 gebündelt und bis zu einhundertfünfzig Meter von der Wohnbebauung abgerückt.

HOHER WOHN- UND FREIZEITWERT

In meiner Amtszeit, die 1978 begann, konnte die Infrastruktur der Stadt weiter ausgebaut werden. Mit der Sanierung des alten Ortskerns und der Stadtmitte ist Hockenheim ein beachtliches Stück vorangekommen. Erschlossen wurden die Wohngebiete „Birkengrund III bis V“, „Neugärten-Biblis“ sowie „Hockenheim-Süd“. Im Talhaus wurden weitere Gewerbeflächen bereitgestellt, was sich sehr positiv auf die Ansiedlung von Gewerbebetrieben und die Schaffung neuer Arbeitsplätze auswirkte. Bei der Volkszählung des Jahres 1987 wurden in Hockenheim 11 000 Arbeitsstellen registriert. In der einstmals typischen Arbeiterwohnge- meinde, die auf das Oberzentrum Mannheim ausgerichtet war, überwiegen heute die Ein- pendler. Hockenheim hat derzeit etwa 18 500

Einwohner mit steigender Tendenz – also in Richtung Große Kreisstadt.

Der Neubau der Schnellbahnstrecke von Mannheim nach Stuttgart führte zur Landesgartenschau im Jahre 1991. 1,1 Millionen Besucher konnten bei diesem für Hockenheim einmaligen und erfolgreichen Ereignis registriert werden. Verblieben ist ein achtzehn Hektar großer Park, der die Stadt aufwertet und der der Bevölkerung auf Dauer zugute kommt.

Eine moderne Stadthalle mit Restaurant und einem daneben befindlichen Hotel mit 80 Zimmern, ein geräumiger Marktplatz im Herzen der Stadt, die Rathaus- und Aquadrom- erweiterung, ein neues Freibad, das Tabak- Museum sowie das Motor-Sport-Museum am Hockenheimring sind weitere Stichworte aus dem mannigfaltigen Katalog zur Stadtent- wicklung, der an dieser Stelle nicht umfassend aufgeschlagen werden kann.



Modernes Rathaus: Es befindet sich im Herzen der Stadt seit 1892. Die erste Erweiterung wurde 1969 in Betrieb genommen, die zweite 1989. Seitdem sind alle städtischen Ämter, ausgenommen die Stadtwerke, unter einem Dach.

DIE STADT IST HEIMAT IHRER BÜRGER

Bei allem Erreichten in der Nachkriegszeit, worauf die Hockenheimer stolz sein können, offenbart der Blick in die hundertjährige Stadtgeschichte auch eine leidvolle Vergangenheit, die Generationen prägte. Freud und Leid gehören eng zur städtischen Schicksalsgemeinschaft, die für die meisten die angestammte Heimat war und ist und die für nicht wenige zur neuen Heimat wurde. Für einen, möglicherweise aber auch für andere, war dieses „Hoggene“, wie es landläufig im Dialekt heißt, sogar „die Hauptstadt vun de Welt“. So hat der nach Amerika ausgewanderte William Kayser einst sein Büchlein über seine Heimatstadt titulierte.

Mit anderen Worten: Unsere Stadt ist stets Heimat ihrer Bürger gewesen. Sie ist es heute und sie wird es auch morgen sein.

ENGAGEMENT FÜR DAS GEMEINWESEN ZAHLT SICH AUS

Im Hinblick auf die vergangenen hundert Jahre ist festzustellen: Eine Stadt wächst nicht von selbst, sondern durch die Initiative, den Fleiß und den Gemeinsinn ihrer Bürger: Wenn Hockenheim heute einen relativ hohen Wohn- und Freizeitwert besitzt, dann ist dies der Arbeit vieler zu verdanken, die in ihrem Hockenheim gelebt, es geliebt und die sich für ihre Heimatstadt eingesetzt haben. Auch heute sind erfreulicherweise immer noch viele bereit, sich unermüdlich für ihr Gemeinwesen und damit für jung und alt zu engagieren. Nur so können die Aufgaben und Probleme unserer Zeit im bürgerschaftlichen Sinne gelöst werden. Welchen Stellenwert dabei ein friedliches Miteinander hat, zeigt uns die Chronik der letzten hundert Jahre auf. Es gibt dazu keine Alternative.



Geriatrische Rehabilitationsklinik: Nach der Schließung des alten Hockenheimer Krankenhauses errichtete der Rhein-Neckar-Kreis in Zusammenarbeit mit der Stadt Hockenheim an dessen Stelle eine neue Einrichtung. Sie umfaßt 40 Betten der geriatrischen Rehabilitation, 35 Betten für die Altenpflege und 17 betreute Altenwohnungen. Das Projekt wurde im April 1995 fertiggestellt und in Betrieb genommen.



Altenheim „St. Elisabeth“: Im Jahre 1986 konnte das 100 Betten umfassende Alten- bzw. Altenpflegeheim von der Katholischen Kirchengemeinde in Betrieb genommen werden. Es befindet sich im zentrumsnahen Ebertpark. Sowohl von der Lage als auch von seiner Ausgestaltung her ist dieses eines der schönsten Häuser seiner Art weit und breit.

Als Bürgermeister hoffe ich, daß sich der bürgerschaftliche Geist weiter entfalten und unser Gemeinwesen sich zum Nutzen seiner Einwohner positiv weiterentwickeln kann. Die Hockenheimer haben bewiesen, daß sie ihre Geschicke selbst bestimmen und in die Hand nehmen können. Dieses Miteinander und Für-einander im Interesse unserer Stadt sollte uns weiterhin leiten. Allerdings wissen wir heute genausowenig wie unsere Vorfahren des Jahres

1895, welche Entwicklung unsere Stadt in den nächsten hundert Jahren nehmen wird. Deshalb sei das Wort aus Jeremia 29 des Alten Testaments für uns und unsere Nachfahren als kommunal-kategorischer Imperativ das Panier: „Suchet der Stadt bestes; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's euch auch wohl“. In diesem Sinne wünsche ich meiner Heimatstadt Hockenheim auch für die nächsten hundert Jahre ein herzliches Glückauf.

Herausgegeben von der
Forschungsstelle »Widerstand
gegen den Nationalsozialismus
im deutschen Südwesten«
der Universität Karlsruhe

Karlsruher Beiträge
zur Geschichte des
Nationalsozialismus

1

Wolfgang Altgeld
Harm-Hinrich Brandt
Michael Kißener (Hrsg.)

Widerstand in Europa

Zeitgeschichtliche
Erinnerungen und Studien

 **UVK**
Geschichte

Michael Kißener, Harm-Hinrich Brandt, Wolfgang Altgeld (Hrsg.) **Widerstand in Europa**
Zeitgeschichtliche Erinnerungen und Studien 200 S., br., DM 38.– ISBN 3-87940-523-9

Maßnahmen zum Umwelt- und Naturschutz am Hockenheimring

Der Hockenheimring liegt, wie nur wenige Rennstrecken dieser Welt, eingebettet in ein wunderschönes Waldgebiet, den Hardtwald. Dieser Wald dient den direkt angrenzenden Gemeinden und Städten Ketsch, Oftersheim, Sandhausen, Walldorf, Reilingen und Hockenheim als Naherholungsgebiet. Derzeit ist die Kiefer noch die dominierende Baumart, doch der Anteil an Laubböhlzern wie Eichen und Buchen wächst zunehmend durch Verjüngung. Dreiundsiebzigttausend Pflanzen wurden in den letzten Jahren neu gesetzt, vor allem im Hockenheimer Stadtwald. Hier entstand neuer Wald auf 8,2 Hektar. Notwendig wurde diese Verjüngung durch geplante Einschlag sowie Dürreschäden.

Die Hockenheim-Ring GmbH, die sehr eng mit der Forstbehörde zusammenarbeitet, ist über die im gesamten Waldgebiet notwendigen Maßnahmen hinaus bemüht, durch Neupflanzungen in den durch die Rennbesucher belasteten Gebieten, ihren Beitrag zur Ökologie und zur Verbesserung des Landschaftsbildes zu leisten. In einer gemeinsamen Aktion mit der Stadt Hockenheim, die mit einundfünfzig Prozent Mehrheitsgesellschafter der Hockenheim-Ring GmbH ist, wurden im Frühjahr z. B. fünf- undsechzig Bergahorn auf dem größten Parkplatz, dem P2, gepflanzt. Rund siebentausend Autos können auf dieser Fläche parken. In den nächsten Jahren sind in diesem Bereich weitere Baumpflanzungen vorgesehen.

Im besonderen sind auch die Flora und Fauna in den Gebieten rund um das Motodrom zu schützen. Entlang den Tribünen wurden Hainbuchen und an der Continentalstraße Stieleichen und Nußbäume gepflanzt. Die zur Sicherheit und Kontrolle der Campingplatzbesucher errichteten Zäune wurden bepflanzt.

Diese sind inzwischen so bewachsen, daß sie kaum noch sichtbar sind. Sie sehen wie eine große Hecke aus und erfüllen mehrere Aufgaben: Sie dienen als Sichtschutz, bilden neuen Lebensraum, z. B. für nistende Vögel, haben eine Lärmschutzfunktion und mindern die Staubimmission.

Das Campingplatzgelände, teilweise mitten im Wald und nur provisorisch, unterliegt einer sehr gewissenhaften Pflege durch den Forst. Das Gelände wird nach großen Rennen sorgfältig gesäubert. Vor den ersten Veranstaltungen und der damit verbundenen Campingplatz-Benutzung, sammeln die Forstarbeiter jegliches im Wald liegende Holz ein, das als Brennholz dienen könnte. Denn offene Feuer sind verboten, bergen sie doch, besonders durch die in den letzten Jahren vorherrschende Trockenheit, eine große Gefahr. Die Camper sind angehalten, ihren Müll in bereitgestellten Plastiksäcken zu entsorgen. Dieser Müll wird dann, wie inzwischen in jedem Haushalt üblich, sorgfältig getrennt.

Dem ca. neunzig Hektar großen Hockenheimer Stadtwald wurde von der Forstbehörde vor kurzem ein gutes Zeugnis ausgestellt. Und das allen Unkenrufen zum Trotz, denn die Motodrom- und Autobahnnahe wurde in der Vergangenheit immer als negative Waldeinwirkung angesehen. Dennoch wurde inzwischen ein Teil des Hockenheimer Stadtwaldes, der eine sehr wichtige Naherholungsfunktion erfüllt, von der Stadt Hockenheim für jegliche Art von Camping gesperrt.

Die Hänge der Nord- und Innentribüne – es handelt sich um achtzig Ar – wurden vor zehn Jahren mit einem Laubmischwald bepflanzt. Die Birken, Buchen und Linden haben heute schon eine beachtliche Größe. Andere Berei-

che, wie die Südtribüne, wurden mit Rosen, kleinen Hecken und Rasen verschönert.

In den Bereichen, in denen sich der Motorsport direkt abspielt, also auf der Rennstrecke, den Boxen und im Fahrerlager hat Umweltschutz erste Priorität. Es gibt ausreichend Altöl-Sammelstellen. Gebrauchte Rennreifen werden von den Reifen-Renndiensten zur Entsorgung mitgenommen. Das gesamte Fahrerlager und der Boxenbereich sind mit einem gut funktionierendem Öl- und Benzin-Abscheide-System versehen, d. h. diese Stoffe gelangen nicht ins Erdreich bzw. in das Grundwasser.

Die Strecke wird regelmäßig, in der Hauptrennsaison fast täglich, von einer Spezial-Straßenkehrmaschine gereinigt. Bodenproben, die entlang der Rennstrecke entnommen wurden, ergaben dann auch in der Analyse, daß das Erdreich nicht mit Schadstoffen belastet ist.

Der Hockenheimring ist heute über das ganze Jahr belegt. Maximal sechs internationale Motorsport-Großveranstaltungen mit Zuschauern, sowie ein Open-Air-Konzert, ca. siebzig kleinere Veranstaltungen sowie viele Testfahrten der Industrie sorgen für diese Auslastung. Davon profitiert die Stadt, aber auch die ganze Region. Rund fünfzig Millionen Mark wurden beispielsweise bei einem Formel-1-Rennen als Sekundär-Umsatz ermittelt. Im besonderen profitieren Hotellerie, Gastronomie und Einzelhandel. Es ist nicht selten, daß bei Großveranstaltungen sämtliche Hotels im Umkreis von ca. fünfzig Kilometern belegt sind. Für den Raum Hockenheim ist diese bedeutende Renn- und Versuchsstrecke also ein beachtlicher Wirtschafts- und Imagefaktor. Schließlich war es der Hockenheimring, der den Namen der Stadt weit über deren Grenzen hinaus zu einem Begriff in aller Welt werden ließ.

Daß bei Großveranstaltungen, zu denen an einem Formel-1-Wochenende von Freitag bis Sonntag bis zu zweihunderttausend Besucher nach Hockenheim kommen, nicht alles geräuschlos abläuft, liegt auf der Hand. Dafür sorgen an- oder abfahrende Autos und viele tausend Camper. Davon tangiert sind vor allem die dem Hockenheimring benachbarten Wohngebiete. Die Stadt Hockenheim und die Hockenheim-Ring GmbH sind bemüht, dieses Problem durch das Anpachten von Grundstücken

zu Camping- und Parkzwecken weit vor den Toren der Stadt zu minimieren.

Nach einer kleinen Anfrage des Bündnis 90/Die Grünen-Abgeordneten Reinhard Bütikofer im Baden-Württembergischen Landtag, die sich mit der Problematik Lärmentwicklung durch die auf dem Hockenheimring durchgeführten Rennveranstaltungen und den damit verbundenen Beeinträchtigungen für die Anwohner beschäftigte, kam die Landesregierung unter Federführung des Umwelt-Ministeriums zu der Ansicht: Die Wohnbebauung im Umfeld des Hockenheimringes ist später entstanden, und die Bewohner des Gebietes mußten daher von vornherein mit gewissen Beeinträchtigungen aus dem Betrieb des Motodroms rechnen. Die Zumutbarkeitsschwelle für Lärmimmissionen muß daher nach der ständigen Rechtsprechung der Verwaltungsgerichte höher angesetzt werden als bei Bewohnern eines allgemeinen Wohngebiets, das außerhalb des Einwirkungskreises störender Anlagen liegt.

Die Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg hat in einer Erhebung 1991 und 1992 Schallpegelmessungen in benachbarten Orten des Hockenheimrings und in der Nähe des Motodroms bei verschiedenen Rennsport-Veranstaltungen durchgeführt. Dieses Gutachten liegt dem Landratsamt Rhein-Neckar-Kreis vor, das derzeit prüft, ob und in welcher Form daraus Auflagen abzuleiten sind.

Die Hockenheim-Ring GmbH und ihre Hauptgesellschafter, die Stadt Hockenheim, haben allerdings schon seit 1975 Maßnahmen zur Lärmreduzierung initiiert und konsequent durchgesetzt, obwohl dies nicht immer den Beifall der Motorsportbehörden fand:

- Die Anzahl der motorsportlichen Großveranstaltungen wurde auf sechs limitiert. Das bedeutet, daß unter Berücksichtigung der Trainingstage nur an maximal achtzehn Tagen im Jahr Rennen mit Zuschauerbeteiligung stattfinden. Alle kleineren Veranstaltungen finden quasi unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und entlasten die Peripherie der Stadt vom Besucherverkehr.
- Seit 1991 werden zu Kleinveranstaltungen und Testfahrten nur schallgedämpfte Fahrzeuge mit maximal 100 Dezibel dB(A) zugelassen. Zum Vergleich: ein handelsüblicher, straßenzugelassener Pkw entwickelt zwei

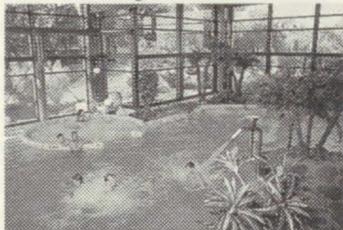
Waldbronn

Ort mit Heilquellen-Kurbetrieb

So schön kann Ihre wertvolle Freizeit sein: ob Sie nun gern wandern, schwimmen, eislaufen, kulturelle Veranstaltungen besuchen, gezielt etwas für Ihre Gesundheit tun möchten oder in gemütlichen Restaurants einkehren – in Waldbronn hat Erholung und Entspannung das ganze Jahr Saison.

Freizeit nach Ihrem Geschmack

'albtherme' – begeistert fit bleiben...



Eislaufen in guter Luft Waldbronn's.



Natur erleben. "Abschalten".



Solarbeheiztes Freibad mit Riesenrutsche.

Waldbronn, mit seinen Ortsteilen Busenbach, Etzenrot, Reichenbach, hat viel zu bieten für Ihre Freizeitwünsche...

**KURVERWALTUNG WALDBRONN
BERGSTRASSE 32, D-76337 WALDBRONN
TELEFON 07243/5657-0
FAX 07243/5657-58**

SCHWARZWALD

schen 78 und 90 dB(A), ein Formel-1-Bolide über 130 dB(A). Die Schalldämpfung auf 100 dB(A) bewirkt, daß sich in den angrenzenden Wohngebieten keine störenden Lärmimmissionen mehr ergeben.

- An Sonntagen – ausgenommen bei den Großveranstaltungen – dürfen nur Fahrzeuge teilnehmen, deren Phonzahl der Straßenverkehrs-Zulassungsverordnung (StVZO) entsprechen.
- Mit Ausnahme der Formel-1, der Formel-3000 und den Dragstern wird auch bei Großveranstaltungen der Einsatz von Schalldämpfern – maximal 100 dB(A) – vorgeschrieben. Weil dazu die Interserie nicht bereit war, konnte sie konsequenterweise seit 1991 in Hockenheim weder trainieren noch ein Rennen fahren.
- Testfahrten mit schallgedämpften Rennfahrzeugen – maximal 100 dB(A) – werden an Werktagen nur noch zeitlich begrenzt zugelassen und zwar nur noch vormittags von 9.00–12.00 Uhr und montags von 15.30–18.00 Uhr. Von dienstags bis freitags ist nachmittags kein Testbetrieb mit Rennfahrzeugen mehr erlaubt. Testfahrten ohne Schalldämpfer sind also auf dem Hockenheimring nicht möglich.
- Von März bis November werden pro Monat mindestens zwei Wochenende mit Veranstaltungen belegt, deren Fahrzeuge phonzahlmäßig ausschließlich der StVZO entsprechen, also zum Straßenverkehr zugelassen sind. In den Wintermonaten stellt sich das Lärmproblem ohnehin nicht, weil keine Veranstaltungen stattfinden.

Soweit also die bereits eingeleiteten, wirk-samen Lärmschutzmaßnahmen am Hockenheimring, die im Ergebnis dazu führen, daß mit Ausnahme der Formel-1, der Formel-3000 und der Dragster-Rennen generell bereits mit Schalldämpfern gefahren wird. Weil die Formel-3000 in der Vergangenheit ausschließlich im Beiprogramm der Formel-1-Veranstaltung lief, wurde bisher an allen Werktagen, mit

Ausnahme von zwei Wochenenden eines Jahres, generell nur noch mit Schalldämpfern auf dem Hockenheimring gefahren. Dadurch halten sich die Immissionen in einem vertretbaren Rahmen. Die mögliche Lärmbelastung durch die Formel-1 tritt übrigens nur an drei Tagen bzw. fünfeinhalb Stunden im Jahr auf. Bei der Formel-3000 sind dies knapp vier Stunden. Hinzu kommt, daß alle Rennserien, auch die Formel-1-Wagen, inzwischen mit bleifreiem Sprit fahren müssen.

Bei Großveranstaltungen wurde die Verkehrslenkung aufgrund jahrelanger Erfahrung inzwischen soweit optimiert, daß der gesamte Anreise-Verkehr aus der Hockheimer Innenstadt ferngehalten wird. Durch ein neues Verkehrsleitkonzept zu den größten Parkplätzen, dem P2 und dem P6, werden die anreisenden Besucher schon weit vor der Stadt zielgerecht eingewiesen. Nur beim Formel-1-Rennen und dem Open-Air-Konzert darf in bestimmten Waldbereichen zusätzlich geparkt werden. Bei der spätnachmittäglichen Abreise werden die Besucher teilweise mit einem Einbahnstraßen-System auf die Hauptzufahrtsstraßen außerhalb Hockenheims durch die Stadt geleitet. Die Abfahrt ist in der Regel aber in ein bis eineinhalb Stunden erledigt.

Die Stadt Hockenheim und die Hockenheim-Ring GmbH haben in den letzten zwanzig Jahren im Interesse des Umwelt- und Naturschutzes keine Kosten und Mühen gescheut. Dafür wurden einige Millionen Mark investiert. Vor allem Hockenheims Bürgermeister Gustav Schrank, gleichzeitig Vorsitzender der Gesellschafterversammlung der Hockenheim-Ring GmbH, ist es ein großen Anliegen, daß seine Bürger durch den Betrieb des Hockenheimrings nicht unzumutbar belastet werden. „Daß aber auf dem Hockenheimring ein Rennen stattfindet, zu dem hunderttausend Besucher kommen, und keiner in unserer Stadt merkt etwas davon – eine derartige Situation wird es wohl nie geben“, so der Hockenheimer Bürgermeister.

Denkmalpflege und Stadtsanierung in Hockenheim

Viele ehemalige Hockenheimer, die schon lange nicht mehr in ihrer Heimatstadt waren, hört man immer wieder bei einem Besuch bewundernd sagen: Hockenheim ist schöner geworden. In ihrer Erinnerung lebt noch das Bild von dem Straßendorf und der stark landwirtschaftlich geprägten Gemeinde mit den Bauernhöfen und den vielen Zigarrenfabriken.

Der historische Stadtkern Hockenhems war früher von diesen landwirtschaftlichen und frühindustriellen Nutzungen bis zur Durchführung der Stadtsanierung noch stark geprägt, obwohl bereits durch die Aussiedlung von mehr als 30 landwirtschaftlichen Betrieben in das Gebiet im Hockenheimer Rheinbogen „Seewaldsiedlung“ und „Siegelhain“ die landwirtschaftliche Struktur weitgehend zurückging.

Hockenheim liegt auf dem Rheinhochgestade etwa 25 km südlich von Mannheim. Es wurde erstmals im Jahre 769 als „Ochinheim“ im Codex des Klosters Lorsch erwähnt. Die Herrschaftsrechte gingen von den Herren der Burg Wersau im Jahr 1063 vom Reich an das Bistum Speyer. Von 1462 an war Hockenheim kurpfälzisch, 1803 wurde es „badisch“ und 1806 „großherzoglich-badisch“. Im Jahre 1895 erhielt Hockenheim die Stadtrechte verliehen.

DENKMALGESCHÜTZTE GEBÄUDE

Schon um die Jahrhundertwende kam durch die industrielle Entwicklung und den 1870 erfolgten Anschluß an die Rheintalbahn Arbeit und Wohlstand in die Gemeinde. Das ist an vielen Bauten von damals zu ersehen. Da ist einmal das Neurenaissance-Rathaus zu erwähnen, das 1892 anstelle eines noch älteren Vorgängers errichtet und 1933, 1968 und zuletzt

1988/89 erweitert wurde. Es ist das Beispiel eines historisierenden Verwaltungsgebäudes der Blütejahre der Gründerzeit und gehört zu den ältesten denkmalgeschützten Gebäuden in Hockenheim. Dazu kommt die der jetzigen Stadthalle gegenüberliegende, 1905 bis 1907 im barockisierenden Jugendstil erbaute evangelische Kirche. Sie hat eine Dreiturmfassade und wurde nach den Plänen des Heidelberger Baurates Hermann Behaghel erbaut. Die Kirche ist ein wichtiges Glied in der Entwicklung des evangelischen Kirchenbaues in Baden und ortsbildprägendes Bauwerk der Stadt. Das 1905 erbaute Pfarrhaus bildet mit der evangelischen Kirche eine Sachgesamtheit im barockisierenden Jugendstil.

Nur 200 Meter weiter, gegenüber dem Park der evangelischen Kirche, wurde 1910/11 eine dreigeschossige Zigarrenfabrik, die so genannte GEG, für rund 700 Arbeitsplätze in Jugendstilformen erstellt. Dieses denkmalgeschützte Gebäude wird heute für Wohnzwecke genutzt. Städtebaulich hat es ein besonderes Gewicht durch seine repräsentative Stellung gegenüber der evangelischen Kirche. Am neuen Marktplatz steht ebenfalls ein 1911 erbautes, denkmalgeschütztes Gebäude im neubarocken Jugendstil. Es ist die Pestalozzi-Grundschule, deren Eingangsrisalit mit besonders eindrucksvollen Jugendstilornamenten ausgestattet ist.

Viel interessanter ist aber noch eine andere ortsbildprägende denkmalgeschützte Gebäudegruppe in unmittelbarer Nähe dieser Schule und des Rathauses. Da ist einmal die neue, 1910/11 erbaute katholische Kirche in reinen Jugendstil mit einem Turm von 65 Meter Höhe. Den Plan für diese Jugendstilkirche entwarf der Vorstand des Erzbischöflichen Bauamtes Karlsruhe, Oberbaurat Johannes Schroth. Die

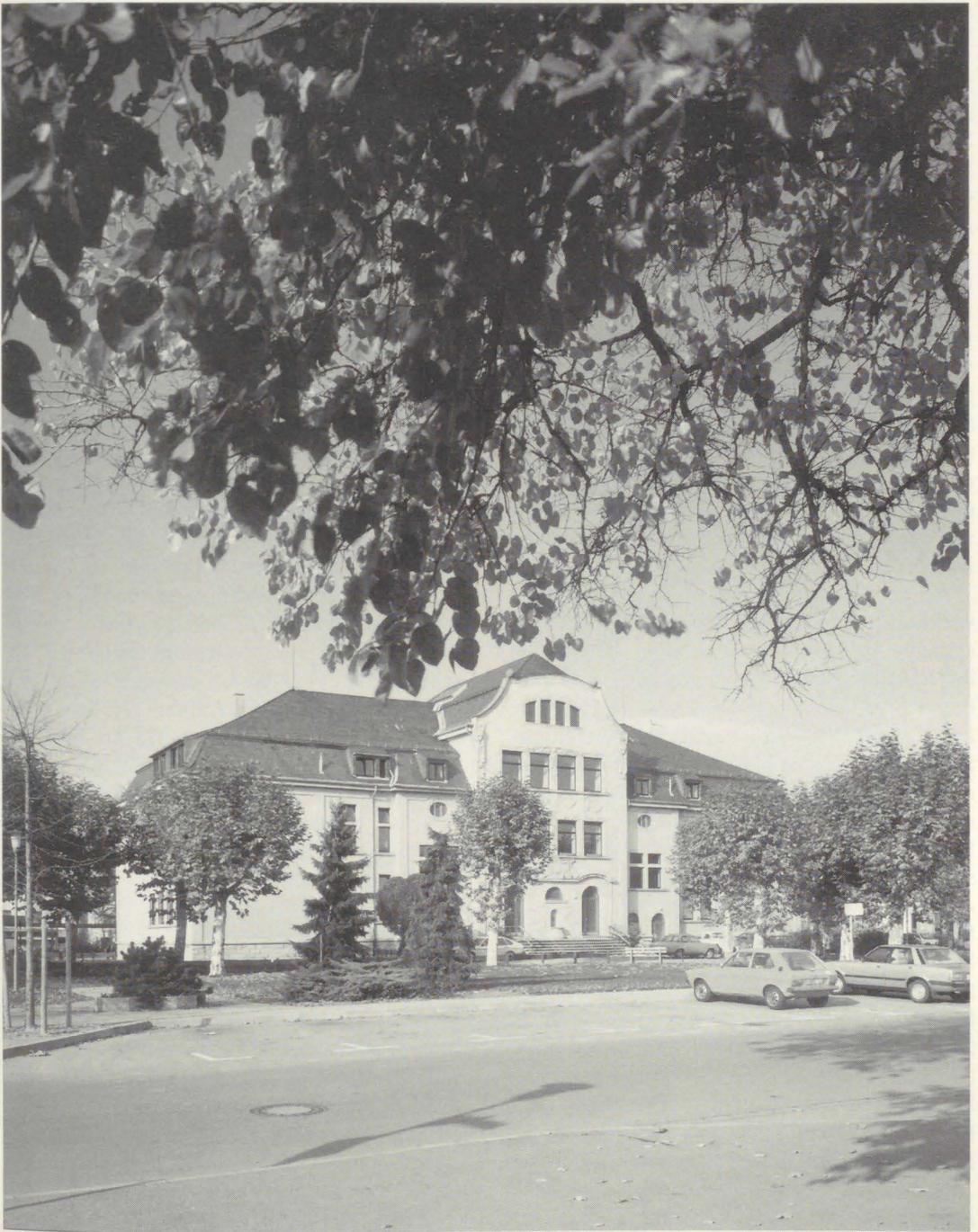
imposante Außenfront ist leicht gewölbt und hat drei Eingänge, zu denen eine große Freitreppe führt. Die Kirche ist dreischiffig mit Glockenturm und Vorhalle. Vor dem Bau dieser, dem Hl. Georg geweihten Kirche, stand schon daneben ein Pfarrhaus, das 1894 im Neurenaissance-Stil erbaut worden war. Es ist ein zweigeschossiger Backsteinbau mit Sandsteineingliederung, nach Plänen des Erzbischöflichen Bauamtes errichtet. An der Westfassade steht eine Marienstatue in einer Nische. Das Pfarrhaus dokumentiert neben der nur 15 Jahre jüngeren Jugendstilkirche den Stilwandel in dieser kurzen Zeit. Dieser Wandel war jedoch sehr umstritten, denn einige in der Kirchengemeindevertretung wollten, daß das Neurenaissance-Pfarrhaus vor dem Bau der neuen Jugendstilkirche abgerissen wird, um einen „Stilbruch“ zu vermeiden.

Keinen „Stilbruch“ sah man in der noch vorhandenen, alten katholischen Kirche, gegenüber der neuen Jugendstilkirche, der sogenannten „Weinbrenner-Kirche“. Sie ist in der Denkmalliste als „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ ausgewiesen. In der Auseinandersetzung um den Bau einer neuen Stadthalle war sie bei der Sanierung des Gebietes „Stadtzentrum“ ein besonderes Streitobjekt, worauf noch später eingegangen wird. Die Weinbrenner-Kirche hat ihren Beinamen dem Umstand zu verdanken, daß das auffällige und neu zu bauende Langhaus im Jahre 1816 von dem Mannheimer Architekten Dyckerhoff im klassizistischen Stil des bekannten Karlsruher Städtebauers Weinbrenner geplant und erbaut wurde, während der spätgotische Turm aus dem Jahre 1490 erhalten blieb. Nach dem Neubau der St. Georgskirche wurde die alte katholische Kirche als „Festhalle“ und bis heute als katholisches Gemeindehaus genutzt.

Ein weiteres denkmalgeschütztes Gebäude, das sogar den Rang eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung hat, ist das Gasthaus „Guldener Engel“ gegenüber dem katholischen Pfarrhaus. Dieser „Guldene Engel“ gehört nicht zum Sanierungsgebiet „Stadtzentrum“, sondern zum Bereich der „alten Stadtmitte“, die schon früher erneuert wurde. Von den wenigen erhalten gebliebenen Fachwerkhäusern Alt-Hockenheim, die es in versteckten Winkeln immer noch gibt, ist der „Guldene

Engel“ in der Heidelberger Straße das schönste und bedeutendste. Durch sein reiches Fachwerk und die malerische Freitreppe im Hof hebt er sich aus dem Straßenbild merklich heraus. Es ist ein vornehmes Haus, das mit einiger Berechtigung oft als „Patrizierhaus“ bezeichnet wird. Diese typisch fränkische Hofanlage war bis zum Jahre 1875 ein Gasthaus und wurde bis vor wenigen Jahren als Wohn- und Geschäftshaus genutzt. Es wurde 1690 von Kannenwirt Johann Georg Engelhorn für seinen Sohn Johann Jakob Engelhorn erbaut. Dieser ist der Ahnherr von Friedrich Engelhorn, dem Gründer der weltweit bekannten BASF in Ludwigshafen. Kurz nach Amtsantritt von Bürgermeister Gustav Schrank (1979/80), übernahm die Stadt den „Guldene Engel“, den sie dem Architekten Volker Grein in Erbpacht übergab, der dieses Haus vorbildlich restaurierte. Die Stadt trug zur Außenrenovierung mit einem erheblichen Zuschuß bei. Der „Guldene Engel“ ist das Beispiel für eine vorbildlich praktizierte Denkmalpflege.

Zu den denkmalgeschützten Gebäuden, die außerhalb der Sanierungsgebiete liegen, aber unbedingt erwähnt werden müssen, gehört der „Wasserturm“. Dieser, wie ein Riesenspargel aussehender Turm ist das „Wahrzeichen Hockenheims“. Sein Turm ist 40 Meter hoch, hat eine schöne Kuppel mit einer rundum zu begehenden Plattform, die einen Blick über Hockenheim und die gesamte Umgebung gestattet. Der von der Firma Dyckerhoff und Widmann erbaute Wasserturm wurde 1910 in Betrieb genommen. Er faßt insgesamt 500 cbm Wasser. Seit 1981 ist er außer Dienst gestellt, nachdem der Zweckverband „Wasserversorgung Südkreis Mannheim“ das erforderliche Wasser nach Hockenheim liefert. Somit hat der Wasserturm nur noch die Funktion als „Hockenheimer Wahrzeichen“ und als Kulturdenkmal. Gerade als Kulturdenkmal wird der Wasserturm mit großen finanziellen Aufwendungen weiterhin gepflegt, zumal der „Zahn der Zeit“ ständig an diesem Gebäude nagt. Schließlich gehört es auch zu den Aufgaben einer Stadt, Kulturdenkmale zu erhalten.



Die Pestalozzi-Grundschule

Der Erhaltungsgedanke des Denkmalschutzes findet sich in jüngerer Zeit ganz stark in der Aufgabe der städtebaulichen Erneuerung. Wenngleich die Denkmalpflege vorrangig ein Interesse am Erhalt eines Kulturdenkmals ohne Rücksicht auf die städtebaulichen Gesamtinteressen hat, trägt sie doch ein gutes Stück zur Verwirklichung dieser städtebaulichen Ziele bei. Andererseits weiß die städtebauliche Erneuerung um den Wert vorhandener und erhaltungsfähiger Bausubstanz als Leitfaden für die sensible Fortentwicklung unserer Städte. Dies kommt beispielsweise darin zum Ausdruck, daß Städtebaufördermittel unter Zurückstellung wirtschaftlicher Aspekte für die Sanierung bedeutender Gebäude auch dann eingesetzt werden können, wenn die Modernisierung und Instandsetzung eines Gebäudes weit aufwendiger ist, als dies bei einem Ersatzbau der Fall wäre.

In der Erkenntnis, daß städtebauliche Entwicklung kein statisches Ereignis, sondern eine ständige Aufgabe jeder Generation ist, und daß die Erhaltung eines Gebäudes auf Dauer nur mit einer sinnvollen Nutzung gesichert werden kann, aber auch wissend, daß jedes beseitigte alte Haus den unwiederbringlichen Verlust eines Geschichtszeugnisses darstellt, sind Lösungen anzustreben, die für alle Parteien vertretbar sind. Denkmalpfleger und Stadtsanierer sitzen im selben Boot und tun gut daran, an einem Strang zu ziehen.

Dies ist in Hockenheim weitgehendst geschehen, denn es gab zwischen Denkmalpflege und Stadtsanierung kaum Probleme, weil es sich bei dem ersten in Hockenheim ausgewiesenen Sanierungsgebiet „Stadtzentrum“ nach dem Sachbericht der mit der Sanierungsberatung beauftragten „Kommunalen Planungs- und Entwicklungsgesellschaft der badischen Sparkassen mbH (KSG) Karlsruhe“, nicht um ein „übliches Sanierungsgebiet“ (Altstadtbereich) handelte. Es seien kaum denkmalgeschützte Gebäude anzutreffen (außer den bereits erwähnten Gebäuden, d. Verf.). Erschwerend komme hinzu, so der Sachbericht, daß die Grundstücks- und Gebäudepreise in Hockenheim durch die Nähe zu den Großräumen Mannheim, Ludwigshafen, Schwetzingen und Heidelberg sehr hoch angesiedelt sind.

Wie kam es nun in Hockenheim zu einer Stadtsanierung?

Die Bautätigkeit in der Wiederaufbauphase nach dem zweiten Weltkrieg fand mehr und mehr an den Rändern unserer Städte und Gemeinden statt. Die Ursachen lagen darin, daß der Wunsch nach Wohnkomfort sich in Neubauten sehr viel leichter verwirklichen ließ und kaum Anstrengungen unternommen wurden, das Umfeld und die Infrastruktur in den gewachsenen Ortskernen und Stadtzentren zu verbessern. Stattdessen wurden neue Baugebiete im „Grünen“ ausgewiesen. So kam es zu einer Flucht aus den Innenstädten und Ortszentren. Wer es sich leisten konnte, baute im Neubaugebiet und verkaufte oder vermietete das alte Haus im Ortskern. Das Sozialgefüge und die Altersstruktur kamen durcheinander, das Gesellschaftsniveau fiel und der Ausländeranteil in den Ortskernen stieg rapide an. Dies war die fast überall vorhandene städtebauliche Situation, als verantwortungsbewußte Menschen in den 60er Jahren erste Initiativen zur Umkehr dieses Trends ergriffen. Mit dem Städtebauförderungsgesetz von 1972 schaffte der Bund die rechtlichen und förderrechtlichen Voraussetzungen zu wirksamen Stadterneuerungsmaßnahmen. Das Gesetz gab aber keine konkreten Anweisungen, welche Maßnahmen im einzelnen richtig waren und was bei einer städtebaulichen Erneuerung im Detail zu beachten ist.

In Hockenheim war die Situation ähnlich wie beim eben beschriebenen allgemeinen Trend. Hinzu kam die stürmische Entwicklung Hockenhems nach dem 2. Weltkrieg, das sich zu einem wirtschaftlichen Schwerpunkt am Rande des Rhein-Neckar-Kreises entwickelte. So kam der Stadt nach dem Bau einer Realschule, eines Gymnasiums, einer Sonderschule sowie einer hauswirtschaftlichen Berufsfachschule auch die Rolle eines Schulzentrums für die umliegenden Gemeinden zu. Hockenheim wurde in dem damals aufgestellten Landesentwicklungsplan als Unterzentrum ausgewiesen und ist im Zuge der Gemeindereform im Jahre 1975 mit Altlußheim, Neulußheim und Reilingen eine Verwaltungsgemeinschaft eingegangen, wobei Hockenheim die Rolle der erfüllen



Die evangelische Stadtkirche mit ihrer interessanten Dreiturmfassade

den Gemeinde zufiel. Somit entstand ein leistungsfähiger Zentralort, der mit seinen rund 18 600 Einwohnern (die Verwaltungsgemeinschaft hat mit allen vier Gemeinden rund 35 000 Einwohner) und einem großen Baugebiet den Rang eines Mittelzentrums anstrebt. Hockenheim hat sich mit seiner zunehmenden Bedeutungssteigerung in den letzten Jahrzehnten sowohl in seiner Struktur, als auch im Erscheinungsbild stark gewandelt. Der Ort wurde durch eine überörtliche Verkehrsplanung autogerecht umfunktioniert und der alte Ortskern durch neue Funktionen überformt. Planerische Konzepte für die Entwicklung des Ortskerns fehlten weitgehend. Durch auftretende Mängel in der Stadtentwicklung und die weiteren Erkenntnisse einer Stadterneuerung war es notwendig geworden, eine teilräumliche Entwicklungsplanung (Rahmenplanung) anzustreben, der die städtebauliche Erneuerung zum Ziele hatte. Man konnte sich dabei auf die vom Bund 1972 geschaffenen rechtlichen und fördertechnischen Voraussetzungen zu wirksamen Stadterneuerungsmaßnahmen durch das Städtebauförderungsgesetz stützen.

So wurde deshalb im Jahre 1982 das Planungsbüro ARUPLAN in Kaiserslautern beauftragt, einen städtebaulichen Rahmenplan zu erstellen, der eine Stadtsanierung zum Ziele hat. Zur Durchführung der Sanierung wurde die kommunale Planungs- und Entwicklungsgesellschaft der badischen Sparkassen mbH (KSG), Karlsruhe, als Sanierungsberater beauftragt. Die Stadt Hockenheim wurde im Jahre 1985 in das Landessanierungsprogramm Baden-Württemberg aufgenommen. Der Beschluß über die förmliche Festlegung des Sanierungsgebietes „Stadtzentrum“, wurde rechtskräftig mit der öffentlichen Bekanntmachung vom 4. 11. 86. Das Sanierungsgebiet hat eine Größe von 7,6 ha. Der ursprüngliche Förderrahmen für dieses Sanierungsgebiet betrug 6 Mill. DM.

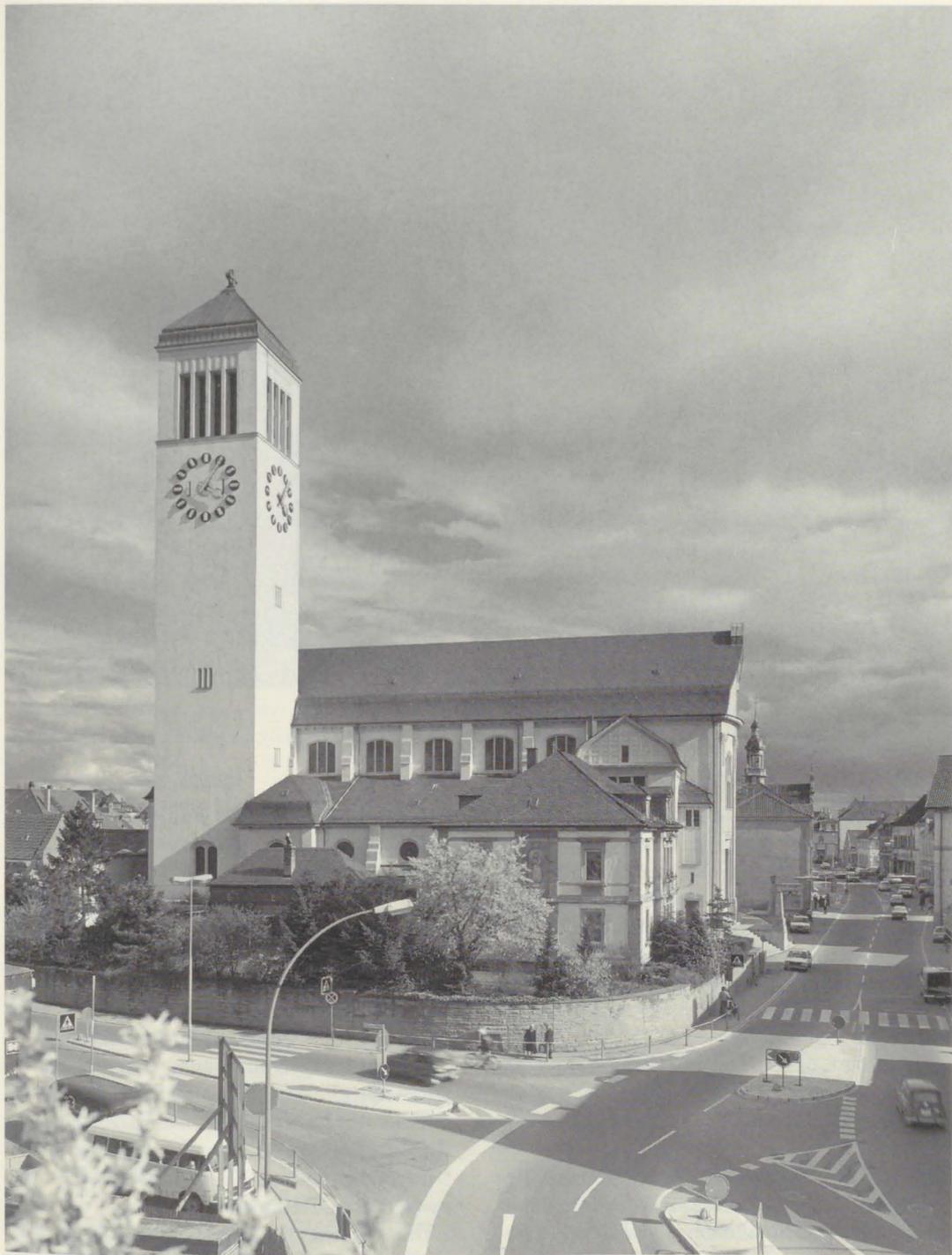
Im Zuge der Rahmenplanung wurde schnell klar, daß die um das Gebiet des Rathauses, der Schule und der evangelischen Kirche vorhandenen Ansätze genutzt und weiterentwickelt werden müssen, um die städtebauliche Ordnung in vernünftige Bahnen zu lenken. So wurde beschlossen, die notwendige Stadthalle, die ursprünglich in der Nähe des Feuerwehrge-

rätehauses und des Friedhofes „auf der grünen Wiese“ erstellt werden sollte, in der Innenstadt zu errichten. Als Standort bot sich eine Lage in der Nachbarschaft zum Rathaus, Bereich Otto- und Rathausstraße, an. Dies war auch das Ergebnis eines bereits 1978 gebildeten „ad hoc Ausschusses Stadthalle“, der im November 1983 seine lange Informationsphase abschloß und dem Gemeinderat als Ergebnis vieler Stadthallenbesichtigungen ein entsprechendes Raumprogramm und als Standort eine Stadthalle im Stadtzentrum, Nähe Rathaus vorschlug. Der Gemeinderat akzeptierte diesen Vorschlag durch einen mehrheitlichen Beschluß. Im Gegensatz dazu etablierte sich eine Bürgerinitiative, die den Umbau und die Nutzung der Festhalle als Stadthalle vorschlug, obwohl die Festhalle ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ist und es für eine Umgestaltung nur wenige Möglichkeiten gibt. Trotzdem legten die Initiatoren der Bürgerinitiative 396 Unterschriftenlisten mit 2186 Unterschriften von Bürgern mit folgendem Vorschlag vor:

1. Die Stadt Hockenheim erstellt keinen Neubau für eine Stadthalle.
2. Sie kauft die Festhalle der katholischen Kirchengemeinde, um sie zu einer Stadthalle umzubauen.
3. Die Planung des Umbaus soll unter Beteiligung der Bürger erfolgen.

Im Gegensatz dazu hat sich der Gemeinderat eindeutig für einen Neubau in der Stadtmitte ausgesprochen. Ausschlaggebend dafür war, damit

1. gleichzeitig die Sanierung der Stadtmitte in die Wege zu leiten und zusätzlich Wohnraum im Herzen der Stadt zu schaffen,
2. eine attraktive Stadthalle als innerstädtisches Kulturzentrum und in Verbindung damit einen Stadtplatz zwischen evangelischer Kirche und Pestalozzi-Schule anzubieten,
3. den Dienstleistungs- und Einzelhandelsbereich mit flankierenden Maßnahmen wie Tiefgarage und einer Verkehrsberuhigung zu unterstützen und schließlich
4. die Stadtmitte als pulsierendes Zentrum der Stadt zu stärken und die fußläufige Erreichbarkeit der Stadthalle für jedermann zu gewährleisten.



Die 1910/11 erbaute Jugendstilkirche St. Georg



Die Geriatriche Rehabilitationsklinik Hockenheim

Der am 8. 4. 1984 durchgeführte Bürgerentscheid brachte eine eindeutige Entscheidung der Bevölkerung für eine Stadthalle in der Stadtmitte. Somit war der Weg für eine neue Stadthalle frei und es konnten entsprechende Grundstücksverhandlungen in der Rathaus- und Ottostraße aufgenommen und Gebäude aufgekauft werden.

STADTHALLE IN DER STADTMITTE

Anfang 1987 lobte die Stadt einen städtebaulichen Realisierungswettbewerb „Stadthalle“ aus, den die Architektengemeinschaft Hübnert, Erhard und Bomze aus Heidelberg gewann. Um einen entsprechenden Rahmen für das weitere Vorgehen zu schaffen und die notwendige Rechtssicherheit herzustellen, beschloß der Gemeinderat am 7. 10. 87 die Aufstellung eines entsprechenden Bebauungspla-

nes. Die neue Stadthalle wurde am 15. 3. 1991, vor Beginn der Landesgartenschau Hockenheim 1991, eingeweiht und ist ein Schmuckstück im Sanierungsgebiet „Stadtzentrum“. Hinzu kam eine zweckmäßige Freiflächengestaltung um das Gebiet der neuen Stadthalle mit der Schaffung eines Marktplatzes, eines Parkplatzes und einer Tiefgarage sowie eines Hotels. Außer der Gestaltung unmittelbar um den Marktplatz sind auch die angrenzenden Teilbereiche der Rathaus- und der Ottostraße mit dem Rathausanbau, sowie Parkstraße und Kirchenstraße weitgehend fertiggestellt. Außerdem konnten 1994 elf private Modernisierungen abgeschlossen werden.

Ein Gewinn für das Sanierungsgebiet ist der gelungene und am 15. 4. 1995 eröffnete Neubau einer „Geriatriischen Rehabilitationsklinik“ des Rhein-Neckar-Kreises gegenüber der evangelischen Kirche, mit einem herrlichen Blick auf den Marktplatz, die Stadthalle, die Schule und die beiden Kirchen.



Blick auf das Sanierungsgebiet „Stadtzentrum“. Im Vordergrund der Marktplatz mit Stadthallenrestaurant „Rondeau“ und Stadthalle. Im Hintergrund: Rathaus-Erweiterungsbau und St. Georgskirche

ERNEUERUNGSMASSNAHME STADTMITTE I

Das Sanierungsgebiet „Stadtzentrum“ in Hockenheim wurde erweitert durch das städtische Erneuerungsgebiet „Stadtmitte I“, das im Jahre 1989 in das Programm „Einfache Stadterneuerung des Landes Baden-Württemberg“ aufgenommen wurde. Das Gebiet hat eine Fläche von 4,5 ha, zu dem die Hauptgeschäftsstraße Hockenheims, die Karlsruher Straße, ein Teil der Oberen Hauptstraße, die Untere Mühlstraße mit einem 1994 herrlich gestalteten Kinderspielplatz (nach Abriß einer räumlich ungenügenden Spargelhalle), der Verbindungsweg am Kraichbach zwischen Unterer Mühlstraße und der Karlsruher Straße sowie dem alten Meßplatz. In dem Gebiet „Stadtmitte I“ liegt auch die jetzige Festhalle mit Umfeld, die noch

zur Erneuerung anstehen. Eine große Aufgabe für die Katholische Kirchengemeinde, aber auch für die Stadt Hockenheim.

Die Umsetzung der im „Städtebaulichen Rahmenplan“ vorgesehenen Maßnahmen und die Durchführung der Sanierungen im Sanierungsgebiet „Stadtzentrum“ und dem Erneuerungsgebiet „Stadtmitte I“ hat zu dem geführt, was jeden Besucher sagen läßt, der diese Stadt nach Jahren wieder sieht – wie eingangs erwähnt – „Hockenheim ist schöner geworden“. Der Vollständigkeit halber muß aber auch erwähnt werden, daß der Gemeinderat und die Stadtverwaltung mit der Durchführung eines jährlichen Fassaden- und Blumenschmuckwettbewerbs die Bevölkerung daran beteiligt hat, daß Hockenheim schöner geworden ist. Dazu trägt auch die Aufstellung mehrerer Brunnen sowie die Pflege des Landesgartenschauelän-

des in einem fortgeführten Gartenschaupark erheblich bei, der den Freizeitwert Hockenheim noch steigert.

Anmerkungen

Quellen: Ernst Brauch: Hockenheim, Stadt im Auf- und Umbruch

Stadt: 1200 Jahrfeier der Stadt Hockenheim
ARUPLAN: Städtebaulicher Rahmenplan, Abschlußbericht
KSG: Zwischenberichte zur Sanierung 1983–1994
Projektleiter der KSG Keßler: Gedanken zu Denkmalpflege und Sanierung (unveröffentlicht)
BM Schrank: Rechenschaftsbericht 1983
Stadtsanierung Hockenheim, 1986
Josef Hauck: eigene Ausarbeitungen (unveröffentlicht)

Gedenkblatt für Ernst Niefenthaler

1894–1970

I. LEBENSWEG

Der Bauerndichter Ernst Niefenthaler wurde am 31. Dezember 1894 an der Schwelle zweier Jahre in Bürchau im Kleinen Wiesental als Sohn der Bauersleute Jakob Friedrich Niefenthaler und seiner Ehefrau Frieda geb. Eiche geboren. Damit war sein Lebensweg eigentlich schon vorgezeichnet, denn Buben waren notwendig gebrauchte Arbeitshilfen bei einem Bergbauernhof, der die Anspannung aller Kräfte bei der Bewirtschaftung erforderte. Also besuchte Ernst Niefenthaler die Dorfschule, und anschließend begann die Mitarbeit in der Landwirtschaft der Eltern. Die Vertrautheit mit der Natur in ihrem Jahresablauf erwies sich später als die Grundlage seines dichterischen Schaffens. Davon wird noch ausführlich die Rede sein. Der Ausbruch des I. Weltkrieges bedeutete die erste schwere Zäsur in des jungen Manne Leben. Er machte den Krieg von 1914–1918 an der Westfront mit und hatte das Glück, das Kriegsende unversehrt zu erleben und in die Heimat zurückkehren zu dürfen. 1920 gründete er eine eigene Familie und heiratete die Bauerntochter Maria Asal aus Raich.

Der geistig sehr regsame Mann engagierte sich bald für die Belange seiner Heimatgemeinde Bürchau, denn bei aller Introvertiertheit des Bergbauern war er stets auch dem Fortgang der Zeit mit ihren Erfordernissen aufgeschlossen. Niefenthaler gehörte von 1926 bis 1945 dem Gemeinderat an. Er war von 1923 bis 1963, vierzig Jahre also, Vorsitzender der Landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsgenossenschaft und langjähriges Mitglied des Vorstandes der Milchzentrale Lörrach. Das waren für die Landwirtschaft des Kleinen Wiesentales wichtige Ehrenämter, denn der Verkauf der notwendi-

gen Dinge für die Bewirtschaftung der Höfe wie Futter- und Düngemittel, Geräte usw. waren kostenaufwendig, und der Verkauf des Erwirtschafteten mußte die Bauern finanziell absichern. Eine sichere Einnahmequelle war damals die Milch, die Niefenthaler mit seinem Lastwagen in die aufstrebenden Industrieorte des Großen Wiesentales transportierte.

Inzwischen war das III. Reich angebrochen, und Niefenthaler wurde 1934 Ortsbauernführer. Das konnte nur ein Parteimitglied werden. Niefenthaler war bereits 1932 in die NSDAP eingetreten, und er wurde 1937 auch Ortsgruppenleiter. Damit ist ein Kapitel in seinem Leben angeschnitten, das nur aus der Zeit heraus und aus der Gutgläubigkeit des Bauern zu verstehen ist. Er selbst schrieb: „Ich bin im März 1932 der NSDAP beigetreten, nicht gezwungen, wie heute so viele angeben, sondern freiwillig, weil ich ehrlich glaubte, damit dem Aufstieg und dem Wohl meiner Heimat sowie meines Volkes zu dienen.“ (Ückert S. 10) Aus diesen Worten spricht eine Haltung, welche bei dem intergen Manne beinahe selbstverständlich ist und die sich wohltuend von der Argumentation von Millionen anderer Menschen nach dem Kriege abhebt: Das Einstehen für das, was man getan und geglaubt hat in dem sichern Wissen, niemandem etwas Unrechtes oder Böses zugefügt zu haben. Wie beliebt Niefenthaler war, zeigte sich nach Kriegsende 1945, als er wegen seines Parteiamtes in einem Internierungslager saß. Die Bewohner des Kleinen Wiesentales organisierten eine Unterschriftenaktion, an der sich auch viele während des Krieges nach Bürchau Evakuierte beteiligten. Diese Aktion bewirkte tatsächlich seine Freilassung und ermöglichte Niefenthaler die Rückkehr auf den heimatischen Bauernhof. Damit mag dieses Kapitel in

seinem Leben abgeschlossen sein, zumal er die offene Rechnung aus der Zeit des Nationalsozialismus mehr als bezahlt hat, bezahlt mit dem höchsten Gut, das ein Vater hat: 1944 fiel ein Sohn in Italien, 1945 ein Sohn in Ungarn. Nachdem ihm schon 1930 ein Sohn im Alter von neun Jahren und ein Mädchen kurz nach der Geburt verstorben waren, blieb den Eheleuten Niefenthaler von fünf Kindern noch der jüngste Sohn. Damit sind auch die schweren Schatten aufgezeigt, die auf dem Leben dieses Mannes lagen.

In der Mitte der 50er Jahre ging der Lebensweg Ernst Niefenthalers langsam bergabwärts. Im Frühjahr 1956 erlitt er einen Herzinfarkt, der ihn weitgehend arbeitsunfähig machte. Deshalb übergab er 1959 den Hof an seinen Sohn. Noch einmal gab es zwei Höhepunkte im Ablauf der Jahre. Am 31. 12. 1964 konnte Ernst Niefenthaler seinen 70. Geburtstag feiern. Viele Freunde kamen zu ihm in seine Stube, die so oft schon eine gesellige Runde gesehen hatte, oder schrieben ihm ihre Anerkennung. Bei dem Gemeindeabend, der für ihn veranstaltet wurde, wurde Niefenthaler zum Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde Büschau ernannt. Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde zu werden, ist wohl die höchste Anerkennung, die einem zuteil werden kann. Im April 1970 durften die Eheleute noch das Fest der Goldenen Hochzeit feiern. Kein halbes Jahr später verstarb Ernst Niefenthaler am 17. August 1970. Er hatte einen letzten Wunsch, der ihm erfüllt werden konnte. Seine Urne wurde vor seinem Haus, das der Mittelpunkt seines Lebens gewesen war, bei dem Baum beigesetzt, den er zum Gedächtnis seiner Söhne gepflanzt hatte. Jeder, der einmal dort stand und über die Berge und das Kleine Wiesental geblickt hat, spürt, daß eine würdigere Gedenkstätte für Ernst Niefenthaler nicht hätte gefunden werden können.

II. BAUERNDICHTER

Goethe schrieb in seiner berühmten Rezension der Gedichte J.P.Hebels: „Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Leben-

digkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen (. . .), so viel steht ihm zum Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.“ Und weiter heißt es: „Allen diesen inneren guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zustatten.“ Man kann diese Worte ohne weiteres Niefenthaler im Kleinen Wiesental zuordnen, und es ist die Beweisführung nicht schwer, daß sich dieser alle die angeführten glücklichen Umstände nutzbar machte. Ernst Niefenthaler war einer bei den Alemannen gar nicht so seltenen Menschen, welche die Begabung in sich trugen, die nicht erklärbar ist, die das Wissen hatten, daß es außerhalb der realen Welt noch „Sachen ehndra“ gibt. Das schönste Beispiel dafür ist wohl Lina Kromer, diese großartige Frau. Der innere Reichtum, der nach außen unsichtbar ist, verlangt nach Ausdruck, kann Gnade oder schwere Bürde sein. In jedem Falle bricht er aus diesen einfachen Menschen elementar heraus und befähigt sie zu dichterischen, meist lyrischen Leistungen, die ob ihrer gedanklichen Tiefe beeindruckend sind. Ernst Niefenthaler gehörte zu diesen im Alltag schwer arbeitenden schöpferischen Menschen. Vielfach wurde er Bauerdichter genannt, und er hat dazu ein Schlüsselgedicht geschrieben, das er „*Buuredichter*“ nannte und an erster Stelle des Gedichtbändchens „*Dr Weg berguf*“ steht. Es beginnt so:

Ne Buuredichter wär i, han i ghört,
so würd me mengmol öbis wider Wille;
doch het dä Titel mi no wenig gstört,
ne Bürle bin i, Dichter ganz im Stille.
Mi Buurehand dr steinig Bode schafft,
mi Dichterroß het numme churzi Fägge,
zuem Flug in d'Witi fehlt's em an dr Chraft,
es blibt in sine Heimetgründe stäcke.
(Fägge=Flügel)

Der Dichter gründet also ganz in der Heimat, und deshalb heißt es weiter unten im Gedicht:

Mi Schuelsaal isch die liebe Heimetfluur,
dört will i mi no spot uf d'Schuelbank setze,
mi Lehrer isch die göttliche Natur
mit ihre uverruckbar ew'ge Gsetze.
Was mir an Witi un an Breiti fehlt,
das suech i in dr Tiefi, in dr Höchi,
un wenn mi ab un zue ne Fernweh quält,
so cha mi tröste mit dr schöne Nöchi.



Ernst Niefenthaler (1970)

Foto J. Wenk-Madoery, Riehen

Niefenthaler sagt dann weiter, daß er weiß, daß ihm besondere Gaben in die Wiege gelegt worden seien, daß er aber deshalb den Kopf nicht höher getragen, sondern umso mehr sich der Heimat verpflichtet gefühlt habe. Das Gedicht endet dann in der schönen Konsequenz:

Was d'Heimat sait, möcht i de Landslüt
b'richte,
möcht's modle in die warmi Mueder-
sprooch,
ins bodeständig alimannisch Denke,
aß jedes spürt, das isch mir lebensnooch;
mag mir e guete Geist das Chönne schenke.
Wenn mine Landslüt so i öbis biet,
wo Heit'ri bringt in arbetsernsti Gsichter,
un riicher macht e bscheide harmlos
Gmüet,
drno erst mein i, bin i Buuredichter.

In dem Gedicht stellt Niefenthaler sachlich und im richtigen Empfinden fest, daß es ihm an Breite und Weite fehle und er deshalb seinen Blick in die Höhe und Tiefe richte. Die besondere Antenne, die man dazu braucht, hatte er. Niefenthaler stand mit der Schöpfung auf einem ganz vertrauten Fuße, und ohne diese Verbundenheit wäre er schlichtweg nicht denkbar. Fast zwangsläufig kommt er zum Vergleich dessen, was in der Natur abläuft und er beobachtete mit dem menschlichen Leben. Als Beispiel dafür mag das Gedicht „Zwei Ähren“ dienen, die ihm Anlaß zum Betrachten des Weltenlaufes dienen. Die zwei Ähren haben ihn zum Grübeln veranlaßt:

Das eind streckt stolz si Chopf in d'Höchi,
un wien i lueg, isch's licht un leer,
das ander, ganz in siire Nöchi,
hängt bscheide's Chöpfli, chörnerschwer.

Und nach der Abhandlung, die sich aus der Tatsache ergibt, zieht Niefenthaler in der letzten Strophe das Fazit:

Mehr sii wie schiine, das isch richtig,
nit glänze welle vor dr Welt;
nümm du di selber nie so wichtig
un denk an d'Ähri uf em Feld.

Die Gedichte Ernst Niefenthalers entstanden gedanklich draußen in der Natur, sie reifen in ihm, bevor sie ans Tageslicht kamen. Es wirkt wie ein Holzschnitt, der voll innerer Bilder hinter dem Pflug hergehende Bauer. Ihm ist von kleinauf das ewige Stirb und Werde, das Reifen und Vergehen in der Natur

vertraut, und er kennt das Bibelwort, das ihm sagt, daß nicht aufhören werden Sommer und Winter und Tag und Nacht. Und gerade dieses unbewußte Wissen bringt ihn zum Hinterfragen des Sinnes unseres Lebens.

Das Gedicht „I streu dr Soome“ beginnt mit den Worten

I streu dr Soome uf mi Land,
er fliegt us miir in Gottes Hand.
Bald folgt die Erkenntnis
doch aß mi Soome Ähri trait,
isch nit in mi Ermesse glait.
Und die weiteren Überlegungen führen Niefenthaler zu dem Schluß:

Bin nit au ii e Soomechorn,
das gsaiht würd, hüt scho oder morn?
Würd ächt bi mir das Gueti siege,
würd i am Uchrut unterliege?
Bin i ächt zitig bal zum Saihe,
cha mi dr Mäder Tod bal maihe?
I streu dr Soome uf mi Land,
er fliegt us miir in Gottes Hand;
er mueß verwese z'erst im Grund,
öb er zue neuem Lebe chunnt.
Mir isch das gar e ernsti Lehr,
mahnt mi drmit nit Gott dr Heer:
Mi ewig Gsetz isch halt esoo,
es würd au dir nit anderst goh.

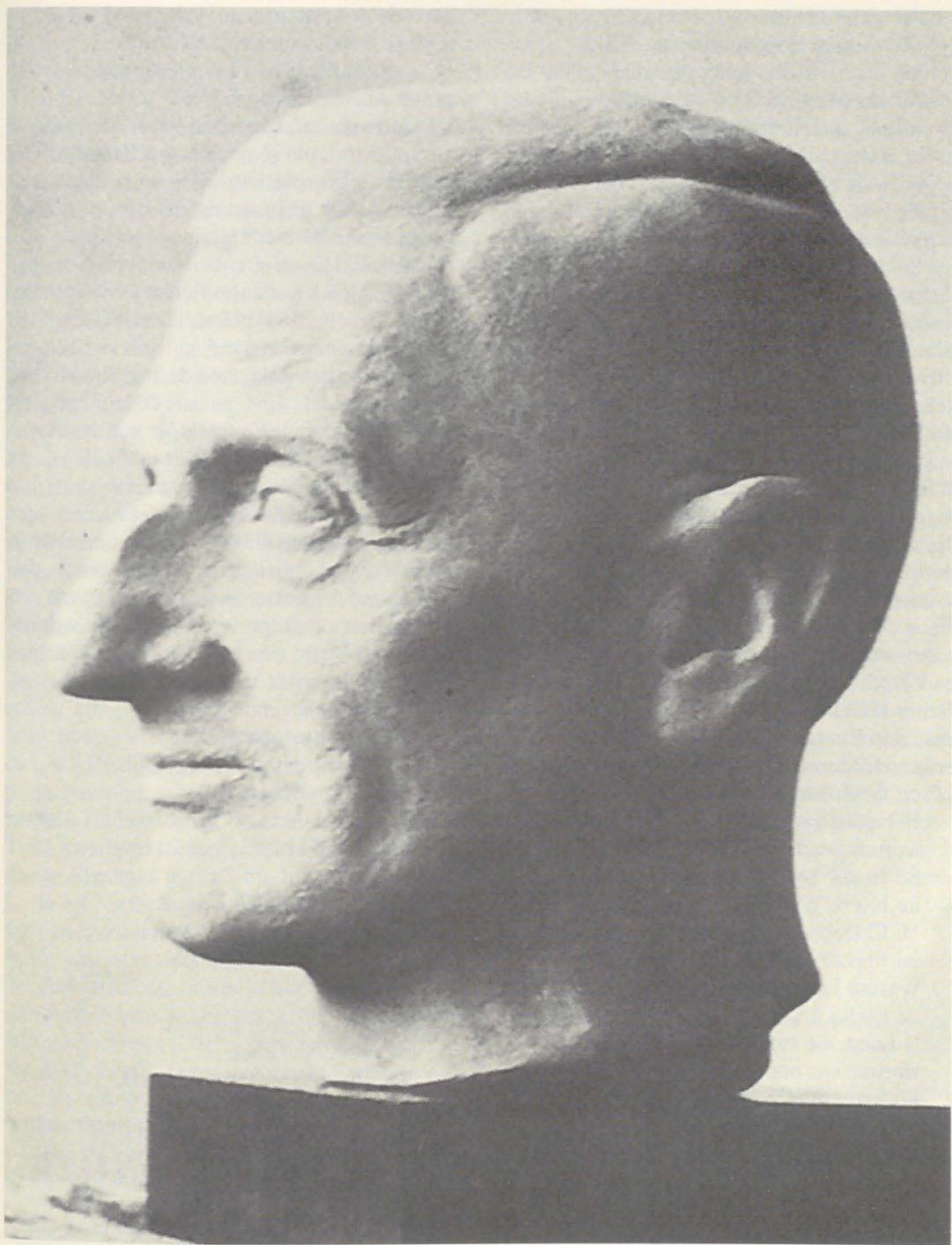
So wird für Niefenthaler alles zu einer gottesgefügten Ordnung, die Jahreszeiten, die Bäume, die Vögel, Saat, Ernte, die harte Arbeit, die ganze herrliche Heimat, die er preist in allen ihren Stimmungen und Jahreszeiten, immer wieder.

Doch was die Welt üs biete chaa,
sig's Freude oder Leid,
an allem isch e Stempel draa,
dä heißt Vergänglichkeit.
Drum Mensch, wenn du so sparsch un
raffsch
un schaffsch mit Chopf un Hand,
vergiß nit, aß au's Reisgeld schaffsch
für d'Fahrt ins Unbekannt.

(Aus „Ne Stündli chunnt“)

Und deutlicher noch wird Niefenthalers Lebensphilosophie in dem schönen Gedicht „Dr Weg berguf“, das dem Büchlein den Namen gegeben hat. Es endet:

Luegsch bsinnli du vom hohe Berg
ins Schöpfers Buech, erchennsch,
wie unschinbar isch Menschewerk,



Ernst Niefenthaler

Portrait in Terracotta von Philipp Flettner

wie chlei isch doch dr Mensch.
 wie mengg'i Sorg un mengge Stritt
 ich doch, vo obe gseh, um nüt.
 Ne alte Weg, dr Berg uf grad,
 dä sait un lehrt mir viel;
 er mahnt mi an mi Lebenspfad
 zuem letzte, höchste Ziel.
 Er loßt mi vor dr Höchi seh
 uf das vergängli Erdegscheh.

So wird der Sinnierer Ernst Niefenthaler zu einem Gottsucher eigener Art. Seinen Gott findet er überall im Leben, vor allem aber draußen in der Natur. Sie wird ihm zum Gottesdienst, wie er es in dem schönen Gedicht „Pfingstpredigt“ schildert. Niefenthaler findet die Schöpfung in den kleinsten Dingen. Er ist kein Mensch, der in seinem Glauben an das Walten Gottes irre wird. Sicher, er hat auch manchmal Zweifel, wenn er den Ratschluß Gottes nicht begreifen kann, weil er keinen Sinn darin sieht. Immer aber mündet er ein in das Wissen, daß das, was Gott tut, wohlgetan ist. Dazu aber braucht es Seelengröße, besonders dann, wenn schwere Schicksalsschläge das Leben erschüttern, so wie in jener Zeit, da dem Bauer Niefenthaler die Buben genommen wurden, sein Ein und Alles. Seiner Totenklage gibt er erschütternd Ausdruck in dem Gedicht „Frog un Antwort“.

Herrgott, worum hesch mir das doo,
 worum hesch mir mii Büepli gnoo?
 So froget Tag für Tag mi Herz
 im bitt're Weh un Trennigschmerz.
 Mi Chleebblatt isch mi Sunneschii,
 mi Freud, mi Glück, mi Hoffnig gsii.
 Worum hesch du mir's so verrupft,
 ne Blättli grad drus uusezupft?
 O Lueg, die Lucke duet so weh,
 worum, worum au isch das gscheh?
 So han i dört verzwiiflet gfroget
 im erste heiße wilde Weh;
 wie menggmol hot die Frog mi plooget,
 un niemes het mir Antwort geh.
 Hüt sin scho zwei Jahrzehnt verstriche;
 vo fünfe han i no ei Chind,
 mi Chleebblatt isch im Tod verbliche,
 verflatteret wie Laub im Wind.
 Un han i jetz e Antwort gfunde?
 Mi Chopf sait nai, mi Gwisse joo;
 in viele schwere Prüefigstunde
 bi i zue der Erchenntnis choo,

es lebt au no in üse Tage
 dr Herrgott, un ihm halt i still;
 zue siim Plan han i jo glehrt sage;
 nit so wie ii, wie er es will.

In seinem ganzen Leben hat Ernst Niefenthaler nie aufgehört, um seine Söhne zu trauern. Erst der Enkel brachte wieder Sonnenschein und Glück in der Erinnerung in das nun älter gewordenen Mannes Dasein.

Mit all seinem Denken und Fühlen, das nach Ausdruck verlangt, flüchtet Niefenthaler in die Sprache. Bei diesem „Buuredichter“ ist es beinahe selbstverständlich, daß er nach wenigen Gedichten in hochdeutscher Sprache zur Mundart findet. Und es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit Niefenthaler mit der Mundart umgeht, denn für ihn ist, wie für Hebel, die Mundart, die Mutter der Sprache und ihre Seele. Das muß Niefenthaler nicht lernen, das liegt in ihm und läßt ihn seine Gedichte in schlichter Schönheit gestalten. Er weiß, daß Muttersprache untrennbar mit der Heimat verbunden ist, aber er weiß auch, in welcher Gefahr sie heute sich befindet. Er drückte das in einem Vierzeiler so aus:

Worum i alemannisch schrib
 un d'Veisli eifach modle?
 Wil i ne Chind dr Heimat bliib,
 wenn alli modisch jodle.

Ernsthafter denkt er im Gedicht „Muetersproch“. Es soll hier ungekürzt stehen:

Mengge meint, dii Zit isch umme,
 wärsch e überlebte Bruuch,
 guet für dummi Bure numme;
 gar so holperig un ruuch.

Wegerli, du bisch kei feili,
 usebutzti Modedam;
 blibsch halt's eifach Annemeili,
 suufer, gattig un nit zahm.

Muetersproch isch chernig Trünkli,
 klare Wii, kei trüebe Most,
 nit vo jedem Gschleck ne Dünkli;
 nei, 's isch nahrhaft, gsundi Chost.

Wer si nümme cha vertrage,
 lueg, bi däm isch öbis fuul,
 dä het e verstuchte Mage
 un ne überzwerich Muul.

Niefenthaler gelingen manchmal so ein-drucksvolle Verse und auch ganze Gedichte, daß sie im Gedächtnis haften bleiben. Es sind darunter Verse wie Schollen, die der Pflug aufreißt, wie Schwarzbrot, das die Bäuerin backt, gesund und kräftig.

J. P. Hebel war Ernst Niefenthalers großes Vorbild, wie überhaupt niemand, der alemannische Gedichte schreibt, um diesen herumkommt und sich an ihm messen lassen muß. Niefenthaler hat Hebel viele Gedichte gewidmet, und er hat alljährlich für die Hebel-feste in Hausen den Prolog verfaßt und vorgetragen. Diese Prologe hat der „Heimatsbund Kleines Wiesental“ 1965 zusammengefaßt und herausgegeben. Für Niefenthaler war Hebel der Schutzgeist der Heimat schlechthin, und er wurde nicht müde, sich um Hebels Denkart zu bemühen und so dazu beizutragen, die Heimat zu bewahren. Denn Niefenthaler sah die Bedrohung, die in vielfältiger Weise schon zu seiner Zeit die Heimat belastete. Heimat, das war für ihn kein nostalgischer Begriff, sondern Wirklichkeit in der Schönheit des Wiesentales und der Schaffigkeit und Zuverlässigkeit der Menschen, die Geborgenheit in der Familie. Das braucht hier nicht näher ausgearbeitet zu werden, wir Heutigen wissen, um was es geht. Für seine Bemühungen um Hebel verlieh die Gemeinde Hausen Ernst Niefenthaler im Jahre 1960 die Hebel-Gedenkplakette, eine hochverdiente Ehrung.

Ernst Niefenthalers dichterisches Werk umfaßt zwei schmale Bändchen. Er war schon 60 Jahre alt, als 1954 das Büchlein „*Dr Weg berguf*“ erschien, ausgewählte Gedichte aus der Ernte vieler Jahrzehnte. Niefenthaler war kein Vielschreiber, der alljährlich ein Buch in die Welt setzte. Dazu war seine Gedankenarbeit viel zu gründlich, und dem schwer arbeitenden Bauern fehlte wohl auch die Zeit. Es dauerte bis zum Jahre 1967, bis er auf Drängen des Verlages und seiner Freunde noch einmal

„*Hinterm Pflug*“ mit 50 Gedichten veröffentlichte. Da aber war er schon ein kranker Mann, der nicht mehr draußen schaffen und seine geliebten Gänge durch Wald und Feld unternehmen konnte. Dr. Emil Imm, Freiburg, schrieb im Nachwort des Bändchens u. a.: „Der Altgewordene, an die Wohnstube Gefesselte hat aber das Staunen, Wundern, Danken nicht verlernt. Für ihn hat alles Erdengeschehen Sinn und Ziel, herrschen auch im Haushalt der Natur Gesetz und Ordnung, ist Gottes ewiger Schöpfungsplan erhaben über Raum und Zeit. Sinnbildhaft erscheint ihm darum auch Wachsen, Werden und Vergehen menschlichen Daseins. Hart geht der einsam Gewordene mit den Führungsmächten einer gegenwärtigen schnellebigen, übergeschäftigten, friedlosen Generation ins Gericht. Ihm ist nur noch wohl in einer Welt der Stille.“

Die endgültige Stille und Ruhe fand Ernst Niefenthaler, als der Tod ihn am 17. August 1970 aus der Heimat des Kleinen Wiesentales wegholte und den Schlußpunkt hinter ein erfülltes, an Freuden, aber auch an Schwerem reichen Leben setzte. Das sind nun 25 Jahre her, und hätte er es erlebt, so wäre er heute 100 Jahre alt. Ernst Niefenthaler ist im Kleinen Wiesental und mit Markgräflerland unvergessen. Diese Zeilen sollen ein Dank an ihn sein und ein Beitrag, auch in der breiteren Öffentlichkeit auf ihn hinzuweisen. Keiner, der sich mit ihm beschäftigt, geht ohne Gewinn von ihm.

Literatur

Ernst Niefenthaler: *Dr Weg berguf*. Alemannische Gedichte. 2. erweiterte Auflage. Moritz Schauenburg Verlag, Lahr, 1978

Ernst Niefenthaler: *Hinterm Pflug*. Gedichte in alemannischer Mundart. Moritz Schauenburg Verlag Lahr, 1967

Kurt Ückert: *Der Bauerdichter Ernst Niefenthaler*, Schopfheim 1973

Schurke oder Held?
Historische Räuber und Räuberbanden

veranstaltet vom Badischen Landesmuseum
Karlsruhe
(Schloß, 76131 Karlsruhe)

in Zusammenarbeit mit
dem Stadtmuseum Hormoldshaus
in Bietigheim-Bissingen,
dem Spessartmuseum in Lohr am Main,
den Städtischen Sammlungen
in Biberach an der Riß,
und dem Hoherlöcher Freilandmuseum
Wackershofen

Ausstellungsdauer:
27. 9. 1995 bis 7. 1. 1996

Öffnungszeiten:
Täglich außer Montag 10.00 bis 17.00 Uhr
Mittwoch 10.00 bis 20.00 Uhr

Eintritt in die Ausstellung:
DM 8,-/ermäßigt DM 5,-
Kinder bis zu 6 Jahren frei
Kinder bis zu 14 Jahren DM 3,-
Schulklassen pro Schüler DM 3,-

Führungen
von Gruppen und Schulklassen
bitte anmelden unter Tel. 0721/9 26-65 20
9 26-65 16
9 26-65 94

Führungsgebühr:
Gruppen DM 80,- werktags
DM 120,- sa/so und mittwochs ab 17.00 Uhr
plus Eintritt
Schulklassen DM 40,-
plus ermäßigter Eintritt

Es erscheint ein umfangreicher,
reich bebildertes, einbändiger Katalog

Verkehrsverbindungen zum Schloß:
Straßenbahnlinien 3, S1, S4, S11
vom Hauptbahnhof, Haltestelle Marktplatz,
von dort 2 Minuten zu Fuß

Parkmöglichkeiten: Tiefgarage Schloßplatz



Schurke oder Held?

Historische Räuber und Räuberbanden

Begleitprogramm
zur Ausstellung

Musik
Theater
Filme
Führungen
Exkursionen
Vorträge
Diskussion
Familiennachmittage
Ferienaktion
Lehrereinführungen und
Angebote für Schulklassen



27. September 1995 – 7. Januar 1996
im Karlsruher Schloß



**Badisches
Landesmuseum**
Karlsruhe

Spiegelbilder

Auf Umwegen zu Wilhelm Hausenstein

*In diesem Künstlerwesen lebt man
wie in einem Spiegelzimmer, wo
man auch wider Willen sich selbst
und andere oft wiederholt sieht.
Goethe, Italienische Reise*

Über andere schrieb Wilhelm Hausenstein gern, aber über sich selber auch; je älter er wurde, desto mehr kam neben dem biographischen Interesse das autobiographische zum Zuge¹. Doch wie, wenn sich das erste vom zweiten nicht trennen ließe? Wenn in die Darstellung der anderen bereits die eigene eingeflossen, eingeblendet worden wäre? Dann könnte man versuchen, sich Wilhelm Hausenstein auf Umwegen zu nähern.

So etwa auf dem Umweg über das, was er über den früh gefallenen Albert Weisgerber schrieb. Dieser, ein Maler, stammte aus dem rheinpfälzischen Städtchen St. Ingbert, wo seine Eltern ein Gasthaus und eine Bäckerei betrieben. „Man muß Südwestdeutscher sein, um den Reiz eines solchen Hauses sein Leben lang zu empfinden. Auf der einen Seite werden die weißen Wasserwecken gebacken, und noch warm werden sie im Korb fast mit einem Griff an den Schanktisch herübergehoben, wo der goldgelbe Pfälzer ins Schoppenglas gegossen wird. Dann sitzen die Vormittagsgäste und die Vespärgäste an ungedeckten Holztischen, und Weißbrot und der Landwein, der ein ferner Verwandter des weißen Burgunders ist, sind auf der blankbraunen Tischplatte ein Geschenk Gottes, der eine volle Sonne darauf scheinen läßt.“² Und man muß, um diesen Reiz ganz zu empfinden, vielleicht nicht nur Südwestdeutscher sein, sondern auch aus einer alten Gastwirtsfamilie stammen – so wie Wilhelm Hausenstein, der am 17. Juni 1882 in Hornberg geboren wurde und dessen Großvater den dortigen „Bären“ besaß.

An Rudolf Großmann, einem anderen Maler, hob Hausenstein hervor, „daß er aus dem Schwarzwald stammt. Und vermehre die Unwahrscheinlichkeit oder Fremdartigkeit dieser Herkunft auch bloß die Unkontrollierbarkeit der Hintergründe dieses Künstlers. (Wer ist aus dem Schwarzwald? und was heißt es, ein Schwarzwälder sein?) Es könnte sein, daß in Rasse und Herkunft eine Verantwortung läge, die über den Umkreis der bloßen Persönlichkeit Großmanns hinausgreift und in ihr nicht Platz hat. Germane ist dieser Schwarzwälder kaum – wie die meisten Schwarzwälder. Eher Kelte: Residuum, spätes, letztes Residuum einer ganz anderen Siedelung. Also etwas wie ein heimlicher Gallier in Deutschland? Eine Art Spion in Physiognomien und psychophysikalischen Zuständen? Vielleicht. Und vielleicht, daß ihm der Weg nach Paris in irgend einem entfernten Sinn des Blutes oder der Benachbarung sehr natürlich war. Er trat ihn an, ohne viel zu bedenken. Man kann sich nicht vorstellen, daß er viel bedenkt – obwohl man sich auch vorstellen kann, daß er alles bedenkt. In Paris gehörte er vor etwa einem Jahrzehnt zum Kreis des Café du Dôme. Er lernte Belgien kennen: mit Malern in Knocke, Ostende. In Ostende könnte ihn ein Hauch Ensors gestreift haben. In Deutschland bewegte er sich seitdem zwischen Berlin, München, Tegernsee, Partenkirchen.“³ Belgien, München, Paris – das waren, während des Studiums und danach, auch Hausensteins Stationen gewesen; und nun war auch er, wie der im selben Jahr geborene Großmann, „ein Mann um die Mitte der Dreißig. Ein Mann. Vielmehr ein Herr. Soigniert und rassig.“⁴

So hatte auch Hausensteins Lebensweg vom schwarzwäldischen Hornberg weggeführt; zuerst an das Gymnasium in Karlsruhe, dann

an die Universitäten von Heidelberg, Tübingen und München. Nach der Promotion entschied er sich für eine literarische Laufbahn und schrieb, noch ganz an ihrem Anfang, einen Aufsatz über Karl Ludwig Sand, den irregeleiteten Studenten, der 1819 den Schriftsteller Kotzebue erstach. In Sand kämpfte, so heißt es bei Hausenstein, „fortwährend eine schamvolle Verschwiegenheit mit mitteilungsbedürftiger Vertraulichkeit; in seinem literarischen Stil der neutrale Ton der politischen Propaganda mit ganz persönlichen, fast exzentrisch persönlichen Ausdrucksmitteln, in seiner Ethik das soziale Denkmotiv mit einem natürlichen Egoismus der Selbstbehauptung.“⁴⁵ Und auch darin steckt außer dem Beschriebenen der Beschreibende selbst, der sich in jenen Jahren als Individualist und Sozialist zugleich verstand, der sich selbst und die Partei auf einen Nenner bringen wollte.⁶ Sein „politisches Denken und Wollen war Anlage. Er fühlte sich ganz einfach als Glied des Volkes. Mit jener Selbstverständlichkeit, die so wenig die Politik als des täglichen Brots entraten kann.“⁴⁷ So schrieb er, 1909, über Daumier.

Eine ähnliche Verbindung verkörperte Georg Büchner, dessen Werke Wilhelm Hausenstein herausgab. In seiner umfangreichen Einleitung heißt es: „Die Revolution, die Politik zog Büchner an, weil sie eine grandiose Vegetation grundstürzender menschlicher Leidenschaften war. In diesem Sinn war Büchner parteilos. Aber das hinderte ihn nicht, in den gegebenen politischen Verhältnissen, in denen er leben mußte, der radikalste deutsche Demokrat und konsequent ein genial ahnender Sozialist zu sein. Dies wiederum hinderte ihn nicht, seiner persönlichen Erscheinung jede ihm erreichbare Pflege zuteil werden zu lassen. Dieser feine Kopf, der vielleicht zuerst in Deutschland die Idee der Politisierung proletarischer Massen nicht nur dachte, sondern agitatorisch zu verwirklichen suchte, sah ein wenig süffisant aus, trug einen korrekten französischen Zylinder und empfand mit Genuß die reservierte Eleganz des Anzugs, der den schlanken und geschmeidigen Körper bedeckte. Schon damals konnten Banausen diese Tatsachen – Konventionelles und Revolutionsgeist – nicht verbinden, die sich doch selbst so spielend leicht verbanden, daß ihr Zusammenhang jeder

Rechtfertigung überhoben ist.“⁴⁸ Mit solchen Banausen hatte, wie es scheint, auch Hausenstein zu tun.

„Athenischen Typs, mittlerer Größe, faßte er die ihm eingeborene Vornehmheit des Auftretens in eine gewählte Eleganz des Anzugs. Er ging ‚gekleidet wie ein englischer Botschaftssekretär‘. War das Kostüm makellos, so stach die Reinheit der weißen Wäsche diskret hervor. Das Pedantisch-Untadelige des Äußeren (er war ‚sauber wie ein Hermelin‘) kam freilich, wie alle echte Eleganz, aus dem Grunde des Wesens – war ein elementares Bedürfnis der leiblichen und geistigen Natur, war eine moralische Eigenschaft.“⁴⁹ Das war Charles Baudelaire, der Hausenstein in vielem glich (sogar darin, daß ihm der Vater früh gestorben war und ihn als einziges Kind zurückgelassen hatte); doch der „schlanke, brünette, eher großgewachsene, der höflich und distinguiert aussehende Mann“, der „mit eleganter Neutralität gekleidet“¹⁰ war, hieß Edgar Degas.

So suchte Hausenstein nach Eben- und Vorbildern; und zwar sein ganzes Leben lang und immer, um es zu legitimieren; um zu zeigen, daß zuweilen „das Revolutionäre und das Konservative ineinander verstrebt sind, – und ich wage zu behaupten, daß gerade dies eine bewunderungswürdige, eine beneidenswerte, eine beispielgebende menschliche Haltung bedeutet“¹¹; um zu zeigen, „wie sehr sich die Beharrung mit der Neuerung verträgt – was für eine großartige, selbstverständliche, unmittelbar überzeugende Einigkeit zwischen dem Vorübergehenden und dem Beständigen möglich ist, zwischen dem Modernen und dem Alten, dem flüchtigen Tag und dem bleibenden Stil. – Welche Lehre für diese unsere Gegenwart!“¹² So lautet sein Schlußwort über Degas und über dessen Problem, das sein eigenes war: nicht im Alten zu beharren, auch nicht von ihm sich loszusagen, sondern sein Bestes ins Neue zu retten; nicht reaktionär zu sein, auch nicht revolutionär, sondern konservativ in einem freilich besonderen Sinn (den er dann an Stifter¹³ entwickelte).

„Die Erscheinung des bedeutenden Menschen war in einer weltmännischen Konventionalität verborgen.“¹⁴ Das war nun Rilke, doch auch wieder Hausenstein selber, bis in die Beschreibung der Briefe hinein, „die mit einer



Vittore Carpaccio: Der König Maurus beurlaubt die englischen Gesandten (Ausschnitt: „Lo scrittore“)

empfindlichen Sorgfalt des Gedankens, des Stils und der Handschrift geschrieben sind“¹⁵. Was die beiden miteinander verband, war so etwas wie Freundschaft und ging so weit, daß Rilke (zusammen mit Emil Preetorius) bei Hausensteins Trauung als Trauzeuge fungierte.¹⁶ Doch da hatte Hausenstein längst seinen Weg gefunden und das Ziel, das ihm einmal in Venedig, vor der „Ursula-Legende“ des Carpaccio, aufging: „Dort saß ‚der Schreiber‘, lo scrittore, der Schriftsteller: er neigte Barett und Haupt über die schreibende Feder, die dem Diktat des Ehepaktes folgt wie die Feder Johannis der Inspiration des Geistes; welches Gewerbe wäre schöner als das des Schreibens . . .“¹⁷ Und wirklich kann man sagen, daß Hausenstein selber ganz im Schreiben aufging; und so fügte er, wenn auch unter den größten Bedenken

und Beschwerden, unermüdlich Wort an Wort. Über 80 Bücher kamen so zusammen – um von den unzähligen Artikeln, Aufsätzen, Vorträgen usw. ganz zu schweigen.¹⁸

Wenn nun schon von gemalten Gestalten, statt von wirklichen, die Rede ist, dann notwendigerweise auch vom „Gilles“ aus dem bekannten Gemälde des Watteau: denn in ihm sah Wilhelm Hausenstein sich, sah vor allem Margot Hausenstein ihn aufs getreulichste porträtiert. Auf sie geht auch eine beziehungsreiche Beschreibung jenes Bildes zurück, in der der Dargestellte direkt angesprochen wird: „O du sonderbarer Christ! Bist du denn nicht wahrhaftig ein Christenmensch, und die Leute, Pfaff wie Laie, nehmen dich doch für den letzten der Histrionen? Du bist ein Schauspieler – wohl. Aber nie hat es einen gegeben, der so wenig

Cabotin gewesen ist. Denn du machst ja schließlich nicht die Späße, sondern du bist, nolens volens, ein Spaß der Anderen; ein Zahler der Zeche unter allen Umständen; unkriegerisch, unpolitisch; liebend, ein primitiver Kommunist; gerade darum (in dieser Welt) auf schier transzendente Art ungesellig – und just deshalb wieder ein ludus mundi. Wenn du nur einmal lachen wolltest . . . dann würde man wohl sagen müssen: wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Doch dies eben ist das Beste an dir, daß du gewißlich niemals lachen wirst. Du hast einen Schutzengel, der dir das Lachen unmöglich, überflüssig macht und die Traurigkeit über die Freude auf einen Thron und Altar setzt. Der Engel wird wissen, weshalb.“¹⁹ (Man muß jedoch das Ganze lesen und dazu die Briefe, die Margot Hausenstein an ihren lieben „Gilles“ geschrieben hat).

Die Melancholie, die den gemalten „Gilles“ mit seinem Betrachter verband, wäre ein Thema für sich; auch die nervöse Reizbarkeit, die er, mit einem gewissen hypochondrischen Einschlag, am eigenen Leibe erfuhr.²⁰ Deshalb verstand er sich auch, so gut es überhaupt ging, mit dem sonst so andersgearteten Karl Valentin, über den er, unter anderem, schrieb: „Es war eine sehr inwendige Unruhe und Empfindlichkeit der Nerven, aus der Valentin zu gestalten pflegte: sie kam aus der Mitte des Menschen, aus einer Verborgenheit, die gleichsam nur eben den Deckel lüftete. Aber auch die äußere Ruhe, hinter welcher das Theater der feinsten Reaktionen dieses überaus verästelten Nervensystems vor sich ging, so oft Valentin auftrat – auch diese äußere Ruhe entsprach durchaus der privaten Verfassung des merkwürdigen Mannes.“²¹ Und hinter Valentin, dieser traurigen Gestalt, wurde dann der Ritter von der traurigen Gestalt selber sichtbar – der nicht minder melancholische Don Quijote, der aber auch ein „vir eruditissimus im humaniorum Stile“, ein „vir eloquentissimus“, dazu „das Modell aller männlichen Höflichkeit“ war, „und freilich ebenso verletzlich als höflich, wie es bei sehr höflichen, zu höflichen, über alle Proportion hinaus höflichen Naturen leicht gefunden wird“²². Wie bei Wilhelm Hausenstein.

Wohin dieser Autor auch blickte: überall sah ihm, wie aus Spiegeln, sein eigenes Bild entgegen. (Auch dies ist ein zutiefst melancholi-

sches Motiv.) Aber es konnte sogar geschehen, daß ihm, wie im Märchen, im Spiegel sein zukünftiges Bild erschien, ohne daß er es im geringsten ahnte. „Rubens als Diplomat“ hieß der Vortrag, den er, wohl in den zwanziger Jahren, in der deutschen Gesandtschaft zu Belgrad hielt. Rubens sei, so heißt es da, „ein inniger Sucher des europäischen Friedens“, „ein großer Pazifist aus dem Herzen“²³ gewesen; und gewirkt habe „der Glanz seiner Erscheinung, der Charme seines Gespräches, die liebenswürdige Souveränität seiner Argumente“²⁴. Dies traf auch auf den Vortragenden selber zu – schon damals zwar, aber später noch mehr, als Hausenstein nämlich nach dem Krieg zum ersten diplomatischen Vertreter Deutschlands in Frankreich berufen wurde. Daran hätte er damals nicht gedacht. Aber als Botschafter hat Hausenstein sein Lebenswerk, das doch schon so gewichtig war, noch abgerundet und vollendet.

Im Hinblick auf Rubens hatte Hausenstein sich gefragt, „wie die ungeheure Leistung möglich gewesen ist“²⁵; dank einer „meisterhaften Ökonomie der Kraft“²⁶, und dank einer Frau, von der ein Großteil dieser Kraft ausging. Auf Hausenstein traf dasselbe zu.

Und noch einmal beschwor er, ohne es zu wissen, im Spiegel die Zukunft, als er den plötzlichen Fall einer alten Buche beschrieb, die doch noch eben neues Laub getrieben und zu Hoffnungen allen Anlaß gegeben hatte. „In solchem Alter solchen Rausch der Jugend aus dem Gesetz der eigenen Phantasie zu ziehen, solche schwellende Inbrunst aus der königlichen Unerschöpflichkeit der eigenen Säfte, und in dieser ergiebigsten Stunde, welche über alle Kraft menschlicher Dichtung weit hinausgeht, fast ohne ein Wort sich zum Sterben zu legen, im Liegen aber auch sogleich schon tot zu sein: – schöner vermöchte das Leben auch der Menschen gar nicht aufzuhören.“²⁷ So hörte das Leben von Wilhelm Hausenstein auf; mitten in der Arbeit, deren Fortgang er gerade noch skizziert hatte, am 3. Juni 1957.

In seiner – leider unvollendet gebliebenen – Autobiographie hat Hausenstein sich verdoppelt, oder auch geteilt: in den Kunstschriftsteller Christian Hercynius, dessen Leben beschrieben wird, und seinen Vetter Johann Armbruster, der es beschreibt; wobei beide angeblich



Ginkgo-Blatt aus dem Karlsruher Schloßgarten



Antoine Watteau: *Der Gilles*

„im gleichen Augenblick, um die Mitte des Juni 1882“²⁸ geboren sind. Am Schluß des Buches findet sich der, um den es hier geht, unter den Ginkobäumen des Karlsruher Schloßgartens wieder. „Er griff ein früh gefallenes Ginko-

blatt vom Rasen auf, sah die Narbe in die Mitte des vorzeitig ins Gelbliche verbleichenden Laubfächers tief einschneiden, als wolle sie diesen in zwei Hälften reißen, und sprach zuerst ganz leise die letzte Zeile:

... Daß ich Eins und doppelt bin ...'

Darauf probierte er, ob er das gesamte Gedicht noch zustandebringe. Beglückt und schwermütig zugleich ließ er sich an, die Verse von Anfang bis zu Ende in Gedanken aufzusagen, und schließlich wagte er, die mittlere der Strophen an Suleika halblaut vor sich hin zu wiederholen:

*„Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es Zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?“²⁹*

Eins und dennoch doppelt – wie wenn man sich spiegelt, in welchen Spiegeln auch immer.³⁰

Literatur

- 1 Zu den autobiographischen Werken von Wilhelm Hausenstein (von nun an nur noch: W. H.) zählen zunächst: *Badische Reise*. München 1930; *Buch einer Kindheit*. Zehn Erzählungen. Frankfurt 1936; *Herbstlaub*. Fünf Erzählungen. Fulda 1947; *Lux perpetua*. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Bd. 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947; *Onkel Vere, der Douglas* oder *Die Geschichte eines Spleens*. Freiburg 1957; *Der Traum vom Zwerg* und andere Erzählungen. München 1957; *Pariser Erinnerungen*. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes. 1950 bis 1955. München 1961; *Licht unter dem Horizont*. Tagebücher 1942 bis 1946. München 1967; *Impressionen und Analysen*. Letzte Aufzeichnungen. München 1969. – Aber auch die anderen Werke verraten vor allem dort, wo sie sich dem Tagebuch nähern, ihren autobiographischen Einschlag.
- 2 W. H., Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch. München 1918, S. 26.
- 3 W. H., Rudolf Grossmann (= *Junge Kunst* Bd. 7). Leipzig 1919, S. 7f.
- 4 Ebd. S. 7.
- 5 Zit. n. Walter Migge, W. H. Wege eines Europäers. Katalog einer Ausstellung. Marbach a. N. 1967, S. 42f.
- 6 Vgl. z. B. Gerda Walther, *Zum anderen Ufer*. Vom Marxismus und Atheismus zum Christentum. Remagen 1960, S. 171.
- 7 W. H., Honoré Daumier. In: W. H., *Die Kunst in diesem Augenblick*. Aufsätze und Tagebuchblätter aus 50 Jahren. Hrsg. von Hans Melchers. München 1960, S. 158–168; hier S. 163.
- 8 Georg Büchner, *Gesammelte Werke*. Nebst einer Auswahl seiner Briefe. Leipzig o. J., S. XI f. – Über Seume, dessen Werke er ebenfalls herausgab, schrieb W. H., man müsse seinen „demokratischen Radikalismus nicht etwa nur teilen, sondern über diesen Radikalismus geschichtlich noch hinausgehen“ (Johann Gottfried Seume. Ein literarisches Porträt. *Ausgewählte Werke*. Leipzig 1912, S. 3).
- 9 Charles Baudelaire, *Ausgewählte Gedichte*. Deutsch von W. H. München 1964, S. 199.
- 10 W. H., Degas. Bern 1948, S. 9. – W. H. „stilisierte sich, bis in die Kleidung, die Parfüms, die Haltung, er hatte etwas Präziöses, und es stand ihm gut“ (Otto Flake, *Es wird Abend*. Bericht aus einem langen Leben. O. O. 1960, S. 239); ein anderer guter Bekannter bezeichnete ihn damals als „sehr hübsch und auch elegant“ (Theodor Heuss, zit. n. Migge, a. a. O. S. 37).
- 11 W. H., Degas S. 14.
- 12 Ebd. S. 31.
- 13 Vgl. W. H., Adalbert Stifter und unsere Zeit. München 1948, bes. S. 17f. – „Neuerer, die mit gesteigertem Gedanken und Gefühl bewahren“, waren ihm jedoch schon immer „der Achtung und des Stauens wert“ (W. H., *Kairuan* oder *Eine Geschichte vom Maler Klee* und von der Kunst dieses Zeitalters. München 1921, S. 224).
- 14 W. H., *Erinnerung an Rilke*. In: W. H., *Drinne* und *Draußen*. Ein Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen. München 1930, S. 308–314; hier S. 308.
- 15 Ebd. S. 314. – Auch W. H.'s Briefe waren „unter Kennern berühmt“ (Walter Dirks, W. H. In: *Frankfurter Hefte* 6/1950, S. 646–648; hier S. 647).
- 16 Diese Ehe mit Margot Lipper aus Brüssel war freilich schon die zweite; die erste mit Marga Schroeder scheiterte daran, daß W. H. „in seine Frau etwas hineingesehen hatte, das mit der Realität nicht im geringsten übereinstimmte“ (Richard Seewald, *Der Mann von gegenüber*. Spiegelbild eines Lebens. München 1963, S. 259). War der Unterschied zu groß – so groß wie der zwischen Goethe und Christiane Vulpius? Hat W. H. dieses Verhältnis, und das Verständnis der Frau Rat Goethe, deshalb so empfindsam dargestellt (W. H., *Christiane*. In: W. H., *Drinne* und *Draußen* S. 327–332)? Und deshalb auch das Verhältnis zwischen Rembrandt und Hendrickje Stoffels (W. H., *Rembrandt*. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1926, S. 252–271; W. H., *Die Frauen des Rembrandt*. In: W. H., *Meister und Werke*. *Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und Schönheit bildender Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München 1930, S. 120–123)? Und, vice versa, die eheliche Misere zwischen Albrecht Dürer und seiner so andersgearteten Frau Agnes (W. H., *Albrecht Dürer*. Ebd. S. 32–49)?
- 17 W. H., *Das Werk des Vittore Carpaccio*. Berlin/Leipzig 1925, S. 10.
- 18 Zwar haben die Wechselfälle der Geschichte das Werk W. H. s unziemlich dezimiert; dennoch finden sich (außer beim Verf. selber) nahezu vollständige Bestände seiner Bücher noch in der University of Florida, der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und, dank einer großzügigen Schenkung der Familie, im Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium Durmersheim. Der literarische Nachlaß wird sonst vom

- Deutschen Literaturarchiv Marbach verwahrt (vgl. Dieter Sulzer, *Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein. Ein Bericht.* Marbach a. N. 1982).
- 19 W. H., *Das Gastgeschenk. Werke und Maler in drei- und zwanzig Erzählungen.* Wien/München 1923, S. 171–176; hier S. 174 f. – Dieser Text, der eine „Widmung an Margot“ trägt, stammt wohl weitgehend von ihr selber und erschien, mit ihren Initialen versehen, bereits 1921 im „Ganymed“, dem von W. H. geleiteten „Jahrbuch für die Kunst“.
 - 20 Aus „einem Zustand der überspannten Aufregung und wiederum der ausschweifenden Tätigkeit“ entstand auch sein seltsamstes – und sehr selten gewordenes – Buch, in dem er die Rolle eines „immer übertreibenden Melancholikers und Hypochonders“ spielte; hinter der Hebelschen Maske steckte er selbst (*Herbstliche Reise eines Melancholikers. Briefe aus Holland von Kannitverstan.* Hrsg. von W. H. Berlin/Leipzig 1924, S. VIII u. X).
 - 21 W. H., *Die Masken des Münchner Komikers Karl Valentin.* München 1948, S. 16.
 - 22 W. H., *Zwiegespräch über den Don Quijote.* München o. J., S. 37 f.
 - 23 W. H., *Rubens als Diplomat.* In: *Meister und Werke* S. 82–90; hier S. 86.
 - 24 Ebd. S. 87.
 - 25 Ebd. S. 89.
 - 26 Ebd. S. 90.
 - 27 Johann Armbruster (d. i. W. H.), *Ein Baum ist gefallen.* In: Max von Brück (Hrsg.), *Im Lauf der Zeit. Arbeiten eines Feuilletons.* Frankfurt a. M. 1940, S. 12–18; hier S. 15.
 - 28 W. H., *Lux perpetua* S. 9.
 - 29 Ebd. S. 439.
 - 30 Vgl. insges., außer den Darstellungen von Migge und Sulzer, noch: Johannes Werner, *Wilhelm Hausenstein aus Hornberg. Ein Lebenslauf.* In: *Badi-sche Heimat* 4/1981, S. 47–60.

1920: „Tieferenste Zeit“

Das Programm der 800-Jahrfeier in Freiburg

Bei der zentralen Feier zum 800jährigen Stadtjubiläum am 18. Juli 1920 sagte der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Emil Thoma: „Gerne hätte die Gemeindeverwaltung eine größere Feier veranstaltet, die der Bedeutung des Gedenkens entsprach; eine solche war schon weitgehend vorbereitet, als der Krieg ausbrach. Die Geschicke haben es anders gewollt. Die heutigen Verhältnisse laden nicht zu prunkvollen Festlichkeiten ein. Man mag diese Wendung mit Recht bedauern. Aber gerade die tiefernste Zeit mahnt uns auch, bei uns selbst die Werte zu suchen, die es uns ermöglichen, dankbar der Vergangenheit zu gedenken, ihre Lehren zu beherzigen und neue Kraft für die Aufgaben der Zukunft zu gewinnen. Daher soll wie vor 100 Jahren liebevolles Versenken in Freiburgs reiche Vergangenheit sowie edler Kunstgenuß dem Jubelfeste die rechte innere Weihe geben!“

Und so waren 1920 vor allem Freiburgs Museen in vollem Einsatz – und in besonderer Weise die Mutter aller schönen Künste, Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, der Erinnerung. Die politischen Unruhen und sozialen Spannungen, wie sie sich aus dem Vertrag von Versailles und aus dem schwierigen Aufbau der Republik ergaben, wurden offensichtlich dabei etwas verdrängt.

DIE KÜNSTLER ALS BOTSCHAFTER

Ganz bewußt haben die Verantwortlichen der „städtischen Kommission“ den Auftakt der Jubiläumsveranstaltungen gewählt: Am 2. Januar 1920 überbrachte eine Abordnung von Freiburger Künstlern den Repräsentanten der Stadt ihre Glückwünsche; sie überreichten dabei eine Mappe mit Originalarbeiten von „79 zu

Freiburg in Beziehung stehenden Künstlern“. Die Stadt war bei diesem Empfang vertreten durch Dr. Emil Thoma (OB 1913–1922) und die Stadträte Konstantin Fehrenbach (1852–1926, Zentrum; er sollte im Juni 1920 Reichskanzler werden!) und Robert Grumbach (1875–1960, SPD; er mußte später das „Camp de Gurs“ durchleben). Bei den Künstlern vertrat Wilhelm Fladt (1876–1941) die Dichter/Schriftsteller, Fritz Geiges (1853–1935) die Maler, Wilhelm Merten die Bildhauer und Franz Philipp (1890–1972) die Musiker.

VORTRÄGE ZUR STADTGESCHICHTE

Die Fülle historischer Vorträge war beeindruckend. Münsterbaumeister Friedrich Kempf z. B. sprach zu seinem Lieblingsthema, zur Baugeschichte des Münsters. Prof. Eugen Fischer (1874–1967), der bekannte Anthropologe, griff viel weiter zurück und berichtete über „die ersten Menschen und ältesten Siedlungen im Breisgau“. Sein Hochschulkollege Engelbert Krebs (1881–1950) referierte über „Freiburger Bürgerleben im 19. Jahrhundert“. Einen Höhepunkt brachte der Vortrag von Stadtbaumeister Karl Gruber (1885–1966): „Das Freiburger Stadtbild einst und jetzt“. Prof. Emil Schmid sprach über „Karl von Rotteck und seine Zeit“. Dr. Max Wingenroth (1872–1922), der Konservator der städtischen Sammlungen, bot nicht nur kunsthistorische Betrachtungen; er war auch verantwortlich für die Jubiläumsausstellung zur Stadtgeschichte in der „alten Uni“ und im Colombi-Schlößle. Der Kritiker der „Freiburger Zeitung“ schrieb darüber: „Die Ausstellung ist ein sorgsam und klug vorbereitetes Geschenk an die Bevölkerung der Jubiläumsstadt Freiburg, das Freude und Belehrung

in weite Volkskreise tragen wird“. – Mehrfach ging die Lokalzeitung auf Sinn und Bedeutung dieser Gedenkfeiern ein. In einer Juli-Sondernummer lesen wir z. B.: „Als man vor 100 Jahren (1820) die Gedenkfeier der Gründung der Stadt beging, da bewegte sich die Feier entsprechend der damaligen Größe der Stadt in bescheidenem Rahmen. Aus den 12 000 Einwohnern sind seitdem an die 90 000 geworden, und gewaltig entwickelte sich das Gemeinwesen auf allen Gebieten. Mit berechtigter Genugtuung darf Freiburgs Bürgerschaft auf 800 Jahre städtische Entwicklung zurückblicken. Auch nach außen hoffte man diesem frohen Gefühl durch Festlichkeiten aller Art lauten Ausdruck geben zu können...“. Mit vielen Berichten aus der Freiburger Geschichte, aus Zeiten der Blüte und herber Rückschläge, vermittelte die Zeitung viel Stoff und viel Nachdenklichkeit.

BEETHOVEN — MOZART — WAGNER

Die städtischen Bühnen boten 1920 einen sehr anspruchsvollen Jubiläumszyklus, wurden dabei unterstützt und ergänzt durch hervorragende Künstler aus dem ganzen Deutschen Reich. So z. B. beim Mozartsingspiel „Bastien und Bastienne“ oder bei der „Hochzeit des Figaro“, wo die Hauptrollen durch Sänger und Sängerinnen des Nationaltheaters Mannheim besetzt waren. Ebenso außerordentlich war die Aufführung der Beethoven-Oper „Fidelio“ unter der Leitung von Prof. Otto Lohse/Leipzig, der dafür Spitzenkräfte aus Wien und Berlin mitbrachte. Schwerpunkt im Opernzyklus war freilich das Werk Richard Wagners; in seinem „Ring“ trafen sich in Freiburg die besten Wagner-Interpreten der deutschen Bühne. Gleich fünfmal aufgeführt wurde „Parsifal“ mit Gästen der Nationaltheater München und Mannheim und der Staatsopern in Wien und Berlin. Die musikalische Leitung hatten abwechselnd Prof. Lohse/Leipzig und der Münchener Generalmusikdirektor Bruno Walter (1876–1962), der nach seinen großen Erfolgen in Wien seit 1913 in der bayerischen Hauptstadt tätig war.

KALLIOPE UND IHRE SCHWESTERN — DIE FREIBURGER KOMPONISTEN

In bunter Folge stellten die Freiburger Komponisten ihre Werke vor. Der junge Franz Philipp (1890–1972) war bereits führend, anerkannt sowohl mit seinen Kompositionen, die bestimmt waren von der Klangwelt Regers und Bruckners, wie auch als Organist und Chorleiter. Neben ihm gab es aber eine ganze Reihe anderer Musikschaffender, die damals ins Rampenlicht kamen – und die heute vergessen sind: Gustav Ihlemann, Karl Haiß, Josef Hummel, Gustav Männer u. a. Andere haben sich einen bleibenden Namen gemacht, z. B. Josef Schelb (1894–1975), der Meisterpianist und – als Autodidakt – sehr erfolgreiche Komponist; Julius Weismann (1879–1950) und eben Franz Philipp, der 1960 für sein beachtliches Gesamtwerk den Reinhold-Schneider-Preis der Stadt Freiburg erhielt. Und nicht zu vergessen ist der Domchor, der zum Jubiläum eine Messe seines Dirigenten Carl Schweitzer uraufführte. Viel Zuspruch erfuhr auch Ferdinand Schilling mit seiner schwungvollen Komposition „Heil Dir, Freiburg“ – nach Texten von August Ganther (1862–1938); aber der Erfolg der Jubelhymne war wohl nur kurzlebig.

Neben den Literaten und Musikern wollten auch die Maler und Bildhauer und Architekten nicht zurückstehen. Am bekanntesten war unter ihnen sicher Fritz Geiges, der „Glasprofessor“. Aber im Jubiläumsjahr präsentierten auch viele andere bildende Künstler ihre Werke im Kunstverein, in der Gewerbeschule, u. a. auch während der großen „Handwerkerwoche“ im August.

THALIA UND DIE FREIBURGER BÜHNE

Auf der Freiburger Theaterbühne wurden 1920 vor allem Werke einheimischer, hier lebender Dichter gespielt, so z. B. von Max Bittrich (1867–1959), der die Stadt vielfach mit dichterischem Schwung besungen hat, die Komödie „Adams Wiederkehr“ – als Uraufführung. Oder von Richard Volley das Drama „Die Sturmbräut“, auch eine Uraufführung. Bei Her-



Familiengrab Thoma auf dem Hauptfriedhof im Freiburger Westen.

(Aufnahme: privat)

mann Burte (1879–1960) las man im Programm, daß er „während des Krieges in Freiburg“ lebte; von ihm wurde im Jubiläumsjahr das 1917 entstandene Drama „Simson“ aufgeführt, musikalisch untermalt von Franz Philipp. Wilhelm Fladt galt unbestritten als Freiburger Dichterpriester. Am 28. August 1920 („zufällig“ Goethes Geburtstag?) gab es eine Fladt-Uraufführung des „alten lustigen Spiels ‚Der Schattenkrieg von Kringelried‘“ durch das Ensemble des Stadttheaters. Was von Fladt wohl eher weiterleben wird: Er hat einen „badischen Tropfen im Geblüt unseres großen deutschen Philosophen“ Immanuel Kant nachgewiesen; Kant hatte eine badische Urgroßmutter, Maria Nothelfer aus Herdwangen bei Überlingen. Natürlich hat man auch den großen Landsmann unter den Dichtern nicht vergessen: „Leben und Schaffen des alemannischen Dichters Johann P. Hebel“ würdigte der SPD-Stadtrat und Redakteur der „Volkswacht“ Reinhold Zumtobel (1878–1953). Dieses Theaterprogramm wurde 1920 allerdings auch noch bereichert durch zeitgenössische Werke von großem Rang, z. B. durch das Drama „Die Menschenfreunde“ (1917) von Richard Dehmel (1863–1920). Als Gast dabei in der Hauptrolle: Albert Bassermann (1867–1952), der in Berlin unter Max Reinhart berühmt wurde. Schon tags zuvor (21. Juli) spielte Bassermann die Hauptrolle in der Komödie „Der Snob“ (1914) von Carl Sternheim (1878–1942). Das Freiburger Stadttheater, erbaut 1905–1910 nach Plänen des Berliner Architekten Heinrich Seeling, war damals übrigens eines der größten im Deutschen Reich.

HAUPTFESTTAG: SONNTAG, 18. JULI 1920

Höhepunkt im Jubiläumsjahr war der 18. Juli, ein Sonntag, der in allen Gotteshäusern mit Festgottesdiensten begann. Um 11 Uhr 30 hielt OB Thoma seine Begrüßungsansprache beim Festakt in der „Kunst- und Festhalle“. Prof. Albert (1862–1956), Leiter des Stadtarchivs, hielt den Festvortrag. In großen Zügen skizzierte er die Jahrhunderte seit der Stadtgründung durch die Zähringer bis zum „jüngsten und glänzendsten Aufstieg, dessen Segnungen die Stadt Freiburg bis zur Stunde sich

erfreut“ – in der Amtszeit von OB Dr. Winterer (OB von 1888 bis 1913). „Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, daß sich in den 25 Jahren von Winterers Amtszeit das Angesicht der Stadt von Grund aus verändert und erneuert hat . . . Aber kaum hatte Winterer das Steuer der Stadt aus der Hand gegeben, so war auch schon das Weltgewitter losgebrochen, das mit noch nie dagewesener naturgewaltiger Wucht und Heftigkeit über ganz Europa sich entlud und das geliebte Vaterland bis zur Vernichtung traf“. Prof. Dr. Albert schrieb im Auftrag des Stadtrats auch eine neue Chronik zur Stadtgeschichte (bei Herder verlegt). Nach dem Festakt lud der OB Ehrengäste ein zu einem „einfachen Festmahl“. Nachmittags dirigierte Prof. Lohse/Leipzig im Stadttheater die „Meistersinger von Nürnberg“, engagiert dabei wieder die Wagner-Elite Deutschlands. Und über die Prominenz unter den Ehrengästen konnten die Freiburger nur staunen: Da war Konstantin Fehrenbach, inzwischen deutscher Reichskanzler (von Juni 1920 bis Mai 1921); Dr. Joseph Wirth (1879–1956), der Mathematik-Lehrer vom „Kepler-Gymnasium“, inzwischen Reichsfinanzminister (und später Nachfolger Fehrenbachs); da waren Vertreter aus ganz Baden, aus Staat und Kirche. Daß Freiburg an diesem Tag in herausragender Weise das Andenken des Ehrenbürgers Dr. Otto Winterer ehrte, in dessen 25jähriger Amtszeit sich Freiburg fast verdreifacht hatte und der als „Oberbürgermeister einer glücklichen Zeit“ gefeiert wurde, ist vor allem das Anliegen seines Nachfolgers Thoma gewesen, der in der ganzen Dienstzeit Winterers schon Erster Bürgermeister der Dreisamstadt gewesen war.

FESTAKT DER UNIVERSITÄT

Auch die Hochschule feierte mit, unter dem Rektorat des Nationalökonomens Karl Diehl. In der akademischen Festveranstaltung sprach der Mediävist Heinrich Finke (1855–1938) über die alten Beziehungen zwischen Stadt und Universität seit deren Gründung im Jahre 1457. Eine stattliche Reihe Freiburger Persönlichkeiten wurde aus diesem Anlaß geehrt. Der Oberbürgermeister wurde honoris causa Mitglied der Alberto-Ludoviciana. Die Würde eines Ehrendoktors erhielten von der theologischen



Dr. Emil Thoma (1854–1932), seit 1884 Erster Bürgermeister, 1913–1922 Oberbürgermeister von Freiburg.

(Aufnahme: privat)

Fakultät: Dompfarrer Augustin Brettle (1859–1937), Domkapitular August Brettle und Generalvikar Karl Fritz (1864–1931; bereits im Herbst 1920 wurde er Nachfolger von Thomas Nörber als Erzbischof). Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät ehrte den Landgerichtspräsidenten Otto Hink, den Stadtrat und Landtagsabgeordneten Ferdinand Kopf (1857–1943) und den SPD-Stadtrat Wilhelm Engler

(1873–1938; von 1921 bis 1924 badischer Arbeitsminister). Die Mediziner zeichneten aus: Josef Meister, Emil Demuth, Lorenz Werthmann (1858–1921, Organisator der „Caritas“) und Hermann Eitel. Die philosophische Fakultät verlieh den Ehrentitel an Prof. Fritz Geiges, den Verleger Hermann Herder und Stadtpfarrer Paul Jaeger. Auch die Naturwissenschaften sprachen diese Ehrung aus – für den Direktor

der Oberrealschule/(Rotteck) Karl Seith (1861–1936) und den Großkaufmann Hermann Himmelsbach.

EIN FEST FÜR ALLE

1920 sollte das Jubiläum nicht nur ein Fest für die „haute volée“ werden. Sehr bewußt war das Programm recht bunt zusammengestellt, um alle Bevölkerungsschichten, besonders auch alle Altersgruppen anzusprechen. So wurde z. B. eingeladen ins Stadttheater zu einem „Konzert für die Jugend“. Es gab auch ein „Kinderfest mit Feuerwerk“ im Stadtgarten unter Mitwirkung des städtischen Orchesters und des Gesangvereins „Typographia“. Die Tanzschule Anna von Beck lud ein zu Bällen und Gartenfesten und hatte dabei auch kräftige Unterstützung durch das Stadtorchester. Die stattliche Zahl von 800 Sängern fand sich einmal zusammen, unter Leitung von Franz Philipp, zu einem großen Jubiläumskonzert: Chor-

verein, Männergesangverein, Concordia, sämtliche Kirchenchöre und namhafte Solisten noch dazu.

„HINTERBLIEBENENTAG“

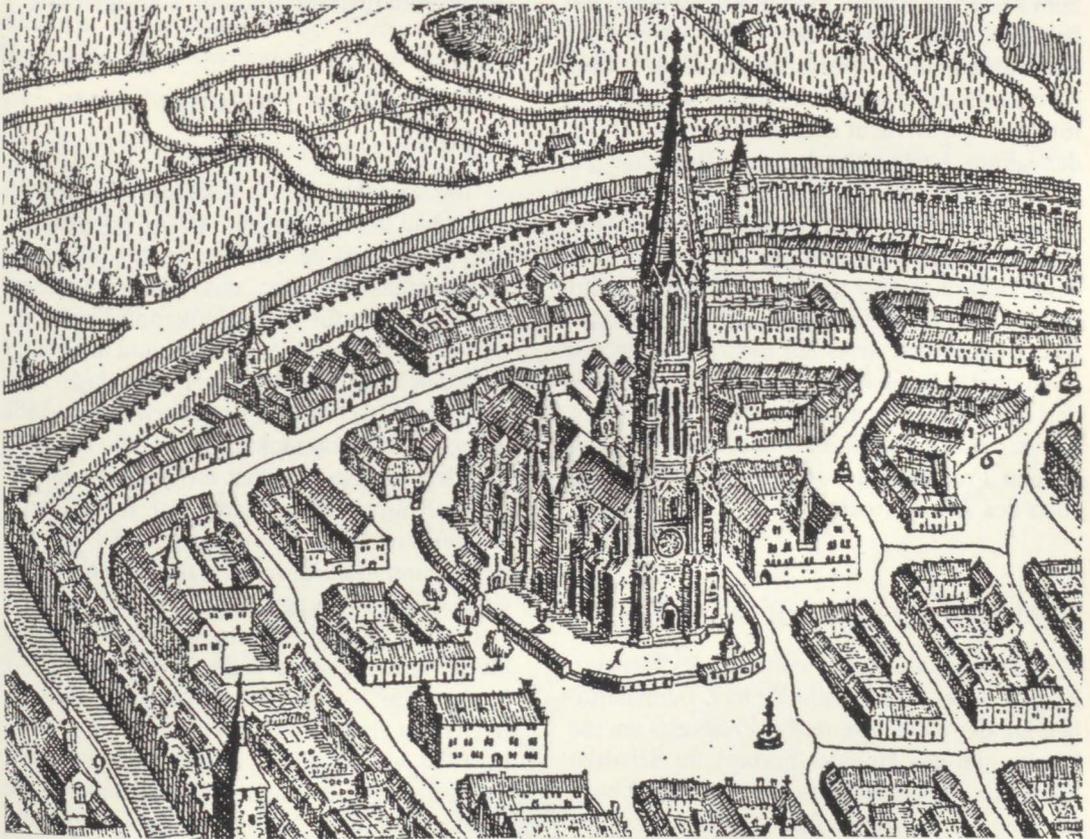
Die einzige direkte, konkrete Erinnerung an den Krieg, der erst kurz zuvor beendet und mit seinen Folgen vielfach spürbar war, brachte im Programm des Jahres 1920 der „Hinterbliebenentag“. Am 16. Juni begann eine Sammelaktion „zur Aufbringung einer Ehrengabe für die Freiburger Kriegerswitwen und -waisen“. Aus diesem Anlaß gab der Freiburger „Männergesangverein“ mit seinem Vereinsorchester ein „Wohltätigkeitskonzert mit Tanzspielen“ in der „Kunst- und Festhalle“; die Ballettmeisterin Wally Berger bereicherte das Programm mit ihrer Tanzgruppe. – Am 27. Dezember ging 1920 das Stadtjubiläum mit einem „volkstümlichen Konzert“ in der Festhalle zu Ende.

„Die Stunde des Todes bleibt unbekannter als x“.

Ein Gang durch den Alten Friedhof in Freiburg. ✓

„Der Verfall des Grabmals – das seine letzte große Zeit um 1800 erlebte, als das Verhältnis zum Tode das tiefste war – gehört zu den furchtbarsten Zügen des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Mißachtung des Menschen kommt nirgends so drückend zum Ausdruck wie im Gesicht der Friedhöfe und der Bestattungs-

bräuche moderner Großstädte, nirgends so kraß die absolute Kulturlosigkeit“. So hart urteilte Hans Sedlmayer 1977 in seinem Buch über den „Verlust der Mitte“¹. In der Tat, das Verhältnis unserer Zeit zum Tode, unser aller Verhältnis zum Tod hat sich sehr verändert – verständlich u. a. nach dem Erlebnis von tota-



Der Kirchhof um das Münster – bis 1515. Auf der Höhe des Hahnenturms das Beinhaus.

Aus: Merian, Topographia Alsatiae 1644

lem Krieg und Hiroshima und so mancher „Endlösung“. Das mußte aber noch nicht zur Folge haben, daß moderne Gräberreihen tatsächlich so selten auffallen durch besonderes Feingefühl für individuell-persönliche Gestaltung und dekorative künstlerische Phantasie. Schon vor 100 Jahren klagte freilich der Freiburger Münsterbaumeister Friedrich Kempf über die Entwicklung auf dem Freiburger Friedhof (dem „neuen“, 1872 geöffneten!): „... begegnen wir jetzt nicht selten Denkmälern, welche das Gepräge der Einförmigkeit tragen. Die Massenfabrikation in polirtem und unpolirtem Marmor, Granit und Syenit herrscht überall vor, ein bedauerliches Zeichen veränderter Geschmacksrichtung“.

Einförmigkeit, Uniformität? – Rührt vielleicht gerade daher das bleibende, noch wachsende Interesse an den alten Friedhöfen, wo auch ganz „gewöhnliche“ Grabmäler noch ansprechen durch die ganz besondere Art und Eigenheit, wie die Grabgestaltung Anteilnahme zum Ausdruck bringt, mit eindrucksvollen, liebevollen Denkmälern der Familientradition, Generationenfolge, Personengeschichte? Und sie müssen dabei gar nicht museal wirken. Wer fühlte sich z. B. nicht eingefangen vom Zauber des „Père Lachaise“, der den Besucher zu einem Rendez-vous und einem einzigartigen Gang durch die Geschichte von Paris und ganz Frankreichs einlädt? Und nicht anders ist es in Prag oder auf dem römischen Campo Santo oder in der Friedhofsallee der „Alyscamps“, der Gräberfelder von Arles mit der Nekropole der „Gefilde der Seligen“, die hier in ewigem Frieden schlafen. – Ein schönes Stück Teilhabe an einem solchen Verhältnis und solchem Erleben ist den Freiburgern noch vergönnt beim Besuch des Alten Friedhofs.

MÜNSTERFRIEDHOF BIS 1515

Freiburgs ältester Friedhof ist der hier nun besprochene „Alte Friedhof“ nicht. Denn natürlich lag der erste Totenacker Freiburgs um die Kirche, um das Münster herum³, im Schatten des gotischen Gotteshauses lag der „Kilchhof“. Im Münster selbst wurden nur Personen von hohem Rang und hervorragender Stellung bestattet⁴.

Dieser Friedhof auf dem Münsterplatz wurde 1515 geschlossen. Kaiser Maximilian hatte zuvor den Freiburgern den Rat gegeben, einen neuen Friedhof – wegen der Seuchengefahr! – außerhalb der Stadt anzulegen. Der Klerus wehrte sich. Der Kaiser wurde deutlicher mit einem Handschreiben vom 5. Oktober 1512 – und fand erneut kein Echo! Nun bewirkte er einen Erlaß des Papstes; Leos X. verbindliche Anweisung kam am 26. Juli 1513 und brachte auch das Verbot von Beerdigungen auf den verschiedenen Klosterfriedhöfen und in den Vorstädten.

1515 fand also die letzte Beerdigung beim Münster statt. In der Pflasterung des Münsterplatzes sind noch die Umrisse des Beinhauses verdeutlicht (vor den Hahnentürmen), wo noch nicht verwesene Gebeine bei jeweils neu belegten Gräbern aufbewahrt worden waren. 1515 fand auch schon die erste Bestattung statt auf dem Nicolai-Friedhof, ganz in der Nähe der Kirche St. Nikolaus, etwa zwischen der heutigen Bernhardstraße und der Ludwigstraße.

DER „ALTE FRIEDHOF“ VON 1683

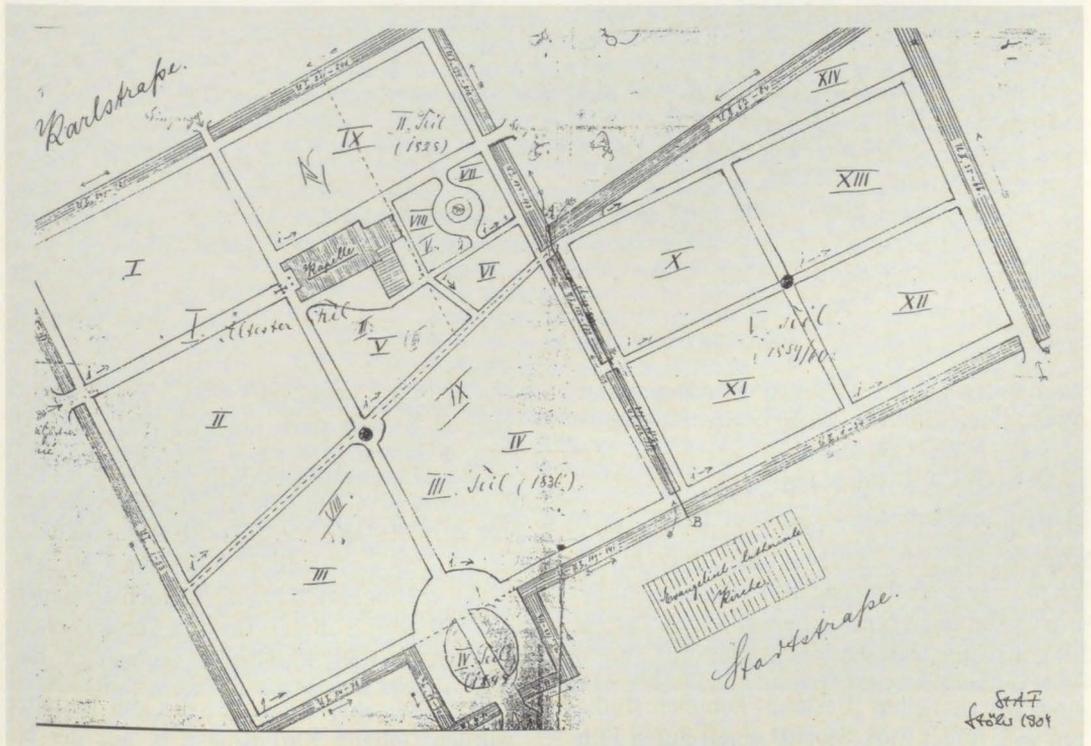
Der Friedhof bei St. Nikolaus fiel dem Festungsbau in Freiburg zum Opfer. Sébastien le Prestre Marquis de Vauban, französischer Generalkommissar für das Festungswesen, brauchte Platz für die Fortifikation Freiburgs, riß dazu drei Vorstädte ab, brauchte unbedingt auch den Friedhof für seine Militäranlage. Freiburg war 1677 französisch geworden, 1681 besuchte der „Sonnenkönig“ mit dem Dauphin und dem ganzen Hofstaat die eroberte vorderösterreichische Hauptstadt. Der französische Gouverneur hatte schon zuvor, 1680, die Genehmigung bzw. Anweisung für die Neuanlage eines Friedhofes gegeben; in der Zwischenzeit sind vermutlich die Bestattungen wieder am Münsterplatz erfolgt. 1683 ist dieser neue – heute „Alte“ – Friedhof eingeseget worden, noch nicht eingeweiht; es fehlte noch die Kapelle. 1788 wurde dieser Gottesacker zwischen Stadtstraße und Karlstraße ummauert; die Mauer bot nun mehr Schutz, aber auch Platz z. B. für Nischengräber und Epitaphe als Gedächtnismale.

Freiburg kam 1697 wieder zu Österreich, der Breisgau gewann aber dadurch keinen Frieden, blieb ein umstrittener Zankapfel zwischen dem Reich und der Krone Frankreichs; in Mitleidenschaft gezogen waren Stadt und Umland, also auch der Friedhof im Norden Freiburgs – eine turbulente Zeit! Nur so ist es erklärbar, daß die ältesten erhaltenen Grabmäler auf diesem Alten Friedhof erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen, wo sich dann tatsächlich für kurze Zeit Frieden einstellte im Breisgau.

Viermal wurde der Friedhof vergrößert, wie uns der Plan von Berthold Stoehr von 1904 verdeutlicht⁵ – erstmals 1828, dann 1836, 1849 und 1859/60. Versuchen wir, die Grabdenkmäler aus guten und schlechten Zeiten etwas zu ordnen. Wir finden Gräber des Adels und die Namen Kageneck, Snewlin, Berstett, Gleichenstein, Carl Freiherr von Baden, Stürzel, Harsch, Greiffenegg, Reinach, auch das spanische Grandengeschlecht Colombi. Wir finden die Gräber führender Beamter, die in österreichischem Dienst standen bis 1795, die dem Herzog Hercules von Modena dienten bis 1805,

und schließlich Beamte im badischen Dienst wie z. B. Ferdinand Stein⁶ oder Johann Voß, großherzoglich-badischer Bezirksbaumeister (Sohn des Dichters und Homer-Übersetzers Johann H. Voß). Schöne Grabdenkmäler wurden gesetzt für Professoren der Freiburger Universität: Für Joseph Anselm Feuerbach, Professor für Archäologie; für Ferdinand G. Wanker (1758–1824), den designierten ersten Freiburger Erzbischof; für die großen Theologen Joh. Baptist Hirscher und Leonh. Hug; für den Medizinprofessor Georg C. Staravasnig und den Chirurgen Josef Beck; für den Professor der „schönen Wissenschaften“ Johann G. Jacobi; natürlich für Carl von Rotteck und für Thaddäus Rinderle, den Theologen, Mathematiker und Naturwissenschaftler; und nicht vergessen werden darf Johann Christian Wentzinger, der große Rokokokünstler des Breisgaus.

Aber vor allem ist dieser Friedhof eine „Fundgrube“ für die Familiengeschichte. Hier lohnt sich der Besuch, ob uns nun gezielt Wißbegierde, ob pure Neugier oder einfache Aufmerksamkeit auf diesem Wege führt. Man



39. Josepha Geiges F 1859, 74 Jahr alt.
Anton Geiges, Kaymönchensdorf F 1860, 85 Jahr alt
 „Freigebefahr zum Lieb allein“
- 40 Frenz Kaver Hein, i. Dops. 1789 - 3. Feb. 1866;
Rosa Hein geb. Quem, 6. Juni 1795 - 18. Jan. 1841
 i. Gräb.
41. Ferdinand Hein, Jr. bes. Kaymönchensdorf, 23. Okt.;
 bes 1791 - 22. April 1835. B II, 311
Theresia Hein geb. Hüller i. Mai 1790 - 29. Aug. 1856
Elise Geiges geb. Hein, geb. 11. Aug. 1849, 26 Jahr alt.
 bei ihr wohnt ihr Kind Richard.
42. Adolf Kuntzel, geb. 13. August 1850, 42 Jahr alt
 i. Gräb.
43. Erwin ist ohne Rang ohne Führer.
44. Grabstätte der Familie Zäp.
 großes ist ohne Grabstein.
Ferdinand Zäp, 20. Okt. 1828 - 5. August 1895.
Elise Beck geb. Zäp 28. Aug. 1823 - 26. April 1858
 i. ihrem Grabstein

Ausschnitt aus der Bestandsaufnahme von Berthold Stoehr 1904.

(StAF - B 1 Nr. 86)

kann es freilich gar nicht genug bedauern, daß 1944 auch hier so vieles unwiederbringlich verloren ging. Und dennoch: wir finden hier noch immer eine Fülle von historischen Grabstätten und Namen wie: Glockner, Pyrrh, Kuenzer, Krebs, Mez, Ganter, Usländer, Erggelet, Ruckmich, Brenzinger, Sautier, Geiges, Rosset, Kapferer, Poppen, Herder - Geschlechter, die vor etlichen Generationen zuwanderten und deren Familien noch heute hier leben und tätig sind. Wer den alten „Bestand“ komplett studieren will, findet in B. Stoehr⁵ einen guten Füh-

rer. Er verzeichnete 1904 noch 3460 Einzelgräber mit Namen, dazu noch 55 Sammelgräber bzw. Familiengräber. Der Bombenangriff hat diese Zahlen drastisch dezimiert; die erhaltenen Gräber wurden zum Teil neu gruppiert. Kruzifixe und Denkmäler aus Holz fehlen natürlich ganz, Grabmäler aus Stein und schöne schmiedeeiserne Kreuze sind wie zu einem großartigen Gesamtkunstwerk in die Natur eingebettet.

Es gibt auch „Fremde“, die hier bestattet wurden: Johann Karl Knie z. B. aus der be-



WER 77 JAHRE GEARBEITET
BEDARF DER RUHE

DIES DENKMAHL
DIE KINDER IHRER MUTTER
ROSA IMBERY GEBORNE LAMBERT
GESTORBEN DEN 6. OCTOBER 1795.
KINDSLIEBE

Grabmal der Rosa Maria Imberi (1718–1795).

(Aufnahme: Adolf Schmid)

rühmten Zirkusfamilie, der 1860 auf dem Münsterplatz vom hohen Seil in den Tod stürzte. Oder General Boniface Riquetti de Mirabeau (1754–1792), der jüngere Bruder des Revolutionsführers Honoré de Mirabeau, der nach einem überaus abenteuerlichen Leben in Freiburg seine letzte Ruhe fand (wie etliche andere französische Adlige und Flüchtlinge). Oder Edmund Junius Hardcastle, der eigentlich einen militärischen Auftrag in Rajpootana zu erfüllen hatte. Auch Bertha Mendelssohn-Bartholdy, die Schwiegertochter des großen Komponisten, liegt hier begraben; mit 22 Jahren starb sie im Kindsbett. Und noch viele andere starben mehr oder weniger zufällig in Freiburg.

STILELEMENTE VOM ROKOKO BIS ZU DEN NEO-FORMEN

Fast zwei Jahrhunderte Bestattungskultur auf diesem Alten Friedhof, das heißt verständlicherweise auch Wandel der Stilepochen und eine künstlerische Vielfalt der Grabdenkmäler vom Rokoko über Klassizismus/Empire mit den Anklängen an römische Antike und alt-ägyptische Kunst bis in die Flut der Biedermeierzeit mit Neugotik, Neurenaissance, Neo-Barock über das ganze 19. Jahrhundert hinweg. Homogen blieb dabei fast immer das allgemeine ästhetische Programm, sehr heterogen sind hier freilich die Formen und auch die Themen. Christliche Motive und frommes Kunsthandwerk dominieren klar: Christus-Darstellungen sind besonders zahlreich, auch einfache Kreuze, Todesschlaf, Seelengeleit durch Engel, Heilige als Patrone, Auferstehungssymbole, Glaube an Gottes Führung in der Welt, Freude auf die „ewige Herrlichkeit“, Hoffnung auf Erlösung und das „Himmelreich“, Wiedervereinigung im Jenseits. Die alten klassischen Motive verstehen sich ebenfalls sehr leicht: Erloschene Fackeln, ausgelaufenes oder umgeworfenes Stundenglas, ein gebrochenes Rohr, die Sense u. a.

Von liebenswerter Qualität, meist ganz treuherziger Naivität, menschlich anrührend und irgendwie zeitlos sind die meisten Grabinschriften. Sie zeigen die Ergebenheit in die Unerbittlichkeit des Todes, aber keinen Abschied ins Ungewisse, in die Trostlosigkeit. Neben den Lebensdaten vermitteln sie noch ein sehr per-

sönliches Geleit. Hier nur eine kleine Auswahl. Ein Witwer schrieb z. B. seiner Frau aufs Grab: „à demain!“ („bis morgen“)! Ein anderer formulierte noch galanter: „La première au rendezvous“ („Dich treffe ich als erste wieder“). – „Auf frohes Wiedersehn“ hofft ein Dritter. „Sie lebte 53 Jahre und starb wie sie lebete, gut!“ – „Wer 77 Jahre gearbeitet, bedarf der Ruhe“ – „Ewig bestehen kann Liebe allein“. Auf dem Grab des Mathematikprofessors Thaddäus Rinderle steht: „Vieles hat er im Leben mathematisch errechnet mit Ziffer und Buchstab. Aber die Stunde des Todes bleibt unbekannter als x“.

Vielleicht wäre es heilsam und hilfreich für manchen, sich diesen sehr einfachen Denkmälern zu stellen und zu sinnieren über die eigene Identität und Geschichte. „Leben lernen und sterben können ist dasselbe“, sagte Karl Jaspers.

DAS GRAB DER CAROLINE CHR. WALTER (1850–1867)

Am bekanntesten und beliebtesten ist wohl die Grabstätte von Caroline Christine Walter. Sie stammte aus dem heutigen Stadtteil St. Nikolaus/Opfingen. Direkt nebenan ist das Grab ihrer Schwester (gest. 1862), ein schönes Grab: Ein Engel gibt das Seelengeleit einer Mutter, die im Kindsbett gestorben ist und die nun himmelwärts schwebt, begleitet von ihrem drei Tage alten Söhnchen. Darunter hat der Künstler (Aloys Knittel) Freiburg skizziert, in der Mitte das Münster, umrahmt von Schwarzwaldbergen.

Aber bekannter noch ist eben das Nachbargrab der Schwester, die im Alter von 17 Jahren starb: Der Tod als Schlaf, eine völlig entspannte Haltung, das schöne Mädchen ist beim Lesen eingeschlafen. Es ist dies eine freie Nachschöpfung des Grabmals der Königin Luise von Preußen, das Christian Rauch 1815 geschaffen hat und das zum Vorbild vieler Grabdenkmäler geworden ist. 52 Jahre später – 1867 – hat auch in Freiburg ein Künstler dieses Werk zum Vorbild genommen; es spricht vieles dafür, daß es Aloys Knittel war. Aber die Freiburger interessieren vor allem, wer immer die Blumen auf Carolines Grab legt bzw. legte. Vor 60 Jahren wollte es ein alter Friedhofsgärtner einmal genau wissen und versteckte sich hinter einer



Aloys Knittel (1814–1875) – gemalt von Wilhelm Dürr (1847).

(Aufnahme: Crista Knittel, Weil a. Rh.)

Hecke. Und es kam – ein 90jähriger Professor! Er soll als Student das Mädchen unterrichtet und sich – warum? – mitschuldig an ihrem frühen Tod gefühlt haben.

Beim Gegenstück, geheimnisvoll und rätselhaft und umstritten, mußte schon lange der Grabstein entfernt werden, weil er immer wieder beschmiert und besudelt wurde: „Mörder!“ Heute können nur noch wenige genau das Grab „orten“, das Grab des badischen Majors Heinrich David Hennenhofer, des Sekretärs und Günstlings von Großherzog Ludwig, der nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst bis zu seinem Tode 1850 in Freiburg lebte und dann auf dem Alten Friedhof begraben wurde. Ein Mann, den die Volksmeinung systematisch zur Negativfigur machte. War er der Mörder von Kaspar Hauser?

DER BILDHAUER ALOYS KNITTEL (1814–1875)

Geboren ist Aloys Knittel in Bach im Lechtal. Der Bruder der Mutter war Joseph Anton Koch, „der Tyrolese“, der berühmte Maler heroischer Landschaften; Anna Stainer-Knittel (vielen wohl nur als „Geierwally“ bekannt!), des Bruders Tochter, machte sich mit ihrer Malkunst einen ausgezeichneten Namen. Künstlerisches Talent gab es also in der Familie. Aloys durfte in München studieren, bei Schwanthaler und Cornelius. Hoch qualifiziert suchte er seine berufliche Chance als Bildhauer und kam nach Freiburg. Dort heiratete er 1847 Margaretha Thekla Geiges, Tochter des Kreisrevisors Anton Geiges und Schwester des Stadtbaumeisters Sigmund Geiges. Knittel wurde Freund u. a. von Wilhelm Dürr, war bald auf vertrautem Fuße mit vielen Persönlichkeiten von Rang und Einfluß, liebte und belebte selbst auch die Geselligkeit, vor allem in Künstlerkreisen, bei der Ponte Molle. Seine künstlerische Meisterschaft zeigte er den Freiburgern beim Denkmal für Berthold Schwarz (1853) oder mit der Erzherzog-Albrecht-Statue auf der Kaiser-Joseph-Straße (1868, 1944 zerstört); Knittel schuf das Giebelhochrelief „Der barmherzige Samariter“ am Mutterhaus der Vinzentinerinnen (1944 zerstört), er war der Künstler der mächtigen Figurengruppe über dem Mittelbau des alten Rotteck-Gymnasiums (beim Abbruch

des Gebäudes zerstört!). In seinem Atelier am Predigertor fanden sich immer häufiger interessierte Kunden. Als gut honorierter Bildhauer verschaffte er auf vielen badischen Friedhöfen so manchem ein kleines Stück Unsterblichkeit. Vor der Zeit Knittels waren die Grabsteine auf dem Alten Friedhof selten signiert, auch wenn wohl manche zugeordnet werden können, zu Anton Xaver Hauser z. B. oder zu Joseph Hörr oder Christian Wentzinger. Nun aber finden wir – ab 1847 – vielfach gezeichnet: A. K., Knitl, Knittel, Aloys Knittel. Weit über 100 Grabdenkmäler der letzten Jahre, in denen dieser Friedhof belegt wurde, stammen von Aloys Knittel; eine Phase immenser Produktivität. Es sind echte Denkmäler darunter, schöne plastisch-figürliche Grabmäler. Besonders eindrucksvoll z. B. das gewaltige Monument für Wanker, der erster Erzbischof in Freiburg werden sollte: eine imponierende Säule und darauf eine ebenso imponierende Statue; 31 Jahre nach Wankers Tod. Auch den Auftrag für das Hug'sche Denkmal bekam Knittel, und auch der „edle Hirscher“ lebt in der Erinnerung weiter mit dem Portrait, das Aloys Knittel schuf. Maria Antonia Gertrudis de Colombi (1806–1863), offenbar gesegnet mit unermeßlichem Reichtum, schrieb in ihrem Testament: „Sollte es mir nicht vergönnt sein, in Rom an der Seite meines lieben Mannes zu ruhen oder in Malaga neben meinem Sohn oder in Rußland an der Seite meines Vaters oder etwa in der Kapelle unserer Ahnen auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris, so wünsche ich, daß meine vier Kinder in Freiburg einen Fleck Erde für mein Grab kaufen und daß ein schlichter Stein den Platz kennzeichne, wo meine sterblichen Reste ruhen“. Schon drei Jahre nach ihr starb ihre Tochter Christine und 1872 die Mutter Gräfin Marie de Colombi. Drei Generationen wurden nebeneinander bestattet, Aloys Knittel hatte gute Aufträge und leistete hervorragende Arbeit. Die Vielseitigkeit, in der Knittels Grabdenkmäler entstanden, verwirrt fast ein wenig. Vielleicht hatte er zu viele historische Vorbilder, zu viele Historismen und Reminiszenzen. Aber sicher mußte er sich einlassen auf die Vorstellungen der Besteller, auf manche gefühlsbetonte Konvenienz. Aber es sind ihm viele Werke sehr gut gelungen, mit einem guten Feingefühl für architektonische und pla-

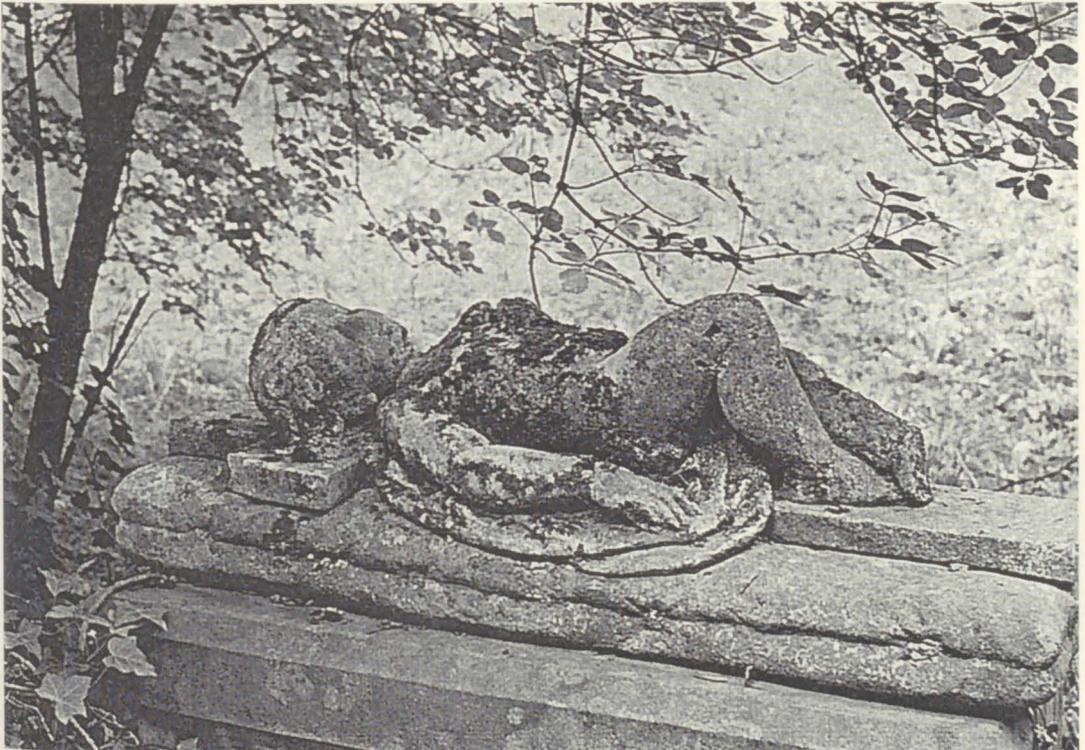
stische Schönheit und für natürliche Harmonie; das Grabmal der Caroline Walter dürfte dazu gehören. Sicher ist Knittels künstlerische Handschrift beim Grabstein für Adolf Knittel, seinen ersten Sohn, der im Alter von sechs Monaten schon sterben mußte: „Gott wird ihn uns wiedergeben“. Ein rührendes Kindergrab, der kleine Körper auf ein Kreuz gelegt, noch deutlich erkennbar ein Blumenstengel; ist es Mohn, der so schlaffördernd wirken soll? Die Natur hat sich schon wieder weitgehend des Steins bemächtigt.

DER TOTENSCHÄDEL AM FRIEDHOFSKREUZ ODER: DIE LEGENDE VON EHEBRUCH UND MORD

Bis 1786 stand das Friedhofs Kreuz noch auf der Nordwestseite des Münsterplatzes. Lag damals schon dieser rätselhafte Totenschädel auf dem barocken Sockel? Ein Gruselbild!

„Eine Locke macht die Kahlheit der Schädeldedecke noch unheimlicher. Das rechte Auge gähnt als dunkle Höhle, das linke verdeckt ein vertrocknetes Lid, als wache dahinter ein sterbender Blick. Der Unterkiefer ist grausam aufgerissen, und im Innern hockt eine Kröte und glotzt uns an, während vom linken Backenknochen zur zahnlosen Mundhöhle eine eiserne Klammer wie gewaltsam eingetrieben ist . . .“⁹.

Was war passiert in Freiburg? Ein Mann, ein Schmied war gestorben. Oder war er ermordet worden, von der Ehefrau oder von deren Liebhaber? Aber zunächst wurde er begraben; doch deckte vielleicht eine Stirnlocke eine Wunde, die beim Einschlagen eines Nagels entstanden war? Die Phantasie der Freiburger trieb manche Blüte: So wurde erzählt, die Frau habe die Untat auf dem Sterbebett gestanden; andere wußten, daß bei einer späteren Öffnung des Grabes der Totengräber durch eine Kröte, die den Schädel zum Rollen brachte, auf das Mordinstrument aufmerksam gemacht worden sei; das Verbrecherpaar sei hingerichtet wor-



Grabmal des im Alter von 6 Monaten verstorbenen Adolf Knittel.

(Aufnahme: Leif Geiges)



Links: Grabmal Ferdinand und Theresia Stein und ihre Tochter Elise Geiges, 2. Ehefrau von Stadtbaumeister Sigmund Geiges (1810–1898). Rechts: Grabmal von Adolf Knittel.

(Aufnahme: Adolf Schmid)

den. Im „Freiburger Wochenblatt“ vom 3. Juli 1811 wurde aus Berlin berichtet: „Entdeckter Mord durch eine Kröte!“ Warum sollte die Geschichte nicht auch nach Freiburg passen?

Vieles spricht für folgende Deutung: Der „Nagel“ ist zu verstehen als „Schlange“, die ja seit alten Zeiten eine sehr zweispältige Symbolik ertragen muß; sie ist ja u. a. auch Symbol ärztlicher Heilkunst, gilt auch als Symbol der Wiederauferstehung (wegen ihrer Häutung?), ja der Unsterblichkeit (schon im antiken Rom). Alles spricht für diese Erklärung, erzählt wird aber weiter die Geschichte von Ehebruch und Mord.

Dieses Steinkreuz steht vor der barocken Michaelskapelle, die von 1720 bis 1725 erbaut und – nach schweren kriegsbedingten Schäden – 1753/57 renoviert und um die Vorhalle erweitert wurde. St. Michael, der Erzengel – „Wer ist wie Gott?“ –, Führer der himmlischen Heerscharen und Teufelsbezwinger, ist auch der göttliche Bote, der die Seelen der Verstorbenen ins Paradies geleitet; so ist er zum

Patron vieler Friedhofskapellen geworden. Auch diese Kapelle wurde 1944 stark zerstört.¹⁰

1. NOVEMBER 1872: NEUER HAUPTFRIEDHOF

Am Allerheiligentag 1872 fand vormittags die letzte Beerdigung auf dem „Alten“ Friedhof und schon nachmittags die erste auf dem neuen Hauptfriedhof in der Weststadt statt. Dort hat 1875 auch Aloys Knittel seine letzte Ruhestätte gefunden, in einem von seinem Sohn beispielhaft schön gestalteten Familiengrab. 1894–99 war die nächste große Erweiterung fällig, die Stadt wuchs enorm rasch.

Aber seit 1872 ist der Alte Friedhof zur Ruhe gekommen – bis zum 27. November 1944, als in Freiburg viele zu Tode kamen, noch viel mehr ihr Zuhause verloren, ganz Deutschland, ganz Europa ein Trümmerfeld war. Damals wurde in Freiburg auch die Ruhestätte der Toten gestört, zerstört, auch ein Stück der Seele Freiburgs. Viele Gräber, viele

Denkmäler sind für immer verloren, manches persönliche Andenken vorbei.

OASE DES FRIEDENS

Die Entwicklung der Stadt Freiburg holte den Alten Friedhof rasch ein. So liegt er heute wie eine Insel in der aufgeregten, geschäftigen Großstadt, fast eine Idylle, eine Zufluchtsstätte auch, sicher eine Oase der Stille, des Schweigens, des Friedens, der „Fried-Hof“ weit weg von der Hektik der Welt. Es ist wohltuend, statt den Lärm der Straßen den sanften Wind in den alten Bäumen zu hören.

Wer sucht diese Oase auf? Der Friedhof wird nun seit fast 130 Jahren nicht mehr belegt, der Tod wird hier nicht mehr frisch erlebt, keine Trauer, kein Schmerz, keine Not, kein Leid. Natürlich gibt es noch immer Erinnerung an Einzelschicksale, manches Gedenken persönlicher Art. Aber es ist mehr ein Ausflug in das allgemeine Gedächtnis der Stadt, was dieser Parkfriedhof heute vermittelt, und dies führt zu Ruhe und Gelöstheit, zu Besinnung und Nachdenklichkeit, zu einem natürlichen

memento mori in der schützenden Geborgenheit dieses Blätterdaches, wo Natur und Kunst und der stille Ernst des Todes sich in einzigartiger Harmonie vereinen. In diese Oase fliehen viele auch ganz einfach vor der drückenden Mittagsglut, vor der Hitze und Schwüle der Stadt – und sie finden angenehme Kühlung und Entspannung in dieser Abgeschiedenheit. Und es gibt andere, die ganz bewußt das Erlebnis des Wechsels der Stimmung nach Tages- und Jahreszeit und nach den Variationen der Witterung suchen.

Lange und beglückend wirkt der Nachklang der Impressionen dieser Stille. Der Alte Friedhof gehört zu den Kleinoden Freiburgs.

Anmerkungen

- 1 Zitiert bei Schwarz, Thomas: Wird wieder erwachen. Assessorenarbeit für das Lehramt an Gymnasien. Freiburg 1980.
- 2 Vgl. Kempf, Friedrich: Die alten Friedhöfe. In: Freiburg im Breisgau. Die Stadt und ihre Bauten. Freiburg 1898. S. 407 ff.
- 3 Ausführlich behandelt bei Fr. Kempf (Anm. 2) und bei Kühbacher, Ingrid: Sie lebten in Freiburg. Erin-



Adolf Knittel wurde nur 6 Monate alt.

(Aufnahme: Adolf Schmid)

nerungen beim Gang über den Alten Friedhof. Freiburg 1987.

- 4 Vgl. Poinignon, Adolf: Die alten Friedhöfe in Freiburg. Adreßbuch von 1890.
- 5 Stoehr, Berthold: Die Toten des Alten Friedhofs zu Freiburg im Breisgau. Aufgenommen nach dem Stande vom 1. Januar 1904. StAF Signatur B1/Nr. 86.
- 6 Vgl. Schmid, Adolf: Ferdinand Stein (1791–1835), Großherzoglich-badischer Regierungsrat. „Vorderösterreicher“ im badischen Staatsdienst. In: Zeit-

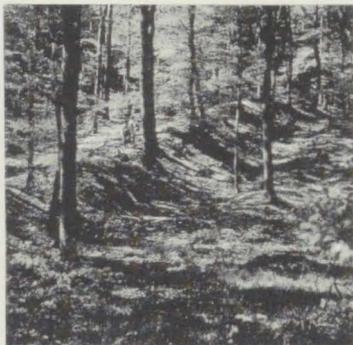
schrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schauinsland“, 1992.

- 7 Vgl. die ausführliche Übersicht und Zusammenfassung bei Th. Schwarz (wie Anm. 1), S. 65 ff.
- 8 Vgl. Kühbacher (wie Anm. 3), S. 44
- 9 Vgl. Reich, Hans: Wie die Alten den Tod gebildet. Freiburg 1948.
- 10 Vgl. zu diesem Thema z. B. Kühbacher (wie Anm. 3), S. 65 ff. Oder Dorneich, Julius: Der Alte Friedhof in Freiburg im Breisgau. Freiburg 1967. S. 39 ff.

Dietwulf Baatz

DER RÖMISCHE LIMES

Archäologische Ausflüge zwischen
Rhein und Donau



Gebr. Mann Verlag · Berlin

Dietwulf Baatz

Der römische Limes

Archäologische Ausflüge
zwischen Rhein und Donau
3., überarbeitete Auflage.
360 Seiten mit 160 Abbildungen,
16 Farbtafeln und 2 Karten, 12 x 18 cm
Geb. DM 34,- / ÖS 265,- / SFr 35,-
ISBN 3-7861-1701-2

Der handliche Führer enthält eine vollständige Beschreibung des römischen Limes zwischen Rhein und Donau mit historischer und baugeschichtlicher Einführung. Er ist längst zum Standard für Exkursionen und Ausflüge am römischen Grenzwall geworden und erscheint nun in der dritten Auflage, ergänzt und auf den neuesten wissenschaftlichen Stand gebracht.



Gebr. Mann Verlag

Charlottenstraße 13, D-10969 Berlin

Rot und weiß — Freiburg und Innsbruck

Zur Begründung der Partnerschaft der beiden geschichtlich verwandten Städte

Mit leuchtenden Farben in der Jubiläumszahl „875“ und dem Schriftzug „Freiburg feiert Geburtstag“ machen Plakate und Fahnen schmuck in der Öffentlichkeit auf die Veranstaltungen zum 875jährigen Stadtjubiläum aufmerksam. Ein Festumzug am Sonntag, 2. Juli mit Gruppen aus den Partnerstädten und den befreundeten Zähringerstädten bildet den Höhepunkt der Festwoche vom 30. Juni bis 9. Juli. Stadtgeschichte soll auch anschaulich werden in einer Vortragsreihe zu ausgewählten stadtgeschichtlichen Themen – die Auswahl reicht von der Volkskunde über die Universität, die Kirchen bis zu den kulturellen und sozialen Vereinen. An dieser Stelle soll Dr. Siegfried Büche als Vorsitzender der Bürger- und Ortsvereine Freiburgs genannt werden, der bei der Begründung der Städtepartnerschaft zwischen den beiden geschichtlich so eng verwandten Städten Freiburg und Innsbruck tatkräftig mitgearbeitet hat.

Die Stadt Freiburg präsentierte sich vom 2. bis zum 4. Mai 1963 festlich in den Stadtfarben Rot und weiß – den gleichen Farben wie sie auch Innsbruck trägt – zur Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde durch eine Delegation aus Innsbruck. Am 2. Mai 1963 unterzeichneten der damalige Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Innsbruck Dr. Alois Lugger und Freiburgs Oberbürgermeister Dr. Eugen Keidel im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses am Münsterplatz die Urkunden über die Städtepartnerschaft. Eine Vertretung der Stadt Freiburg und ihrer ehemals vorderösterreichischen Bürgerschaft weilte dann am 6. und 7. Juli 1963 in Innsbruck, wo Oberbürgermeister Dr. Eugen Keidel die Partnerschaftsur-

kunde für Freiburg gegenzeichnete. Mit dieser Städtepartnerschaft wurden die Jahrhunderte alten historischen Verbindungen der Zusammengehörigkeit im Habsburgerreich wiederhergestellt. Dr. Lugger erinnerte 1963 daran, daß das Geschlecht der Zähringer, Gründer von Freiburg, vorübergehend auch Herr des Herzogtums Kärnten und der Markgrafschaft Verona war, zu der einst auch der südliche Teil Tirols gehört hatte. 1295 starb Meinhard II., der Schöpfer des Landes Tirol. Als visionärer Staatsmann, kluger Politiker, aber auch skrupelloser Machtmensch verwirklichte Meinhard II., Graf von Tirol, Herzog von Kärnten und Reichsfürst, seinen Traum: Gegen die Interessen des Tiroler Adels und der Bischöfe von Brixen und Trient formte er ein neues Land, das an der Nahtstelle des romanischen und des germanischen Sprach- und Kulturraumes lag. 1363 übergab die kinderlose Witwe Margarethe Maultasch, Meinhards Enkelin, ihre Herrschaft über die Grafschaft Tirol mit der Hauptstadt Meran – seit 1420 ist Innsbruck Tiroler Landeshauptstadt – an die Habsburger. Fünf Jahre später (1368) gehörte auch Freiburg zu den österreichischen Vorlanden und unterstand wie Innsbruck dem Hause Habsburg. Diese Gemeinschaft teilten sich beide Städte bis ins 19. Jahrhundert hinein. Diese vielfältigen historischen und kulturellen Beziehungen führten 1963 zu einer demonstrativen, in Europa noch seltenen Städtepartnerschaft „in europäischem Geiste“ – so steht es in den Partnerschaftsurkunden geschrieben.¹

„Unter so vielen Ländern, die das Erzhaus Österreich besitzt, ist der Breisgau jene Landschaft, welche gleich bei dem Ursprung des



Im Jahre 1969 überreichte Freiburgs Erster Bürgermeister Dr. Gerhard Graf (links) dem Innsbrucker Bürgermeister Dr. Lugger (rechts) als Gastgeschenk ein Gästebuch für Städtepartnerschaften.

(Foto: Dr. Siegfried Büche)

Hauses Habsburg dieser ersteren Grafen altväterliche Güter in sich enthalten“ schreibt Leonhard Leopold Maldoner, ehemaliger Archivar der Regierung in Freiburg in seiner 1754 abgeschlossenen „Brigovia vetus et nova“, die das Stift St. Paul in Kärnten, Dr. Martin Wellmer zu seiner Arbeit „Der vorderösterreichische Breisgau“² freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. Unter Rudolf von Habsburg wurden die österreichischen Besitzungen im Breisgau, zusammen mit denen im Elsaß, Sundgau, Aargau und Thurgau durch Landvögte verwaltet. Österreich hatte im alten Breisgau und an seinen Grenzen schon Fuß gefaßt, bevor ihm dessen wichtigste Stadt Freiburg im Jahre 1368 zufiel.³ Hier soll noch Endingen am Kaiserstuhl genannt werden, das 1379 nach dem Aussterben der Endinger Linie der Üsenberger an Österreich fiel.⁴ In Endingen wurde am 24. September 1994 im renovierten Üsenberger Hof in Anwesenheit von zahlreichen Gästen, die selbst aus dem Elsaß und aus Vorarlberg gekommen waren, das erste „Vorderösterreich-Museum“ in den einstigen österreichischen Vorlanden eröffnet. Südbadens Regierungspräsident Conrad Schroeder bezeichnete dabei das alte Vorderösterreich als eine Region „grenzüberschreitender Zusammenarbeit“.⁵ Ensisheim im Elsaß war Mittelpunkt der habsburgischen Gebiete und Verwaltung im Elsaß. Es verdankte seine Bedeutung der günstigen Lage mitten in der weiten Ebene. Von hier aus überblickte man das habsburgische Gebiet, deshalb machten die Habsburger aus Ensisheim die Hauptstadt ihres im Oberelsaß gelegenen Territoriums. Nach dem Westfälischen Frieden mußte die vorderösterreichische Regierung von Ensisheim nach einem rechtsrheinischen Ort verlegt werden. Als neuer Regierungssitz wurde nicht eine Stadt im schwäbisch-vorderösterreichischen Gebiet ausersehen, die zentraler gelegen wäre, sondern Freiburg. Dieser Regierungswechsel machte aus Freiburg die wichtigste Stadt der rechtsrheinischen habsburgischen Besitzungen. Dieses Abkommen wurde am 16. September 1659 getroffen.⁶ Da war die Zeit Kaiser Maximilians I., des „letzten Ritters“ (1458–1519), der Freiburg einmal als seinen Altersruhesitz auserkoren hatte⁷, vorbei. 1494 heiratete er Bianca Maria Sforza, die Herzogstochter von Mailand. Damit

erhielt er die Möglichkeit, alte Kaiserrechte in Italien wieder geltend zu machen. Nach langer Zeit nahm ein Herzog von Mailand sein Land wieder vom Kaiser zu Lehen.⁸ Unter Kaiser Maximilian I. fand in Freiburg im Jahre 1498 ein Reichstag statt. Zusammen mit seiner Gemahlin Bianca Maria Sforza und seinem Sohn Philipp dem Schönen, vielen Reichsfürsten und noch mehr Gesinde, hatte Maximilian I. Freiburg zum Mittelpunkt des Habsburgerimperiums gemacht.

Im Jahre 1969 lernte dann Anfang Juni eine Freiburger Delegation unter der Führung von Freiburgs Erstem Bürgermeister Dr. Gerhard Graf auf Einladung der Tiroler Landeshauptstadt die Gastfreundschaft der durch geschichtliche Vergangenheit mit dem Freiburger vorderösterreichischem Raum verbundenen Partnerstadt Innsbruck kennen. Unmittelbarer Anlaß zum Besuch der Freiburger war die Eröffnung einer Ausstellung im historischen Innsbrucker Zeughaus, das sich nach einer gründlichen Renovierung und nach seinem Ausbau jetzt als landeskundliches Museum präsentierte. Die damals bemerkenswerte Ausstellung, zu der überaus wertvolle Stücke aus zahlreichen europäischen Ländern zusammengetragen worden waren, wurde dem Gedenken eines der populärsten Herrscher im europäischen Kultur- und Sprachraum, Kaiser Maximilian I., der sich in seinem großen Reich der gefürsteten Grafschaft Tirol besonders eng verbunden gefühlt hatte, zu dessen 450. Todesjahr (1519) gewidmet. Mit einer bemerkenswerten Eröffnungsrede des stellvertretenden Landeshauptmanns von Tirol im Hof des historischen Zeughauses wurde das Gedenken an Kaiser Maximilian I. eingeleitet. Dann hob Tirols Landeshauptmann Eduard Wallnöfer hervor, daß unter Kaiser Maximilian I. die staatliche Einheit des europäischen Kulturraumes noch weitgehend Wirklichkeit gewesen sei und daß sich dieser Kaiser deshalb nicht allein für Tirol, sondern für ganz Europa ein Denkmal als überzeugter Europäer selbst gesetzt habe. Freiburgs Erster Bürgermeister Dr. Gerhard Graf sprach auch im Namen des Freiburger Oberbürgermeisters Dr. Eugen Keidel, als er der Verbindung der beiden Partnerstädte weiterhin viel Erfolg wünschte. Humorvoll ging Dr. Graf auf die mannigfachen Beziehungen ein, die

Kaiser Maximilian I. zu Freiburg gehabt hatte und die auch dazu geführt hatten, daß dieser weitblickende Staatsmann die Bürger von Tirol und aus dem Breisgau einander näher gebracht hat. Dr. Graf erinnerte auch daran, daß einer der engsten Berater und Vertrauten des Kaisers Maximilian I., Stürtzel, aus Freiburg stammte und daß dieser Kaiser mit mehreren Maßnahmen direkt auf die Entwicklung der Stadt Freiburg und ihrer Kultur Einfluß genommen habe. Wie in den folgenden Ansprachen verschiedener Repräsentanten aus beiden Städten, wurde auch von Dr. Graf auf die erstaunlichen Parallelen zwischen der Zeit Maximilians I. und unserer Gegenwart hingewiesen. Damals wie heute habe die Menschheit einen großen Umbruch erlebt, der durch epochemachende Entdeckungen und Entwicklungen der Forschung und der Technik geprägt worden sei. Erster Bürgermeister Freiburgs, Dr. Graf, stellte der Festversammlung auch den in Freiburg lebenden 83 Jahre alten Schriftsteller Jensen vor, der in einer historischen Abhandlung über ein bekanntes Erlebnis Kaiser Maximilians I. in Freiburg, über das Malheur mit seinem Schuh bei einer „Betriebsbesichtigung“ berichtet hat. Als Gastgeschenk überreichte Dr. Graf dem Innsbrucker Bürgermeister Dr. Lugger ein Gästebuch für Städtepartnerschaften. Beim Abschiedsabend hielt Dr. Lugger, der in verschiedenen europäischen Institutionen tätig ist, ein leidenschaftliches Plädoyer für die Zusammenarbeit zwischen den europäischen Nationen und sprach den Wunsch aus, daß in europäischem Geist die Jahrhunderte alte Zusammengehörigkeit von dem einen Land Tirol – also von Nord- und Südtirol – trotz der unglückseligen Trennung nach 1918 – nicht vergessen werde! Basis für eine Zusammenarbeit – auch über Staatsgrenzen hinaus – könnten die 4000 in Europa bestehenden Städtepartnerschaften sein, deren Wert von den Politikern allerdings nur gefördert werden könnte, deren Inhalt jedoch von den Menschen aller Kategorien selbst von „Freiburgern und von Innsbruckern am Stammtisch“ gelebt werden müsse. Der Erste Bürgermeister Freiburgs, Dr. Graf, schloß seine Erwiderung mit dem Ausruf: „Es lebe Innsbruck, es lebe das schöne Land Tirol“.⁹

Von Kaiser Maximilian I., dem „letzten Ritter“, wurde auf dem 1498 in Freiburg abgehaltenen Reichstag und seinem längeren Aufenthalt in Freiburg und im Breisgau die wirtschaftliche Situation daselbst klar erkannt. War einst Ensisheim Sitz der Regierung in Vorderösterreich gewesen und amtete dort die oberste Bergbehörde für die österreichischen Vorlande, so wurde jetzt Freiburg als Mittelpunkt des mittelalterlichen Silberbergbaus- und -handels im Südschwarzwald bedeutend. Der eindrucksvolle Aufstieg Freiburgs in den ersten beiden Jahrhunderten nach der Stadtgründung ist in erster Linie dem Silberbergbau zuzuschreiben. Nur so konnte die Bürgerschaft ihre „Stadtkirche“, das Freiburger Münster „mit dem schönsten Turm der Christenheit“ (Jakob Burckhardt), erbauen.¹⁰ „Sichtbarster Ausdruck für die aus dem Bergbau stammende Wirtschaftskraft von Freiburg ist das Münster und sein unvergleichlicher Turm. Die Silbererträge ermöglichten der Bürgerschaft, sich eine Pfarrkirche zu bauen, wie sie schöner auf der Welt von einer Pfarrgemeinde nicht wieder errichtet werden sollte“ schreibt Rudolf Metz.¹¹ Und Albrecht Schlageter stellt fest: „Als der spätere Kaiser Maximilian I. im Jahr 1490 die Grafschaft Tirol und die habsburgischen Vorlande von seinem Onkel Sigismund mit der leeren Tasche übernahm, rückte nicht nur der Breisgau als Teil der Vorlande stärker in den Gesichtskreis des jungen Fürsten. Binnen weniger Jahre machte sich die durchgreifende Umgestaltung der Zentralbehörden in Innsbruck nach burgundischem Vorbild durch ihre größere Effizienz und Kontrolle z. B. bei den Einnahmen überall deutlich und nachhaltig bemerkbar. Der 1498 in Freiburg abgehaltene Reichstag führte zu einem längeren Aufenthalt des aufgeschlossenen Monarchen und seines ‚Hofgesindes‘ in unserer Stadt. Dabei wurde auch die wirtschaftliche Situation des Breisgaus und insbesondere des Silberbergbaus angeschnitten. Nicht wenige hegten die Hoffnung auf einen ähnlich glücklichen Aufschwung wie in den Tiroler Bergen bei Schwaz und bei Sterzing. Bald wurde das neue Interesse personell spürbar, als 1501 der aus der Bozener Gegend in Südtirol stammende Hans von Leuchtenburg¹² zum neuen Bergrichter für den Schwarzwald und den Breisgau bestimmt wurde...



Aus den Einkünften durch den Silberbergbau konnte die Bürgerschaft der Stadt Freiburg ihre „Stadtkirche“, das Freiburger Münster „mit dem schönsten Turm der Christenheit“ (Jakob Burckhardt) erbauen. (Foto: Gernot Uminger)

Dabei hatte der Kaiser den Leuchtenburger im Sommer 1500 für das Bergrichteramt in der neu erworbenen Grafschaft Görz bei Triest empfohlen und sich sehr enttäuscht gezeigt, als der Posten durch die Nachlässigkeit der zuständigen Beamten anderweitig vergeben war. Hans von Leuchtenburg hatte 1489 noch als Pfleger auf dem vom Kaiser hochgeschätzten Schloß Runkelstein bei Bozen¹³ gesessen und 1496 über 400 Gulden für das Bergschloß Greifenstein¹⁴ westlich von Bozen quittiert...¹⁵

Die geschichtlichen Verbindungen seit Jahrhunderten zwischen Innsbruck und Freiburg schließen auch den aus Herbolzheim im Breisgau stammenden Theologen und Freiburger Münsterpfarrer Bernhard Galura ein. Seinen eigentlichen Familiennamen Katzen-schwanz hatte er dem humanistischen Zug seiner Zeit nach latinisiert – wie auch Philipp Melanchthon, der von Hause aus – dem Schwarzerthof bei Bretten im Kraichgau nach – Schwarzert zu Melanchthon gräzisierte. Bernhard Galura kam 1815 nach Innsbruck, wurde Generalvikar, später Weihbischof von Vorarlberg und Fürstbischof von Brixen (1829–1856).¹⁶ Bevor Innsbruck eine Universität erhielt, wurde in Freiburg durch Erzherzog Albrecht VI., dem Herrn der habsburgischen Vorlande, die vorderösterreichische Universität Freiburg im Jahre 1457 gestiftet. So zogen die Studenten aus Innsbruck und ganz Tirol zum Studium nach Freiburg. Nach der Universitätsgründung in Innsbruck setzte ein reger Austausch von Professoren und Studenten zwischen Freiburg und Innsbruck ein. So nimmt es nicht wunder, daß sich 1809 Freiburger Studenten dem Tiroler Freiheitskampf unter Andreas Hofer anschlossen. Ein deutlicher Hinweis für uns findet sich am Haus Kapferer – wenn wir vom Freiburger Stadtzentrum Bertoldsbrunnen aus ein paar Schritte in die Salzstraße lenken – gleich zur linken Seite: „HAUS KAPFERER... 1775 VON VON FRANZ DE PAULA KAPFERER AUS TIROL...ERRICH-TET“ heißt es auf der oberen Inschrifttafel. Darunter lesen wir: „IN DIESEM HAUSE VERBRACHTE SEINE JUGEND GEORG HAUGER (1792–1859) EIN MITKÄMPFER VON ANDREAS HOFER DESSEN GEBEINE ER 1823 AUS MANTUA NACH INNSBRUCK ENTFÜHRTE,

WO ER IN DER HOFKIRCHE HEUTE NEBEN IHM RUHT“.¹⁷

Das Alemannische Institut in Freiburg hatte 1959 bereits das große Sammelwerk „Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde“ mit Beiträgen verschiedenster Autoren im Verlag Rombach Freiburg, veröffentlicht (Herausgeber Friedrich Metz). Bereits 1967 folgt eine 2., erweiterte und verbesserte Auflage, der 1977 die 3. Auflage folgte. Gleichsam zur Vorbereitung der aktuellen geplanten Städtepartnerschaft zwischen Freiburg und Innsbruck hielt Friedrich Metz – der Inhaber des Lehrstuhls für Geographie und Landeskunde an der Universität Freiburg – einen öffentlichen Vortrag „Vorderösterreich“ im Sommersemester 1962. Vor seiner Berufung nach Freiburg hatte Friedrich Metz ja in Innsbruck gelehrt. Und Werner Noack, der als Erforscher mittelalterlicher Stadtgrundrisse bekannt war, berichtete im Sommersemester 1963 vor dem Alemannischen Institut und dem Breisgaugeschichtsverein Schauinsland über die Gründung und die städtebauliche Konzeption der beiden einst eng verbundenen Städte Freiburg und Innsbruck.

Schon seit Jahrzehnten beschäftigen sich die historischen Wissenschaften mit dem Problem der Stadtentstehung. Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen – Offenburg und Villingen, Freiburg im Breisgau und Freiburg im Uechtland sowie auch Bern – sind längst als planmäßige Schöpfungen von Bürgerstädten bekannt, die dem „Staat“ der Zähringer ein tragendes Gerüst geben sollten. Besonders im Schwarzwald wußten sich die Zähringer Besitz und Rechte zu verschaffen, denn dieses noch weithin unbesiedelte Gebirgsland bot, im Gegensatz zu den offenen, waldfreien Flächen im Altsiedelland mit festliegenden Grenzen noch reichlichen Platz und Gelegenheit für „gaufreie“ Gebiete, die durch Rodung und Besiedlung in Besitz genommen werden konnten. Dieses Rezept in der zähringisch-staufischen Städtegründungspolitik in Südwestdeutschland war freilich ein sich ständig wiederholender Grundriß zähringischer Erfindung. Hatten sich die Zähringer beim Ausbau ihres Einflußbereiches und der Sicherung ihres Hausmachtgebietes der gleichen Mittel bedient wie mehr oder weniger auch die anderen



Der Kaiserjägerleutnant Georg Hauger aus Freiburg war 1809 ein Mitkämpfer von Andreas Hofer und entführte 1823 die Gebeine des Tiroler Freiheitshelden aus Mantua nach Innsbruck.

Repro.

großen Häuser, so etwa in Schwaben die Staufer – schon über den Enkel Friedrichs von Büren, den Herzog Friedrich, Vater Barbarosas, sagte ein geflügeltes Wort seiner Zeit, „er schleife am Steigbügel seines Pferdes immer eine Burg nach sich“ –, ferner die Welfen, die Habsburger, so fügten sie jetzt etwas völlig Neues hinzu: die planmäßige Neugründung von Städten als geographisch sinnvoll angelegte, einheitliche, rechtlich-wirtschaftliche, militärische und architektonische Körper. Die Verfassungen dieser Städte sind ebenso bedeutende rechtshistorischer Denkmäler wie die Stadtanlagen selbst großartige Werke hochromanischer Baukunst. „Das traditionelle Gründungsdatum Freiburgs ist das Jahr 1120“ finden wir bestätigt.¹⁸ W. Stülpnagel stellt fest: „Freiburg ist die erste einer Reihe durch die Dynastie der Zähringer planmäßig angelegten Städte. Die Marbacher Annalen berichten über vorbereitende Maßnahmen zur Erbauung einer civitas Freiburg schon unter dem Jahr 1091. Der Ausdruck civitas ist nicht eindeutig, man hat ihn auf den Bau der Burg Freiburg bezogen, an die sich die spätere Marktsiedlung angelehnt habe. Wenn man die Erbauung der Burg und der Stadt als Glieder eines einzigen Planes betrachtet, kann man im Jahre 1091 den Anfang, in dem Datum von 1120, das die beiden ersten Stadtrechtsurkunden angeben, den Vollzug der Stadtgründung sehen. Die Absicht, die dem gesamten Vorgang zugrunde läge, wäre dann im Rahmen einer weitschauenden militärischen Sicherung des Austritts der Verbindungsstraße von Osten über den Schwarzwald in den Breisgau zu sehen; man sieht die Stadt in exponierter Lage gegenüber dem Machtbereich der Bischöfe von Basel mit deren Festung Breisach im Hintergrund. Bevor der moderne Gesichtspunkt mittelalterlicher Raumplanung hervorgetreten war, stellte man die wirtschaftlichen Motive einer Marktgründung in den Vordergrund, wobei nur zu fragen war, ob an einen Nahverkehrsort gedacht werden müsse oder ob von vornherein der Fernhandel von Großkaufleuten der Marktgründung das Gepräge gab. Eine gewisse Übereinstimmung besteht in der Ansicht, daß die Erbauung der Burg der Marktgründung vorherging...“¹⁹ Im Jahre 1120 gründeten die Zähringer in einem Zuge als erste die Städte Freiburg, Villingen und Offen-

burg. Sie sicherten vor allem die Hauptverbindungen des Zähringer Territoriums von Freiburg nach Villingen, die Straße, welche von Breisach her durch das Dreisamtal über das Gebirge zog. Offenburg und Villingen verband die alte, schon von den Römern benutzte Straße durch das Kinzigtal. Sicherlich haben von Anfang an auch wirtschaftliche Gesichtspunkte eine wesentliche Rolle gespielt. Die Städte sollten für den Stadtherrn eine höhere Einnahmequelle werden. Sie wurden Mittelpunkte für den Nahverkehr als Einzugs- und Umschlagplätze für die ganze Umgebung als Wochenmärkte.

Für Freiburg, das von vornherein mit 28,3 Hektar – gegen 23,4 in Villingen und 8,4 in Offenburg – als die größte der drei, als die „Hauptstadt“, angelegt war und auch die vorher von der Riegeler Pforte am Ostrand des Kaiserstuhls und des Tunibergs entlangführende Nord-Süd-Straße von Frankfurt nach Basel an sich gezogen hatte, ist dann auch die Verwertung des in den benachbarten Bergen gewonnenen Silbers wesentlich geworden. Gewiß hat bei Freiburg von Anfang an auch die günstige geographische Lage²⁰ für die Entwicklung des Fernhandels große Bedeutung gehabt. Das zeigt nicht zuletzt das großartige und für ganz Süddeutschland vorbildlich gewordene Freiburger Stadtrecht, das nach dem Muster der kölnischen Kaufleute aufgestellt war.

Ein Stadtplan von außergewöhnlicher Klarheit und Schönheit schwebte den Zähringern (oder ihren uns nicht näher bekannt gewordenen Baumeistern) bei Beginn ihrer großartigen Städtegründungspolitik als Ideal vor. In Villingen, wo abseits des älteren Marktes auf ganz eigenem Plan weder das Gelände noch die Rücksicht auf vorhandene öffentliche Wege u. a. ein Hindernis bot, konnte dieses Ideal nahezu ungestört verwirklicht werden: in ovalem Mauerring das Achsenkreuz der beiden großen Marktstraßen, an ihren Enden abgeschlossen von den vier Stadttoren. An die Siedler werden gleichmäßige Hofstätten 50 auf 100 Fuß (etwa 16 auf 32 m) ausgegeben. Sie werden in einer überzeugend klaren und kunstvollen Aufteilung des Stadtgebietes durch Wohn- und Wirtschaftsgassen angeordnet, so daß an den großen Marktstraßen und den Wohnvierteln beiderseits die Vorderseiten der Hofstätten



Schloß Tirol bei Meran gab als Stammsitz „dem Land im Gebirge“ den Namen.

Reproduktion einer Original-Radierung von Elfi Widmoser (Meraner Künstlerin).

liegen, mit den Wohnhäusern dagegen an den Wirtschaftsgassen die Rückseiten. Ein System von Stadtbächen in allen Wohnstraßen sorgte für eine hygienische Durchwässerung. In einem Viertel wurde durch Aussperrung einiger Wohnblöcke Platz geschaffen für Pfarrkirche und Kirchhof.

In Freiburg zwang das Vorhandensein älterer Wege mit einer Gabelung an Oberlinden, die Ost-West-Achse stark nach Süden zu verschieben.²⁰ Von der in der Mitte des Stadtgebietes angeordneten Nord-Süd-Achse, dem großen Straßenmarkt, zweigen die Aufteilungsgassen mit vorwiegend einseitiger Anordnung der Wohnseiten rippenförmig ab. Der Platz für Pfarrkirche und Kirchhof wurde im Nordostteil ausgespart. Mit großem Geschick sind hier die besonderen örtlichen Gegebenheiten gemastert worden. Die Stellung des Münsters diagonal auf dem Kirchplatz (infolge der Ausrichtung nach Osten) ist mit dem Blick von dem

Straßenmarkt aus durch die Münstergasse auf die Westfront ein städtebauliches Meisterwerk.

Erst Friedrich Barbarossa hat den Wert der Städtegründungen der Zähringer in ihrer hervorragenden Bedeutung klar erkannt. Im Interesse seiner eigenen Hausmacht wie auch des Reiches wertete er diese in großartiger Weise aus. Im Elsaß legte er gegenüber Freiburg in einer nahe verwandten topographischen Situation 1155 Kolmar an, in Anlehnung an ältere Siedlungsteile mit einem Straßenmarkt von wahrhaft staufischer Monumentalität, und er läßt dieser Gründung im Laufe des 12. Jahrhunderts noch eine ganze Anzahl weiterer folgen.

Die Alpen schaffen für die Bildung und Verteilung der Städte besondere Voraussetzungen. In geringer Entfernung voneinander liegen Innsbruck und Hall, Brisen und Klausen: dicht folgen die Städte der Brennerstraße, während auf der 200 km langen Strecke von Innsbruck nach Meran über den Reschen nur der

Markt Imst und das Städtlein Glurns im Südtiroler Vintschgau eingeschaltet sind. Die tirolischen Städte liegen allesamt in den großen Talfurchen, gleichgültig ob es sich um Fuhrmannsorte, um Markt- oder Gewerbestädte, um Bergbauorte und Verwaltungssitze handelt. Als Stadtgründer kamen die Grafen von Tirol und Görz, die Herzöge von Bayern und Andechs (Innsbruck), die Bischöfe von Brixen und Trient in Betracht. Für die Stadtentwicklung war vor allem die Verkehrslage wichtig. In Bozen ist die alte Pfarrkirche dem hl. Nikolaus, dem Patron der Schifffahrt geweiht, in Innsbruck St. Jakob, dem Schutzpatron der Reisenden. Eine Kirche St. Nikolaus und ein darnach benannter Stadtteil liegen auf der linken Innenseite. Innsbruck entstand als der Schnittpunkt der Inntalstraße, dieser großen Längstalfurche in den Zentralalpen, mit der seit alters her bedeutenden Brennerstraße. Der Markt Innsbruck wird 1180 angelegt, Stadtrecht erhält es 1239, wohl nach dem Vorbild von München.²¹ Schon Bartholomäus Beyrer attestierte der Hauptstadt der Tiroler – nach Meran seit 1363 – seit dem Jahr 1420 Innsbruck – in seinem „Wegweiser“ von 1826, Innsbruck überrasche den sich nahenden Reisenden mit den mannigfaltigsten und herrlichsten Ansichten. Und Albrecht Dürer hat 1494 sein Aquarell „Insprug“ gemalt, das als erste topographisch verlässliche Stadtansicht der europäischen Kunstgeschichte gerühmt wird.²² Innsbruck im Schnittpunkt des Europaverkehrs einst und heute, die österreichische Metropole im Inntal, weist eine unvergleichliche Lage wie keine Stadt ähnlicher Größe auf mit überwältigender Bergkulisse. Dabei liegen der Gründung der Städte Freiburg und Innsbruck – die 1963 ihre Partnerschaft unterzeichneten – verwandte städtebauliche Konzeptionen zugrunde. Werner Noack schloß die Möglichkeit einer solchen Verbindung, von der Gründungszeit ausgehend (bei einem Vergleich der Stadtgrundrisse von Freiburg und Innsbruck mit der gleichen Größe der einzelnen Hofstätten in beiden Städten), nicht aus, obwohl die Stadtgrundrisse auf den ersten Blick sich nicht gerade gleichen. Aber enge persönliche Beziehungen Heinrichs des Löwen zu Berthold IV. von Zähringen und Berthold III. von Andechs, der von dem Kloster Wilten ausgehend Gelände jenseits des alten

dörflichen Vorläufers Hötting zur Gründung der Stadt Innsbruck erhalten hat, bestärkten bei Werner Noack diese neuen Erkenntnisse. Zudem sind in der jüngsten Zeit auch auf kunstgeschichtlichem Gebiet überraschende Parallelen von Werner Noack aufgedeckt worden: in dem Stift Wilten von Innsbruck befindet sich ein wunderbarer Kelch aus der Zeit um 1130/80 aus einer Braunschweiger Werkstatt der Zeit Heinrichs des Löwen. Auch das St. Trudperter Kreuz von 1180 im Freiburger Münster stammt aus einer solchen, wenn nicht aus der gleichen Werkstatt.

Tirol – das alte Habsburger Kronland – oder besser gesagt, der nach 1918 bei Österreich verbliebene Teil des „Landes im Gebirge“ – zerfällt heute in zwei Teile: Nordtirol und Osttirol. Im Jahre 1919 mußte Österreich im Friedensvertrag von Saint-Germain-en-Laye Südtirol vom seit 1363 zusammengehörenden einen Tirol trennen und an Italien, das seit langem, besonders nach seiner Einigung im Königreich und seinem Eintritt im Ersten Weltkrieg gegen Österreich und Deutschland auf der Gegenseite (mit dem Versprechen Südtirol zugesprochen zu bekommen), die Brenner-nordgrenze wollte, abtreten. Südbadens Regierungspräsident Conrad Schroeder hatte im September 1994 bei der Eröffnung des Vorderösterreich-Museums in Emdingen das alte Vorderösterreich als eine Region „grenzüberschreitender Zusammenarbeit“ genannt. Und 75 Jahre nach 1919 traten zum ersten Mal wieder die Mitglieder der Tiroler und der Südtiroler Landesregierung zu einer gemeinsamen Sitzung im Oktober 1994 im Bozener Landhaus in der autonomen Provinz Südtirol innerhalb Italiens zusammen. Die beiden Landeshauptleute, Wendelin Weingartner (Tirol) und Luis Durnwalder (Südtirol) sprachen von einem „historischen Akt“ und der Vision von einer „Europa-Region Tirol“.²³ Diesen Gedanken einer „Europa-Region Tirol“ unterstreicht und verstärkt die gemeinsame „Tiroler Landesausstellung 1995. Eines Fürsten Traum. Meinhard II. Das Werden Tirols“. Schloß Tirol bei Meran, Südtirol. Stift Stams im Oberinntal, Tirol. 13. Mai–31. Oktober 1995.

Tirol (12 647 Quadratkilometer und 630 400 Einwohner) mit seiner Hauptstadt Innsbruck und Südtirol (7400 Quadratkilome-

ter und 422 800 Einwohner) mit der Hauptstadt Bozen verbindet nicht nur die gemeinsame deutsche Sprache, sondern auch eine über Jahrhunderte miteinander verflochtene Geschichte. Der Grennenpaß und der Reschen sind erst seit 1919 Staatsgrenze zwischen Österreich und Italien. Kurze 75 Jahre der erzwungenen Trennung haben es nicht fertiggebracht, die gewaltsame Teilung des Tiroler Landes einfach hinzunehmen. Das Selbstbewußtsein des Tirolers, für den es eben immer nur das Eigentliche gibt, Tiroler zu sein – besonders die Südtiroler wollen keine „Italiener“ sondern eben stammesgemäß „Tiroler“ sein – egal ob nun die letzte staatliche Instanz in Wien sitzt oder in Rom. Tirol ist Tirol, diesseits und jenseits der ungeliebten Staatsgrenze zwischen Österreich – dem alten historischen Stammland – und Italien. Nach wie vor halten es Süd- und Nordtiroler mit dem alten Vierzeiler: „Tirol isch lei oans./S'isch a Landl, a kloans./S'isch a schians, s'isch a feins./Und dös Landl isch meins“.

So wie Nord- und Südtirol in europäischem Geist sich wieder der alten Zusammengehörigkeit bewußt werden wollen in der „Europa-Region Tirol“,²⁴ stand seit 1968 auf dem „Kreuzkopf“ in Freiburg-Günterstal das „Innsbrucker Kreuz“ als Zeichen der Städtepartnerschaft. Aus Anlaß der seit 30 Jahren bestehenden Partnerschaft wurde das „Innsbrucker Kreuz“ 1993 auf dem Schloßberg am Burghaldenring besser ins Bewußtsein der Bevölkerung rückend neu aufgestellt. In Freiburg verdeutlichen darüber hinaus ja die Hauptstraßen Habsburger- und Kaiser-Josephstraße die historische Zugehörigkeit und so werden beim Festzug der Partnerstädte zum 875-Jahr-Jubiläum aus Innsbruck die „Amraser Jungschützen“ teilnehmen und voraussichtlich Bürgermeister van Staa mit einer Delegation an den Freiburger Feierlichkeiten teilnehmen.

Anmerkungen

1 Vgl. hierzu Badische Zeitung, Freiburger Zeitung Nr. 127. Samstag, 5. Juni 1993; siehe hierzu Ausschau auf die Tiroler Landesausstellung 1995. Eines Fürsten Traum. Meinhard II. – Das Werden Tirols. 13. Mai–31. Oktober 1995. Schloß Tirol bei Meran, Südtirol. Stift Stams im Oberinntal, Tirol.

- 2 Wellmer, Martin, Der vorderösterreichische Breisgau, in, Vorderösterreich. 2. erweiterte und verbesserte Auflage, Verlag Rombach 1967, S. 271–342, bes. S. 271.
- 3 Miller, Max (†) und Taddey, Gerhard, Baden-Württemberg. Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band. 2. erw. und verbess. Auflage, Alfred Kröner Verlag Stuttgart, 1980. S. 215–224, bes. S. 217.
- 4 dto. wie oben, S. 180–181, S. 181.
- 5 Badische Zeitung. Ausgabe Emmendingen. Endingen/Nördlicher Kaiserstuhl. Nr. 223. Montag, 26. September 1994; siehe auch, Gabriele Weber-Jenisch, Ein Haus der Geschichte Vorderösterreichs – das neue Museum in Endingen am Kaiserstuhl. Regio-Magazin. Ihre Monatszeitschrift im Dreiländereck; Jg. 12. Nr. 1. Januar 1995. S. 24–26. Verlag Poppen & Ortman, Freiburg.
- 6 Hefe, Friedrich, Freiburg als vorderösterreichische Stadt. Vorderösterreich. 2. erweiterte und verbesserte Auflage, Verlag Rombach 1967, S. 343–366, S. 352/353.
- 7 dto. siehe oben. S. 353. Abb. 148.
- 8 Merian. Das Monatsheft der Städte und Landschaften im Hoffmann und Campe Verlag Hamburg. Heft 10/28. Jahrgang. Erich Egg, Maximilian I., S. 35–38. S. 37.
- 9 Zu diesem ganzen Abschnitt vgl. Badische Zeitung Nr. 125. Dienstag, 3. Juni 1969. S. 13.
- 10 Umminger, Gernot, Freiburger Silber brachte Wohlstand. Badische Heimat. 65. Jg., 1985. Heft 1. S. 115–124.
- 11 Metz, Rudolf, Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden. Vorderösterreich. 2. erweiterte und verbesserte Auflage, Verlag Rombach 1967, S. 139–194. S. 141.
- 12 siehe hierzu Gunther Langes, Überetsch und Bozner Unterland. Südtiroler Landeskunde in Einzelbänden. Bd. 3. Überetsch und Bozner Unterland. Verlagsanstalt Athesia Bozen, 1973: „Zum Landschaftsbild des Kalterer Sees, so wie er den Besuchern von der Zufahrt auf der Weinstraße her . . . vor Augen steht, gehören die romantischen Umrisse der Ausläufer des Mitterberges mit dem starkbüschelten Bühnel, auf dem die Ruine der Leuchtenburg aufragt, die gebrochenen Mauern kühn auf die Kammlinie gesetzt . . .“ S. 111.
- 13 siehe hierzu Rampold, Josef: Bozen, Salten, Sarntal, Ritten, Eggental. Südtiroler Landeskunde in Einzelbänden. Bd. 7. Verlagsanstalt Athesia – Bozen 1975, S. 165–168: „Das wichtigste Bauwerk . . . am Eingang ins Sarntal ist zweifellos das vielbesungene, seiner Fresken wegen weitem berühmte Runkelstein . . . 1855 kommen Anselm Feuerbach und Joseph Viktor von Scheffel . . . Scheffel ist sofort von Runkelstein verzaubert, schmiedet ein langes Gedicht und beschwört den Schatten der Isolde herauf, deren trauriger Roman in den Wandgemälden des Sommerhauses steht . . . Der aber, dem wir wahrscheinlich die Darstellung der Mär von Tristan und Isolde verdanken, ein Maler um 1400 . . . setzte unter sein Meisterzeichen kurz und bündig die

- Worte „Lib Bringt Laid“, den Grundtenor der Dichtung des Gottfried von Straßburg. „Noch heute freuts mich, ob Runglstein, daß einstmals zu guter Srunden. In der Talfer fensenges Tal hinein. Zu Dir den Weg ich gefunden . . .“ jubiliert Joseph Viktor von Scheffel“.
- 14 dto. wie oben, S. 220/222: „ . . . wir meinen die gut einstündige Wanderung hinauf zu der in wilder Felseinsamkeit ragenden Ruine Greifensten . . . Der Name ist gut gewählt, denn der Fels erinnert an einen Rauvogelhorst. Aber im Volksmund sagt man nur ‚Sauschloß‘ und damit hat es folgende, durch die Sage erklärte Bewandtnis. Als dereinst die Burg jahrelang belagert wurde und man sie auszuhungern hoffte, da warfen eines Tages die Burgknappen von den hohen Zinnen hohnlachend ein gut gemästetes Schwein mitten unter die Belagerer . . . Überzeugt davon, daß eine in solchem Überfluß lebende Besatzung nicht auszuhungern sei, ziehen die Belagerer ab – sehr zur Erleichterung der Verteidiger, die mit dieser Kriegslist ihren letzten, ihren allerletzten Nahrungsvorrat geopfert hatten“.
- 15 Siehe Schlageter, Albrecht, Innsbrucker Interesse an Freiburg und seinem Umland zur Zeit Kaiser Maximilians I.; Freiburg Almanach 1995, s. 91–99. bes. S. 91.
- 16 Strobel, H., Bernhard Galura. Badische Heimat; Jg. 39. 1959. S. 196–198; Josef Rampold, Eisacktal. Südtiroler Landeskunde in Einzelbänden. Bd. 5. S. 257. Verlagsanstalt Athesia – Bozen. 1977.
- 17 Regele, Oskar, Zur Militärgeschichte Vorderösterreichs. Vorderösterreich. a. a. O., S. 111–137, bes. S. 134, Abb. 56 und S. 135, Abb. 57; Badische Heimat Jg. 37, 1957. S. 46 ff.; Tiroler Heimat 24–26. 1960–1962; Wiedemann, Herbert, Das abenteuerliche Leben des Georg Hauger aus Freiburg. Freiburger Almanach 1985. S. 95–102.
- 18 Miller, Max (†) und Taddey, Gerhard, Baden-Württemberg, Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band. 2. erw. und verbess. Auflage. S. 211–222. S. 215.
- 19 Stülpnagel, W., Die Stadtgründung, S. 826–829, bes. S. 826. Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg. Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Band I. Zweiter Halbband. Hrsg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Freiburg im Breisgau und dem Landkreis Freiburg. 1965; Schmid, Adolf, 1091 oder 1120?. Wie alt ist denn Freiburg im Breisgau wirklich. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt. Badische Heimat. Jg. 72. 1. 1992. S. 149–158; Geschichte der Stadt Freiburg. Theiss-Verlag. Bd. I. Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520.
- 20 Metz, Friedrich, Die Stadt Freiburg im Breisgau. Geographische Leitlinien ihrer Entstehung und Entwicklung. Freiburger Almanach. Siebtes Illustriertes Jahrbuch 1956. Freiburg im Breisgau, Poppen & Ortman 1955, S. 7–16.
- 21 Metz, Friedrich, Die Tiroler Stadt; in Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages im Auftrag von Freunden und Schülern zusammengestellt und herausgegeben von E. Meynen und R. Oehme. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1961. S. 342–364, bes. S. 347; Myn, Walter, 800 Jahre Innsbruck. Wort und Welt Verlag. Innsbruck 1980.
- 22 Caramelle, Franz, Die Hauptstadt der Tiroler (mit Fotos von Hella Pflanzler). In der Reihe „Bildbände über Österreich“. Pinguin-Verlag Innsbruck und Umschau-Verlag, Frankfurt am Main. 1993.
- 23 Welt am Sonntag. Nr. 43. Sonntag, 23. Oktober 1994. S. 6: „Nach 75 Jahren gemeinsame Sitzung der Regierungen Tirols und Südtirols. Erster Schritt zur Europa-Region Tirol“.
- 24 vgl. hierzu Profil. Das Unabhängige Nachrichtenmagazin Südtirols. Nr. 1, 2. Januar 1995, S. 18 ff.; dto. Nr. 8. 20. Februar 1995, S. 34 ff.

In eigener Sache

Der Landesverein Badische Heimat bittet die Mitglieder, keine Überweisungen oder Daueraufträge an das Bankhaus Krebs Freiburg mehr zu tätigen.

Neues aus den Museen

Freiburg

Augustinermuseum

30. Juni bis 8. Oktober:

„Gold, Perlen und Edel-Gestein . . .“, Reliquien-
kult und Klosterarbeiten im deutschen Südwe-
sten

Heidelberg

Kurpfälzisches Museum

6. August bis 11. Oktober:

Carl Philipp Fohr

Karlsruhe

Badisches Landesmuseum

13. Juli bis 26. November:

In Sorge um das Jenseits – Bestattungen vor
7000 Jahren im bandkeramischen Gräberfeld
von Schwetzingen

3. September bis 5. November:

Lehmspiel. Keramiksymposium Eppingen (im
Museum der Majolikamanufaktur)

27. September bis 7. Januar 1996:

Schurke oder Held? Historische Räuber und
Räuberbanden

Staatliche Kunsthalle

16. September bis 29. Oktober:

Walter Stöhrer: Werke auf Papier

Prinz Max Palais. Städtische Galerie

vom 1. Juli bis 24. September:

Heinrich Klumbies – Vom Dinghaften zum
Wesenhaften und

Carl-Heinz Kliemann – Werke und Dokumente

Konstanz

Rosgartenmuseum

30. September bis 12. November:

Der Maler Erich Seidel. 1895–1984

Lörrach

Museum am Burghof

23. April bis 30. Dezember:

Nach dem Krieg – après la guerre

Mannheim

Städtische Kunsthalle

24. September bis 14. Januar 1996:

William Turner in Deutschland

Museum für Kunst- Stadt- und Theatergeschichte im Reiß-Museum der Stadt Mannheim

Seit Juni:

Wiedereröffnung nach der Neugestaltung der
stadtdenkmälerlichen Sammlungen

Pforzheim

Lichthof des Alten Rathauses

15. September bis 29. Oktober:

Hommage an Jerg Ratgeb

Altes Pfarrhaus auf dem Museumsareal

22. Oktober bis 26. November:

Alfons Kern – Stadtbaumeister (1891–1906)
und Stadtrat

Vorschau

Mannheim, Reiß-Museum

17. Dezember bis 24. April 1996:

Die Franken – Wegbereiter Europas

Buchbesprechungen

Johannes Ehmann, *Union und Konstitution. Die Anfänge des kirchlichen Liberalismus in Baden im Zusammenhang der Unionsgeschichte (1797–1834)*. 370 Seiten, Verlag Evang. Presseverband für Baden, Karlsruhe 1994 (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evang. Landeskirche in Baden, Band 50). DM 32,80.

Wie ist es zur badischen Union von 1821 gekommen, d. h. zur „Vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche im Großherzogtum Baden“ aus ehemals reformierten und lutherischen Gemeinden? Bisher ist diese Frage fast ausschließlich innerkirchlich beantwortet worden. Dabei blieb es im allgemeinen bei der Schilderung, wie eine „Union von unten“, also Bestrebungen aus den Gemeinden, besonders der Kurpfalz, und eine „Union von oben“, also Bemühungen verschiedener Behörden und Beamten der Kirchenregierung, ineinandergriffen und schließlich zum Erfolg führten.

Die hier anzuzeigende Untersuchung, eine Heidelberger theologische Dissertation von 1992, fragt nun – wohl erstmals – nach dem Zusammenhang von staatlicher und kirchlicher Neukonstituierung im neuen und sich erst allmählich konsolidierenden Großherzogtum Baden seit 1806. Erforderte der neubadische Staat nicht geradezu im Rahmen seiner Konsolidierung und Konstituierung, zumal seit seiner fortschrittlichen Verfassung von 1818, eine einheitliche evangelische Kirche? Mußte nicht der partizipatorischen Repräsentation des Bürgertums im Staat durch die Ständekammer eine ebensolche Repräsentation der evangelischen Christen in einer Generalsynode entsprechen?

Solche Fragen werden von Ehmann gestellt und positiv beantwortet. In diesem Rahmen weist er darüber hinaus den aus der späten Aufklärung geborenen allgemeinen und kirchlichen Frühliberalismus als die entscheidende Voraussetzung und prägende Kraft der Unionsgeschichte nach. Das konstitutionelle Element dieses frühen kirchlichen Liberalismus, der freilich auch die Destruktion des orthodoxen Bekenntnisbegriffes bewirkt hat (und damit die ab 1830 erstarkende neupietistische Gegenposition), verfolgt Ehmann im Laufe seiner Arbeit auf verschiedenen Stationen. Diese sind unter anderem vor allem: Die Kirchenratsinstruktion von 1797, durch die bereits in der ausgehenden Zeit des Absolutismus erste liberale Lockerungen für Theologie und Kirche in der nicht mehr reinlutherischen Markgrafschaft wirksam wurden; die Kirchenkonstitution Brauers von 1807, durch die zunächst eine Egalisierung lutherischer und reformierter Kirchenverfassung versucht wurde; die Verfassungsbewegungen von 1815/16 und das Reformationsjubiläum 1817, durch die ein neues bürgerliches und allgemein-protestantisches Bewußtsein geweckt wurde; und schließlich die Verfassung von 1818, durch die auf der Ebene

des Staates auch für die Kirche nachvollziehbare Wege einer neu sich repräsentierenden Gesellschaft gewiesen wurden. Dies alles ermöglichte die Integration zweier bisher bekenntnismäßig geprägter und getrennter Kirchen und eine liberale, demokratisch-repräsentative Kirchenverfassung, durch die – vor allem in dem neuen Organ der Generalsynode – grundlegende staatliche und kirchliche Rechte gewährt wurden. Daß dann die erste verfassungsgemäße Generalsynode nach der grundlegenden Unionsynode von 1821 erst dreizehn Jahre später, nämlich 1834, einberufen wurde, ist freilich bezeichnend für die dann wieder restaurativen Tendenzen des obrigkeitlichen Staates unter Großherzog Ludwig (1818–1830) und einer der Gründe dafür, daß nach der Euphorie des Anfangs zumindest teilweise bald eine Ernüchterung Platz griff.

Die Untersuchung Ehmanns, die frühzeitig im Vorlauf zum 175jährigen Jubiläum der Evangelischen Landeskirche in Baden im Jahre 1996 erschienen ist, bedeutet allerdings wohl auch für viele insofern eine Ernüchterung, als durch sie deutlich wird, daß eine irenisch-ökumenische Gesinnung in Theologie, Gemeinde und Frömmigkeit, wie sie in diesen spätaufklärerischen Anfangsjahren des 19. Jahrhunderts in der Tat zu spüren war, aber kaum eine Konsensusunion zustande gebracht hätte, doch in ihrer Relevanz für die Entstehung der badischen Union relativiert werden muß (bei Ehmann allerdings auch weitgehend ignoriert wird). Der Zwang zur Konstituierung des neubadischen Staates bedingte in seinem Gefüge eben auch eine einheitlich konstituierte evangelische Kirche.

Schwinge

Michael Ertz: *Geschichte der Bürgerwehr der Stadt Bretten*. Herausgegeben von der Bürgerwehr der Stadt Bretten e. V., 224 S., Bretten 1994.

Bürgerwehren haben in Baden eine alte Tradition. Ihre Geschichte spiegelt die Historie des Landes wider, und das Verhalten der Wehren in den jeweils wechselnden politischen Gegebenheiten, z. B. 1848/49, ist hoch interessant, auch wie sie die Zeiten überdauert haben oder eben nicht.

Zunächst, um auf die Bürgerwehr Bretten zu kommen, muß die Bildung einer solchen Wehr zwingende Gründe gehabt haben. Diese reichen im Falle Bretten bis auf das Jahr 1504 zurück. Hier beginnt die wehrhafte Bürgertradition der Stadt während des Bayrisch-Pfälzischen Erbfolgekrieges. Die damaligen Ereignisse schlugen sich in der Satzung des Vereins nieder, wo es heißt: „Der Verein pflegt die Tradition der seit Jahrhunderten bestehenden Bür-

gerwehr, welche die Aufgabe hatte, im Belagerungsfall die Stadt Bretten zu verteidigen.“ Damit ist der damalige Zweck des Corps festgelegt, die Bürger wurden zur Verteidigung der Stadt bei einer Belagerung verpflichtet. Die Bedeutung der Schützengesellschaften muß erwähnt werden, die ihre Freischießen abhielten und wesentlich durch die Ausbildung ihrer Schützen zur Wehrhaftigkeit der Männer beigetragen haben, in Bretten schon um 1500. Die Vorgänge bei der Belagerung Brettens durch die Württemberger und der kühne Ausfall der Verteidiger am 28. Juni 1504 sind bekannt, auch daß da die Grundlage des Peter-und-Paul-Festes liegt.

Wer diese grundlegenden Ausführungen des Autors, die nur gestreift und verallgemeinernd erwähnt werden konnten, lesen will, muß am Ende des Buches nachsehen. Der Autor hat bei seiner Arbeit eine wenig benutzte Technik angewendet, indem er die Geschichte der Bürgerwehr von „vorne nach hinten“ aufrollt, das heißt, daß er mit der Gegenwart beginnt und zum Ursprung zurückschreitet. Darüber kann man natürlich „streiten“, ob es nicht besser ist, erst das „Fundament“ zu legen und darauf das „Haus der Geschichte“ zu errichten oder umgekehrt. Das hat natürlich mit der Qualität der Darstellung nichts zu tun. Michael Ertz ist ein sehr genauer Auswerter der vorhandenen Quellen, schreibt eine gewandte Feder und stellt die Geschichte der Bürgerwehr Bretten lebhaft und interessant dar. Auf jeden Fall erteilt er dem Leser keine trockene Geschichtslektion.

M. Ertz hat seinem Buch folgende Gliederung gegeben:

I. Die Wiedergründung der Bürgerwehr Bretten im Jahre 1924. Auch die Wiedergründung der Wehr nach dem Zweiten Weltkrieg findet hier Platz, ihre Trennung vom KK-Schützenverein und das Werden zu einem selbständigen Verein, ebenso ihre Bedeutung für die Stadt heute.

II. Das „Uniformierte Bürger Militair zu Fuß in Bretten“ 1824 bis zu seiner Auflösung. Das Kapitel enthält die Entstehung des „neueren Freischießens“ und die Errichtung eines „Bürgermilitär-Corps“ in Bretten, ebenso die Entwicklung des Freischießens zum Peter- und Pauls-Fest, dem festlichen Höhepunkt der Stadt. Ganz wichtig aber ist die Darstellung des Verhaltens der Wehr in den Revolutionsjahren 1848/49. In dieser Zeit schiedien sich die Geister und die Haltung der Bürgerwehren (außer den Wehren von Sipplingen, Karlsruhe, Schopfheim, die treu zum Großherzog hielten) war in der Mehrzahl so wenig ruhmreich und indifferent, daß sie nach der Revolution aufgelöst wurden und die Großherzöge nichts mehr von ihrer Wiedergründung wissen wollten. Für Bretten ist dieses Kapitel besonders interessant, es stellt durch Ludwig Paravicini ein bedeutendes Stück Stadtgeschichte dar.

III. Dieser Abschnitt beinhaltet die am Eingang dieser Besprechung geschilderten Vorgänge.

Der Autor hat mit seinem Buch einen wesentlichen Beitrag zur Stadtgeschichte Brettens geleistet, denn die Geschichte der Bürgerwehr Bretten ist auch Geschichte der Stadt in alle ihren Facetten, historisch, politisch, gesellschaftlich, sozial. Der Bürgerwehr selbst ist zu diesem Werk zu gratulieren. Wohl wenige Bürgerwehren des Landes besitzen

eine solch fundierte Geschichte ihres Werdens, offen, ehrlich, tatsachengetreu, mit Licht und den Schatten nicht scheuend.

L. Vögely

Daniel Wenger: Wandern ohne Grenzen. Die Regio zu Fuß. 40 ausgesuchte Radwanderungen in Baden, Elsaß und in der Nordschweiz. 240 S., 113 Farb-Abb., DM 29,80. Waldkircher Verlag, 1995

Der 1932 in Gebweiler im Elsaß geborene Daniel Wenger ist ein Wanderer und Bergsteiger von hohem Grad, dessen Wanderbücher „Auf Vogesenpfaden“, „Entdeckung der Vogesen“, „Über Hügel und Täler des Sundgau“ oder „Die Südvogesen“ sich einer großen Beliebtheit erfreuen, weil sie von einem Autoren geschrieben wurden, der jeden Meter der Wanderungen selbst per pedes zurückgelegt hat und deshalb ganz einfach weiß, was diese an Vorbereitungen, Ausrüstung, Dauer, Zumutbarkeit erfordern. Es ist erfreulich, daß Wenger nun die Regio-Wanderungen hinzugefügt hat. Die Regio, das ist die Landschaft, die vom Rheinknie, den Südvogesen, dem Schwarzwald und dem Jura begrenzt wird, eine Landschaft von großartiger Vielfalt mit großer gemeinsamer Vergangenheit und hoffentlich mit großer Zukunft. Die Bewohner dieser Landschaften sind sich längst bewußt, wie wichtig die Regio in wirtschaftlicher Hinsicht ist und haben ihr Denken und Plänen gemeinsam zur weiteren Förderung dieser Ziele ausgerichtet. Aber Industrie und Handel sind nicht alles. Wanderungen in den drei Grenzregionen sind wohl das beste Mittel, die Nachbarn besser kennen zu lernen und neben der Erholung menschliche Kontakte zu knüpfen.

Die von Wenger vorgeschlagenen Wanderstrecken haben den Vorteil, daß man wieder an den jeweiligen Ausgangspunkt zurückkommt, was für die Anreise wichtig ist. Er beginnt mit dem Elsaß (die Täler von Kaisersberg, Münster, Gebweiler, Thann, Masvaux, Sundgau, natürlich mit den dazugehörigen Bergen wie der große Belchen oder der Hartmannweilerkopf), dann folgen Baden (Kaiserstuhl, Markgräflerland, Schwarzwald) und die Nord-Westschweiz (Franches Montagnes, Ajoie, Solothurn, Basel, Basel-Land, Aargau). Wer diese Gebiete einigermaßen kennt, ist erfreut, mit welcher Sicherheit Wenger die „ausgetretenen“ Pfade vermeidet und doch die volle landschaftliche Schönheit der Wanderungen anbietet. Er gliedert die Wanderungen in Ausgangspunkt, Anfahrt, Etappen, Marschdauer, Einkehrmöglichkeiten, Kartenmaterial, Anmerkungen und abschließend die Beschreibung der Fahrt, wobei das notwendige Historische und Volkskundliche inbegriffen sind. Kurz und gut: Es war eine glänzende Idee, die „Regio zu Fuß“ zu erwandern und zu beschreiben. Wenger hat damit einen ausgezeichneten Beitrag geleistet für das weitere Kennenlernen der Menschen untereinander jenseits der Grenzen und für die einzigartige Schönheit der Natur, die es mit allen Mitteln zu erhalten gilt. Das handliche Buch wurde vom Waldkircher Verlag vorbildlich gestaltet und betreut. Es „brennt einem in den Reiseschuhen“, wenn man hineinschaut.

Ludwig Vögely

Anton Heuchemer: Aus Bruchsal bewegter Zeit. Von der Französischen Revolution bis Ende des Bischöflichen Vikariates 1789–1827. Veröffentlichungen der historischen Kommission der Stadt Bruchsal, Band 10, 248 S., 26 Abb., DM 29,80. Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher, 1994

Der Titel „Aus Bruchsal bewegter Zeit“ wurde zurecht gewählt. Die Jahre 1789 bis 1827 sind in der Geschichte nur eine kleine Zeitspanne, aber was beinhalten sie! Es sind die ungeheueren Folgen der Französischen Revolution, die nachfolgenden Kriege unter Napoleon, dessen „Flurbereinigung“, die auch das Großherzogtum Baden brachte, und nicht zuletzt das Ende des Bischöflichen Vikariats. Daß dieses Buch des Geistlichen Rates und ausgewiesenen Heimatforschers Anton Heuchemer nicht nur die Koalitionskriege mit ihren schwerwiegenden Wechselwirkungen auf Bruchsal beschreibt, sondern sich der Säkularisation in Bruchsal besonders annimmt, ist selbstverständlich. Dadurch erhält das Buch auch seine Einteilung: 1. Die Franz. Revolution kommt nach Bruchsal. 2. Der 1. Koalitionskrieg gegen Frankreich 1792–1797. 3. Der 2. Koalitionskrieg gegen Frankreich 1798–1804. 4. Die Säkularisation in Bruchsal (Ende des Hochstiftes Speyer, der Bruchsaler Klöster usw.) 5. Aufklärung und Staatskirchentum. 6. Der 3. Koalitionskrieg 1805–1807 (Ende des alten Reiches, Rheinbund). 7. Im Großherzogtum Baden (die Kriege 1806–1809, Rußlandfeldzug 1812, Sturz Napoleons). 8. Das Bischöfliche Vikariat in Bruchsal (1803–1827). Der Autor verstand es, diese Kapitel mit Leben zu erfüllen, und es entstand dadurch ein hoch interessantes Zeitgemälde. Es ist kaum glaublich, was Bruchsal in dem schrecklichen Kriegsjahr 1799 durchgemacht hat bis hin zum Frieden von Luneville mit seinen Auswirkungen 1801. Pfarrer Heuchemer setzt die heimatkundliche Tradition von Dr. Anton Wetterer fort. Wohl der Stadt, die solche Erforscher ihrer Geschichte hat und die in diese Forschungen die für Bruchsal so eminent wichtige Geschichte des Hochstiftes Speyer einbeziehen. Der vorliegende Band, vom Verlag Regionalkultur in bekannt solider Weise betreut, bewältigt in beeindruckender Weise ein schwieriges Kapitel Bruchsaler Geschichte.

Ludwig Vögely

Josef Weber: Elzacher Bräuche. Erlebtes und Überliefertes aus dem oberen Elztal – Bräuche, Redensarten, Anekdoten und Geschichten. 160 S., zahlreiche Abb., DM 24,80. Waldkircher Verlag, 1995

Wenn man die Überschrift „Elzacher Bräuche“ liest, dann denkt man unweigerlich an die Elzacher Schuddig, Welche der Fasnet des Ortes ihr unvergleichliches Gepräge geben. Und darüber ist viel und von kompetenten Autoren geschrieben worden, z. B. von Prof. Johannes Künzig, dem Nestor der badischen Volkskunde. Es ist daher auch nicht verwunderlich und durchaus richtig, daß die Elzacher Fasnet im Mittelpunkt des obigen Buches steht. Von gleichem Interesse sind das Scheibenschlagen und die Bräuche um Palmsonntag, Karwoche, Ostern

und natürlich der Fronleichnam, „Herrgottstag“. Da tut sich beeindruckendes und gewachsenes Brauchtum auf, was nicht in allen Abschnitten der Sammlung der Fall ist. Wetterregeln, Redensarten, Sprüche usw. sind oft Allgemeingut und nicht spezifisch Elzach zuzuordnen. Das besagt aber nicht, daß sie nicht als allgemeines Gut in einen solchen Sammelband aufgenommen werden sollen, der folgende Gliederung besitzt: Er beginnt mit dem Brauchtum im Jahreslauf, naturgemäß in seiner Vielfältigkeit der Schwerpunkt des Buches, weiter Bräuche und Gebräuche begleiten den Menschen (von der Taufe bis zum Tode), Wetterregeln, Redensarten, Sprüche, Neckreime und Wortspiele, Es folgen der Abschnitt „Daran muß man glauben“, z. B., daß ein gefundenes Hufeisen Glück bringt, alte Gebete und Besprechungen (z. B. gegen Warzen) und die unvermeidlichen Anekdoten und Geschichten.

Der Verlag wandte dem Buch die gleiche Sorgfalt zu, wie er sie den Hansjakob-Bänden zukommen ließ. Schon von außen betrachtet, weiß man, daß dieses Buch vom Waldkircher Verlag stammt.

Ludwig Vögely

Erwin Reischer: Steinige Wege am See. Erinnerungen seines Gewerkschaftssekretärs und Kommunalpolitikers. 256 S., DM 29,80. Eigenverlag des Arbeitskreises für Regionalgeschichte Konstanz, Schriftenreihe Band 11, Marktstätte 22, Konstanz, 1994

Der Konstanzer Arbeitersohn Erwin Reischer, der es zum Stadtrat, Kreisrat und Vorsitzenden des DGB-Kreises Konstanz brachte, schildert mit seinem Werdegang gleichzeitig ein wichtiges Stück Regionalgeschichte des Bodenseeraumes. Er hat kommunale Politik als Gewerkschafter aktiv mitgestaltet, und so ist das Buch eine politische Selbstbiographie, aber auch Rechenschaftsbericht über ein für die Allgemeinheit außerordentlich tätiges und erfolgreiches, an Höhen und Tiefen reiches Leben.

Die Einteilung, die Reischer seinem Buche gibt, zeigt die vielen und teilweise sehr schweren Probleme, die er ab seiner Jugendzeit zu bewältigen hatte und die er auch aus der Perspektive des Gewerkschafters aufzeigt, z. B. Jugend und Wege zum Engagement in Politik und Gewerkschaft, Erlebnisse des Gewerkschafters bei „Nahrung, Genuß, Gaststätten“ in Singen, das gewerkschaftliche Ringen um Mitbestimmung, die Arbeit als Stadtrat in Konstanz, die Universitätsgründung und ihre Folgen, Konstanz und sein regionales Umfeld, das Bodenseeufer gehört allen, die Gewerkschaften in der Gesellschaft u. a. Was nüchtern hier aufgereiht wurde, war in Wirklichkeit das harte Ringen um die Mitgestaltung des Lebens in der Nachkriegszeit, sehr interessant geschildert, Roß und Reiter nennend, selbstkritisch und klug urteilend und mündet in eine Bilanz, die sich sehen lassen kann. Es ist das politische Bekenntnis eines aufrechten Mannes, das überregionale Bedeutung hat.

Ludwig Vögely

Ludwig Vögely: Kraichgauer Gestalten, 36 historische Persönlichkeiten aus Politik, Kirche, Wissenschaften und Kunst, Verlag regionalkultur, 1994

Ludwig Vögely, selbst ein Sohn des Kraichgaus, hat sich in verschiedenen Publikationen dieser Landschaft verbunden gezeigt. Genannt seien hier nur das „Sinsheimer Heimatbuch“, „900 Jahre Eschelbach“ und die „Sagen des Kraichgaus“. In seiner neuen Arbeit widmet er sich in Kurzporträts der erstaunlichen Fülle von Persönlichkeiten, die aus dieser Landschaft hervorgingen und in ihrem Tätigkeitsbereich weit über sie hinausgewachsen sind. Das Gewicht, das dem doch kleinräumigen Kraichgau bei der Heranbildung großer Persönlichkeiten zukommt, läßt sich an der Spanne zwischen Revolutionären (Joß Fritz, Anton Eisenhut, Friedrich Hekker, Franz Sigl), Bischöfen (Johann Baptist Orbin, Friedrich Justus Heinrich Knecht, Ferdinand Julius Bender) und Staatsdiener (Franz Anton Regenauer, Ludwig Paravacini, Ludwig Karl Friedrich Turban, Wilhelm Nokk, Friedrich Ries, Karl Kölmel) ablesen. Vögely sieht in dieser Spannung gegensätzlich strukturierter Persönlichkeiten eine landschaftsbezogene Logik am Werke: „Wie ein roter Faden zieht sich durch ihr Wirken das Bemühen um den Staat . . . Sie waren von einer beinahe einheitlichen konservativen Haltung“. Die andere Seite aber ist das revolutionäre Element, das in der Geschichte des Kraichgaus genauso kräftig ausgebildet ist. Konservative und revolutionäre Haltung haben aber einen gemeinsamen Fluchtpunkt: Das Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit im Hinblick auf das Gemeinwesen. Je nach den historischen Situationen wird daher das eine oder das andere „Charakterelement“ des Kraichgauers ins Spiel kommen, ohne daß es von einer historischen Warte aus gesehen, einen Widerspruch bilden muß. Diese Einsicht ist es denn wohl auch, die Vögely mit seinen Porträts vermitteln will. Mit seinen „Kraichgauer Gestalten“ kehrt er zurück zu den Penaten, die sein eigenes Leben begleitet haben.

Der Büchertisch

gedeckt von L. Vögely

1. Sauer, Walter: De Pälzer Max un Moritz. 63 S., DM 16,-, Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg, 1994

„Em Willem Busch soi siwwa Lausbuweschichde, iwwersetzt vum Walter Sauer“ sind zu einer wirklich vergnüglichen Lektüre in pfälzer Sprache geworden. Max und Moritz als echte „Pfälzer Kri-scher“, bedacht mit allen Attributen, über welche die pfälzische Mundart verfügt, vom Seggel, Raiwer, Schode und Schlawiner, sind in jeder Sprache unsterblich. Pfälzer Sprachwitz und Humor gewinnen den Streichen neue Seiten ab, vereinnahmen Max und Moritz für die Pfalz, und alles ist halb so schlimm. Sie und ihre „Opfer“ werden – wie der Übersetzer es ist – zu „Mannemer Bloomailer. Alle Freunde der Lausbuben und des pfälzer Dialekts werden an diesem Büchlein ihre Freude haben.

2. Wehr, Andrea, Hrsg.: Neckar-Lesebuch. 96 S., DM 19,80. Silberburg-Verlag, 70197 Stuttgart, 1994

Der Untertitel des Büchleins lautet „Geschichten und Gedichte dem Neckar entlang.“ Damit weist es sich als Lesebuch aus, in dem die stattliche Anzahl von 62 Autoren zu Wort kommt, denen sich noch etwa 30 Beiträge von Kindern und Jugendlichen anschließen. Hölderlin eröffnet den Band mit dem Gedicht „Der Neckar“, um den herum sich die nachfolgenden Erzählungen, Gedichte, Märchen usw. ranken, heitere bis melancholische, moderne und ältere Texte. Das ergibt ein buntes Gemisch verschiedenartiger Stimmungen und Empfindungen. Alle Beiträge sind Ergebnisse eines literarischen Wettbewerbs der Stadt Freiberg a. N., die ihren Lohn in dieser Veröffentlichung finden.

3. Gaser, Ruth, Hrsg.: Badisches Paradiesbüchlein für Weinkenner und Gourmets. 112 S., DM 29,80. Silberburg-Verlag Stuttgart, 1994

Dies ist eine Neuerscheinung, die man mit Vergnügen liest. Vor allem angesprochen werden die vielen Weinfreunde unseres Landes und die Gourmets, die das badische „Savoir vivre“ praktizieren oder die es kennenlernen wollen. Das vom Verlag sehr schön ausgestattete und reich bebilderte Bändchen bietet viel: Redensarten, Weisheiten (denn im Wein liegt bekanntlich die Wahrheit), Sprichwörter in den Mundarten unseres Landes, also von der Pfalz bis zum Rheinknie bei Lörrach, Rezepte und Gedichte. Das heißt mit anderen Worten, daß der badische Wein von der Kurpfalz, der Ortenau über den Kaiserstuhl bis zum Markgräflerland oder auch des Frankenlandes vorgestellt wird. Und wem wird nicht der Mund wässrig, wenn er die Rezepte für ein badisches Schnecken-supple, Ortenauer Schäufele, Ochsenfleisch mit Meerrettichsoße, Kirschenplotzer u. v. m. liest! Autoren wie z. B. J. P. Hebel, Hanns Glückstein, Philipp Brucker oder Heinrich Hansjakob bieten Gewähr für eine unterhaltsame, interessante Lektüre, denn nicht wahr: „Liwär Winnschdain als Galleschdain!“

4. Klaus Graf: Sagen rund um Stuttgart. 224 S., zahlr. Abb., DM 32,-, Braun-Verlag Karlsruhe, 1995

Das ist das siebte Buch der erfolgreichen Sagen-Reihe des Braun-Verlages. Nach den „Sagen des Kraichgaus“, „Rund um Karlsruhe“, „Rund um Freiburg“, des „Markgräflerlandes“, der „Schwäbischen Alb“ und „Rund um den Bodensee“ wird die Edition mit den „Sagen um Stuttgart“ fortgesetzt. Das ist ein überdurchschnittlich gutes Sagenbuch, theoretisch ebenso überdurchschnittlich fundiert und auf sorgfältigen und vielfachen Recherchierungen basierend. Damit besitzt es Vorbildfunktion für etwaige weitere Sagenbücher-Neuerscheinungen. Das Buch erhielt verlegerisch die gleiche gute Betreuung wie die vorhergegangenen Bände.

Autoren dieses Heftes

Dr. Joachim Becker,
Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim
Rathaus, 75158 Pforzheim

Gerhard Brädle
Hauptstraße 65, 75181 Pforzheim

Heinrich Fischer
Fontaneweg 2, 75443 Ötisheim

Horst Frisch
Würmer Hauptstraße 34, 75181 Pforzheim

Dr. Heide Hammel
Bayernstraße 4, 75177 Pforzheim

Josef Hauck
Pfauenweg 4, 68766 Hockenheim

Heike Kronenwett M.A.
Welfenstraße 17, 76137 Karlsruhe

Mina Roller
Kronprinzenstraße 40, 75177 Pforzheim

Bärbel Rudin
Am Bühlwald, 75249 Kieselbronn

Adolf Schmid
Steinhalde 74, 79117 Freiburg

Gustav Schrank, Bürgermeister
Rathausstraße 1, Postfach 1548,
68766 Hockenheim

Hartmut Tesseraux
Rathaus, 68766 Hockenheim

Dr. Christoph Timm
Kulturamt Pforzheim,
Neues Rathaus Marktplatz 1, 75158 Pforzheim

Gernot Umminger
Kähnelacker 3, 79312 Emmendingen

Ludwig Vögely
Tiefentalstraße 35, 76228 Karlsruhe

Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

Das Photo des Ständehauses in Heft 2, Seite 175 wurde dem
„Wegweiser durch Karlsruhe 94“ entnommen.
Es wurde aufgenommen von M. Lotsch u. M. Cajkusic.
Wir bitten um Entschuldigung für den fehlenden Nachweis.